Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

Jahrg. Nr. 6 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 5. Februar 1939
Vorzugspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Sagen wir „Du" zueinander

In guter Laune, in Lustigkeit und Ausgelassenheit begegnet man sich auf so manchem schönen Fest. Viele, sehr viele sagen dann „du" zueinander, ein zärtliches oder lachendes oder vielleicht auch ein etwas zaghaftes Du. Sind es bald wieder vergessen sein? Oder werden die angeschlagenen Herzensaiten noch lange klingen? Unsere guten Wünsche begleiten ebenfalls die Vergnügten.

Doch auch schon sechs Gläser Kognak können es machen".

Sie sind unter starken Männern nicht zuviel. Sie erwärmen angenehm das Herz und lockern [illegible]. Der Kopf wird einiger Sorgen ledig. Man sieht einander mit mehr Wohlgefallen an als vielleicht sonst, man klopft sich auf die Schultern, man kommt sich sozusagen näher. Und plötzlich sagt man sich „du". Nicht ganz unmotiviert, sein. Man kennt sich ja schon einige Zeit, wenn auch nicht besonders genau. Die feine Sitte haben nun die Sache betrüchtlich erleichtert.

Auch sechs Tage eines anstrengenden Marsches ins Feindland sind Beispielsweise zurück. Die Schützenbrüder brauchen daran nicht gleich ihre Fäden zu knüpfen. Man hat manches gemeinsam durchgestanden und die Tage weit und heiter verlebt. Immerhin: die Nachtigall hat offenbar auch einmal besonders lieblich geflötet. Und das menschliche Herz schlägt auch ohne Kognak künftig schneller und stärker. Wir wollen da nicht weiter nachrechnen. „Jedenfalls auch hier: zwei Menschen sagen sich mit einem Male „du".

Und auch sechs Stunden des gemeinsamen Erlebnisses irgendeiner Gefahr oder irgendeiner dauernden Begebenheit sind nicht „zuviel". Oefters schafft ja das Leben solche Situation, in denen sich Menschen, die miteinander sonst wesensfremd sind, irgendwie begegnen. Es ist nicht unbedingt nötig, sich daraufhin gleich „du" zu sagen. Kommt aber häufig vor. Wobei es sich nur fragt, ob das „Du" auch vorhält, und was es überhaupt für diese Menschen und in ihrem Leben bedeutet.

Ja, in allen Fällen fragt es sich wohl! Es ist eine wichtige Frage. Nun schön, so läßt sich diesen erwidern, die mit Hilfe des Kognaks oder der Nachtigall oder eines besonderen Ereignisses miteinander näher kamen, ihr sagt euch „du". Aber was fangt ihr eigentlich an? Wird sich euer Du auch über die Stunde oder den Tag, an dem es so wacker beschlossen wurde, bewähren? Wird es euch tatsächlich sehr aneinanderbinden? Oder werdet ihr euch ganz einfach daran gewöhnen und es dann künftig gedankenlos sagen? Oder im Ende vielleicht sogar: werdet ihr euch einmal dessen schämen? Ja, es stehen wohl manche Probleme in diesem kleinen, unscheinbaren, doch wie Liebriges, Heiliges wie Profanes umfassenden Wörtchen „Du".

*

Wie viele Möglichkeiten gibt es da! Und wie viele Grade des innigen Wertes eines Du! Da ist das vertraute „Du" in der Familie. Über das man gar nicht mehr weiter nachdenkt, das einfach von vornherein gegeben war und nun da ist, gleichsam als Spiegel einer natürlichen Zusammengehörigkeit. Wird es nicht aber auch dann etwas zu mechanisch angewendet? Kommt es nicht auch vor, daß man sich in der Familie vor „du" sagt, aber fremden nur nebeneinander lebt? Es lohnt sich wohl, dies einmal zu bedenken. Denn schon hier zeigt sich die Kernfrage. Die tiefe Dokabel „du" ist unwichtig — — wenn wir zu einem Menschen „du" sagen, dann müssen wir eben diesen Menschen als ein lebendiges Du auch empfinden, müssen ihn damit auch wirklich „anreden", ihn persönlich mit und in diesem Du verstehen und „meinen".

Einigermaßen rasch, aber herzlich, nicht gefühlsbetont, aber ehrlich ist das Kameradschaftliche Du unter Männern. Es kommt aus dem Bereich gemeinsamer Aufgaben und Ziele, gemeinsamer Interessen und Pflichten; es ist mehr sachlich als persönlich-menschlich; aber es ist doch, sofern es echt ist, ein unbedingtes Einstehen für den anderen. Auch das soldatische „Du" war und ist ja ein Du nicht eigentlich der menschlichen „Intimität", sondern eben der ganz besonderen soldatischen Nähe von Kameraden in gemeinsamem Dienst, vor allem in Not und Gefahr. Wenn und wo Kameradschaft zur Freundschaft wird, das ist im Einzelfall freilich schwer zu bestimmen. Ueberdies sind wir ja heute in den Aeußerungen unserer freundschaftlichen Gefühle sparsam und knapp. Sentimentaler Ueberschwang ist uns peinlich. Wir wollen in der Freundschaft Taten sehen und die nicht weiter beredte Gewißheit vom Dasein und Bereitsein des anderen haben. Sind wir uns darum menschlich weniger nah? Keineswegs! Sofern wir wahre Freundschaft hegen, meinen wir mit unserem Du unmittelbar den ganzen Menschen, den anderen als so oder anders schicksals- und charakterbedingte lebendige Person. Freundschaft reicht hierin also schon tiefer als Kameradschaft. Aber freilich noch nicht so tief wie das innige, gläubige, vertrauensselige, schicksalsbereite „Du" der wirklichen Liebe, das zu einem anderen Menschen ganz und gar „ja" sagt, sich mit dessen ganzem Wesen gleichsam identifiziert, ihn als vollkommen begreift. Und besitzen wir nicht auch noch ein anderes Du, ein höheres, ein heiliges, das Du zu Gott? Oder das Du zum Schicksal, sofern wir in ihm eine letzte Weisheit, einen für uns nur noch ahnbaren lenkenden Willen erkennen?

In der Tat: unendlich vieles kann dies winzige Wörtchen, das eigentlich nur ein Laut, ein Hauch ist, bedeuten. Es kann in der Stunde des Leichtsinns oder der ungebundenen Verantwortlichkeit geboren werden, ebensogut aber auch in der Stunde des Ernstes, des Schmerzes, wie des wahren Glücks. Es kann Bekenntnis oder Phrase sein. Plumpe Anbiederung kann in ihm lauern, aber auch menschliche Entscheidung, unmittelbare Begegnung. Die ganze Seele kann in ihm schwingen, es kann aber auch hohl sein wie ein ausgeblasenes Hühnerei. Und das lebendige Du kann auch wieder sterben; es bleibt dann zwar äußerlich meistens beim „Du", innerlich sagen sich die Menschen wieder „Sie". Umgekehrt kommt es selten vor, daß Menschen äußerlich Sie zueinander sagen, insgeheim und innerlich aber schon „du" — es braucht nur noch eine Zeit des Reifens und Gewißwerdens, um schließlich wie eine neue Blüte aufzubrechen.

Das „Du", das wir aussprechen, ist in der Tat mehr als ein zufälliges Wort. Es bedeutet schöpferisches Geschehen, sinnvolle Ergänzung. Das „Ich" allein ist nichts ohne ein „Du". Das Ich allein ist gar nicht lebensfähig: es erlangt erst Gehalt und wird wertvoll am Du, in einer wie immer auch begrenzten lebendigen Gemeinschaft. Erst wenn ein Ich wirklich du sagt und sagen kann, nicht mechanisch, sondern schöpferisch, hat es den innersten Kontakt zum Lebendigen gewonnen. Aber denken wir dabei daran, daß dieses Du nicht heute ist, alles zu vermengen, sondern dazu, sich gegenseitig zu fördern und in Kameradschaft, Freundschaft, Liebe verbunden zu sein.

Georg Foerster

Foto: Terra

AM FENSTER

Von Josef J. Link

Nun ist es still in meinem Zimmer.
Vom Fenster kommt mir alles ein:
Des vollen Lebens bunter Schimmer
Und Bilder klein und groß, und immer
Viel Lachen und viel Traurigsein. —

Die Kinder tollen ihre Spiele,
Jungaugen fassen froh die Welt.
Und manche geh'n voll hoher Ziele,
Auch müde wandernd kommen viele,
Auf die des Tages Schatten fällt.

Ich muß so vieles überdenken.
— Der Tag geht langsam schon zur Ruh'. —
Bald werden Sterne Frieden schenken
Und alle Wege heimwärts lenken. —
Ich ziehe still den Vorhang zu.

ANTJELEEN

Erzählung von Hans Friedrich Blunck

Wie ich zum ersten Mal zu Wasser ging? Lieber Freund, das ist wieder eine von jenen tiefen unnützen Fragen, die große abenteuerliche Geschichten hervorlocken wollen und kleine Antworten bekommen.

Es war nämlich nur ein Mühlenteich, in dem ich mein erstes unfreiwilliges Bad genommen habe. Dafür spielt eine wirkliche Liebesgeschichte und auch etwas von guten und bösen Geistern hinein, es ist also wert, daß ich's erzähle.

Ich werde ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein. Meine Eltern waren zu der Zeit auf der herrlichen alten Wassermühle eines Verwandten in Ostholstein zu Besuch und hatten für mich ein Kindermädchen aus dem Ort, Antjeleen, in Dienst genommen, deren große blaue Augen ich heute noch vor mir sehe.

Was hatte Antjeleen zu tun? Sie sollte mich auf den kleinen schmalen Wegen des Mühlgeländes auf und ab führen, sie sollte Blumen mit mir pflücken und sie sollte mir Geschichten erzählen, denn mein Vater machte weite Wanderungen und meine Mutter hatte genug mit den Zwillingsgeschwistern zu tun, die gerade ihren Weg ins Leben gefunden hatten.

Was tat Antjeleen statt dessen? Geschichten wußte sie allerdings ohne Ende, lange, atemlose Geschichten vom Mühlenteich, vom verfunkenen Schloß, das hier einmal aufragen hatte und von den Burschwieken, die in den Wucherblumen wohnten. Ich sah sie auch alle. Vielleicht sieht man als Kind noch mehr von Geistern und frechhäutigen Wasserkerlen; ich weiß noch heute, wie einer von den Grünen deutlich das große Mühlrad hinunterrutschte und sich dabei prustend überkullerte.

Aber Antjeleen hatte anderes vor. Sie ging viel öfter als nötig am Graben unterhalb des Wehrs entlang, sie blieb hinter den Büschen stehen und nickte zu meinem Erstaunen zur Mühle hinüber, meist grade dann, wenn drüben ein mehlgraues Gesicht aus dem Fenster hing. Schon damals lernte ich bemerken, daß diese Zuwinken für Dritte meist ein Ärgernis ist; ja, ich weiß deutlich, daß ich auf den Müllerknecht oder auf meine wunderschöne flachshaarige Antjeleen eifersüchtig war, ich zerrte und zerrte in Gedanken an ihrer Schürze und stampfe vor Ungeduld. Ach, meine bitteren Erfahrungen in Liebeshändigen haben früh begonnen.

Wirklich, der Zorn meiner fünf jungen Jahre zog sich auf das Gespenst aus dem Mühlenfenster zusammen, und wenn ich mich auch vom Ufer fernhielt, so wünschte ich doch an die schwarze Magie geballten Fäuste, so wünschte ich diesem Fremden das dritteln alle Strafen böser Könige und dunkler Schatzhüter an.

Grund genug zur Eifersucht hatte ich! Nicht nur, daß Antjeleen jener verwünschten Weiße nichts zurückte — nein, das Burschenfest winkte wieder! Und viel schlimmer als das: Während ich Verstecken spielte, kam einmal ein leiser Pfiff, und meine schöne heldhafte Freundin — denn in allen Geschichten war sie doch zuletzt die Liftige, die den Knoten schürzte und löste — ich sage, meine schöne, heldhafte Freundin verlor sich wie von ungefähr und ließ mich mitten in hohen Farn allein. Ich merkte die List, ich war sehr traurig und fühlte mich einsam. Aber ich blieb doch tapfer und tapste langsam einen Weg für mich, bis ich zu meinem Schrecken vor mir Antjeleen neben dem weißen Gespensterkerl stehen sah. Da brüllte ich wie von der Natter gestochen, und der Mehlige war wie im Husch von dannen. Wirklich, als ich die scheuernden Fäuste von den Augen hob, war es, als sei kein Mensch jemals dagewesen. Das sagte mir auch Antjeleen einen balben Tag lang. Sie redete und redete und lachte mich aus, bis ich selbst an meinem Wissen zu zweifeln begann. Sie erzählte dem Verlachten auch noch einmal die allerschönsten Geschichten, die immer darauf hinaus liefen, daß die Augen den flinksten Leuten etwas vorzuflunkern hatten. So brachte sie mich mit viel Närrlichkeit dazu, daß ich das Erlebnis in mich verbiß und niemandem davon erzählte.

Aber ich traute von nun an all ihren Geschichten nicht recht. Ich war vom Glaubigen zum Verzweifler geworden, der, um seine Antjeleen zu schützen, die Augen offen hielt und die Mühle mit ihren grünen Geschlechtern weißen Gespenstern nicht mehr aus den Blick ließ.

Wie sehr ich recht hatte! Es war am Tag nach einem furchtbaren Gewitter. Wir hatten in der Nacht alle zusammen auf der Diele gebadet und ich hatte die Frage gestellt: „Und dann, wenn der Blitz einschlägt?" Ich weiß die Antwort noch, als sei's gestern gewesen: „Dann sind wir tot!" — „Aber wie ist das: tot?" — „Wir schlafen und schlafen und wachen gar nicht mehr auf." — „Wir wollen aber nicht tot sein, Antjeleen!" — „Nein, wollen wir auch nicht!" Sie sah mich erschrocken an sich, und ich vertraute auf ihr furchtsames Zeichen unserer Freundschaft.

Trotzdem perrlet sie mich schon am andern Tag. Wir pflückten gerade kleine Grashüten, die, aus ihrem Mutterkelch gezogen, weiß und zart und wunderoll würzig schmeckten. Sie wuchsen dem Mühlenteich am nächsten auf feuchtem Untergrund; ich kann heute nicht mehr sagen, von welcher Art sie waren, ich weiß nur, daß sie schöner als die gezierte Birne mundeten. Ich suchte denn auch so eifrig, ich überhörte, daß zur Mittagsruppe gerufen wurde, ich überlud, daß wir, wie ungewollt hinter die dünnen Erlen geraten waren, die mir sonst unheimlich schienen. Ich hörte nur auf einmal einen halblauten erschrockenen Ruf, kam hoch und sah gerade, wie mein schönes, liebes Mädchen von dem entsetzlichen weißen Feind gejagt und gegriffen wurde, und wie der Unhold mit seinem grausamen Gesicht immer näher und näher an ihr Gesicht kam, um sie zu fressen. Und ich gewann solchen Mut, ich schob dem Gespenst blind in die Fratzenhöhlen und verbiß mich mit ihm um meine Antjeleen einen Ringkampf auf Tod und Leben.

Der Mann aber erschrak über den unvermuteten Angreifer so sehr, er brüllte und feilte in seiner Ueberraschung nach hinten aus. So wirbelte ich in die Erlen hinein und von da mit einem dumpfen Plumps kopfüber in den Mühlenteich.

Der wilde Kerl hat mich selbst wieder herausgeholt, das war das Bestimmernbste von allem. Ich beulte ihn zum Dank an, als hätte ich am Spieß, ich weiß auch noch deutlich, wie alle Fenster aufsingen und sogar der Oheim den Kopf zur Mühle hinaussteckte. Ich erinnere mich, wie ich zwischen von Antjeleen ins Haus geschleppt wurde und nur immer lärger brüllte, vor Wut über das Wasser, vor Wut über den Mehlkerl und zugleich auch weil, solange ich noch schrie, alle um mich herumstanden und mich trösteten.

Ich glaube, ich habe darüber zu erzählen vergessen, wie alles eigentlich gekommen war; vielleicht begriff ich auch, daß man von seinen Niederlagen nicht viel reden soll. Aber etwas habe ich noch vergessen, und das ist das Wichtigste: der Mut der Eifersucht.

Post für die Leser des „7. Tages" aus Köln:

„Wenn ich nicht krank wär', lieber Leser ..."

Warum Marita Gründgens kein Interview geben konnte — Aber sie schreibt uns dafür einen langen Brief

Als unser Lk-Schriftleiter kürzlich in Köln beim Rundfunk zu Besuch war, wollte er natürlich nicht versäumen, auch die beliebte Vortragskünstlerin Marita Gründgens (Wenn ich gerad hier bin!) zu besuchen, um den Lesern des „7. Tages" davon zu berichten. Leider aber konnte Marita Gründgens kein Interview geben. Warum? Das schreibt sie uns in diesem liebenswürdigen Brief, den sie uns aus Köln schickt und der sicher allen unseren Lesern große Freude bereiten wird. So, und nun hat Marita das Wort:

Liebe Leser des „7. Tages"!

Es ist ein Verhängnis, ich konnte dem „7. Tag" kein Interview geben, und Ihr werdet sicher furchtbar böse mit mir sein. Aber auch ich bin ja nur ein Mensch und kann — leider — genau wie jeder andere auch. Da kann man halt nix machen. Nun ist das ja bei mir so 'ne Sache, wenn ich das, was ich am Hals habe, am Bein hätte, ich hätte bestimmt das Interview gegeben. Aber mit einer Mundentzündung am Hals kann man nicht sprechen, und das wäre ja doch notwendig gewesen. Und eben weil ich so pflichteifrig bin und die guten Mannheimer nämlich nicht draufsehen wollte, habe ich einen Rückfall bekommen und muß nun schweigen! Ach, ist das schwer. Wir Frauen reden ja an sich schon gerne, wir sind ja dafür bekannt! Aber, soo furchbar gerne wie ich reden bestimmt nicht viele. Die größte Freude an meinem Gemurmel hat ja nun mein kleiner Claus! Der kann ja selbst noch kaum reden, er ist ja man erst 1½ Jahre alt! Und wenn ich nun jetzt zu ihm sage: „Du, am ahum . . . lacht er sich bestaat. Da wären wir. Und weil ich nun das Interview nicht geben konnte, erzähl' ich halt ein wenig von mir und über mich. Neugierig seid Ihr ja gar nicht. Ich weiß, aber trotzdem.

Wie alt ich bin geht außer mir und der Paßbehörde niemand etwas an, ich bin so jung! Nee, nee. Wie ich zu dem Beruf kam? Tja, zunächst mal wurde ich Klavier und Gesang ausgebildet und wollte — ganz ernsthaft — Oratorien singen, ich liebe Bach, Brahms, Schubert über alles. Dann aber entdeckte ich, daß mir das Nachahmen von Menschen, besonders der Stimmen, sehr Spaß und Freude also an, komisch zu werden. Die Kindersumme entstand durch einen Zufall, ganz privat, ich erprobte es mal und siehe da, es schlug ein. Wie ich das mache, weiß ich nicht, ich kann also da kein Rezept für schreiben. Ich weiß nur, daß ich Kinder von jeher über alles geliebt habe und mich viel, viel mit den Kleinen beschäftigte. Ich finde, es gibt nichts Dankbareres und Beglückenderes als sich einem — jetzt ja sogar seinem — Kind zu widmen. Hach, und was die kleinen Gauner alles ausdenken, was sie wissen wollen, und wie schlau und raffiniert die schon sind! Sehen Sie, und so entstand wohl das, was Sie an mir heute so lieben, diese Vertiefen ins Kind. —

Ich lebe in Köln, nicht etwa in Berlin, wie man meistens denkt. Ich bin in der goldigen Stadt Düsseldorf geboren, und lebe seit 1930 in Köln. Weitens bin ich gerne auf Reisen, und lerne Städte und Menschen kennen. Ob das immer schön ist, das Fortsein? Ganz ehrlich gesagt, nein, sonder in den Ferien ist's dann um so schöner, und wenn andere aus Ferienfreude reisen, bleib ich mal endlich für vier Wochen daheim.

Was ich so in meiner Freizeit tue? Zu Hause mit Claus spielen, viel und gerne lesen, singen (siehe oben Brahms und Schubert!), stricken!! Ja, da staunen Sie, gell, aber ich tue das wahnsinnig gern, es beruhigt so bis Nerven, und bei langen Bahnfahrten ist es eine angenehme Beschäftigung. In Beispiel, wo ich täglich 14 Tage gastierte, saß ich in der freien Zeit in meinem Hotel und strickte. Eines Abends stehe ich auf der Bühne und sage ein Chanson mit folgender Vorkonference an: . . . und möchten so gerne wissen, was tut die Gründgens eigentlich, wenn sie nicht auf der Bühne steht? Und bevor ich weitersprechen, rufen ein paar Leute: Stricken! Sie können sich denken, daß ich da nicht ernst bleiben konnte. —

Neulich bin ich in Halle und bestelle mir im Hotel nach der Vorstellung noch ein Schnitzel, und was glauben Sie? Der Stückenchef hat mir in Kompensiertestreten mein Monogramm mit Ausrufungszeichen draufgarniert! Das sind so kleine Zeichen, über die man sich herzlich freut. Ueberhaupt ist es einfach rührend, wie das Publikum oft ist, welch liebe Zeilen da geschrieben werden, oder wie sie strahlen, wenn sie einen Händedruck oder ein Bild erwischen. Man weiß ja gar nicht, daß man irgendwie gern gesehen wird. Ich habe kürzlich ein wunderbares Erlebnis gehabt. Ich sollte, nach einmaliger Absage, zum zweiten Male in Jena gastieren. Das war am 27. Dezember, als es die schrecklich kalten, herrlichen Schneetage gab. Na, was soll ich lange erzählen. Mein Zug steht in Kassel, eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, vier Stunden, bis ich also in Weimar (Umsteigestation für Jena!) ankomme, ist es nachts 12 Uhr und die Vorstellung (denkste!!) länaft zu Ende! Jawoll, wie ich aussteige, brüllt jemand: Marita!!! Ich werde also von zwei Herren abgeholt, rein in ein Auto und hatte was Janzste nach Jena! Ich totmüde, etwas verbittert, denn 15 Stunden Bahnfahrt ist ja auch kein Spaß! Na, plötzlich können wir nicht weiter: Schneeverwehungen. Die Bahnleiter raus, Schnee geschippt! Ich, höhnisch feixend, stemm dabei und werde mir so meine Gedanken Erklärung. Dann glücklich um 1 Uhr nachts in Jena! Und was glauben Sie: Der Saal war noch dreiviertel voll! Ich raus in Pelzmantel, Hut, Ueberschuhen mit Schnee dran und . . . das Publikum begrüßte mit stürmisch! Ja, war so gerührt, daß ich Hunger und Müdigkeit vergaß und schnell noch zwei Sachen, so wie ich war, vortrug. —

So, das wär's für heute. Ich hoffe, es hat Sie ein bißchen für das ausgefallene Interview entschädigt, und wenn es sich ein anderes Mal trifft, soll das Interview dennoch stattfinden. Toi, toi, toi.

Herzlich
Marita Gründgens.

*

Natürlich hat und dieser schöne und herzliche Brief entschädigt. Alle unsere Leser und Leserinnen, die Marita Gründgens kennen und ihre Kunst lieben, danken ihr aufrichtig für ihre Freundlichkeit und wünschen ihr recht baldige Besserung.

SPRUCH DES HANDWERKS

Alles, was dich wärmt und schützt,
Haus und Schwert, Schuh und Gewand,
all Gerät, das treu die nützt,
ist ein Werk von Menschenhand.

Ist mit Sinn und Fleiß erdacht,
daß es Not und Müh die spar.
So dient die durch Tag und Nacht
manches fremde Händepaar.

Gäbe eins sein Werk nur auf,
wollt beizeiten stille stehn,
würde deinem Tageslauf
Wohl durch Mangel Leid geschehn.

WALTER KRUPPA

Dies nebenbe

In England gibt es eine ganze Anzahl Ba
rufe, von denen die große Oeffentlic
keit keine Ahnung hat. Zu ihnen g
hört der des Krötenzüchters, der einen
ten Markt im Lande hat, da die Gärte
diese nützlichen Tiere kaufen, um durch a
die schädlichen Insekten von Blumen- u
Gemüsebeeten fernzuhalten. Etwas Beso
deres ist es sodann, wenn jemand sein
Lebensunterhalt mit dem Anzünden v
Streichhölzern verdient. Diesen Beruf g
es aber in den großen englischen Streic
holzfabriken, wo eine Person nur damit b
schäftigt ist, den Inhalt der Streichholzschac
teln durch das Anzünden des erst best
Holzchens zu prüfen. Der Verkäufer v
Eselsmilch ist ebenfalls Vertreter eines se
samen Berufes, es gibt aber in Engla
Leute, die auf die gesundheitliche Wirkun
der Eselsmilch schwören. London besi
auch einen Moossammler. Dieser Ma
führt allwöchentlich zweimal mit sein
Ware nach einem etwa 30 km von der Sta
entfernten Ort, sammelt dort frisches Mo
und verkauft es dann zu Schmuckzwecke
Bei der englischen Berufszählung wur
auch der Beruf eines Rauchkäfers genann
Das sind Leute, die den Rauch von brenne
dem Hickory-Holz in Flaschen sammeln,
Rauch wird dann zu verschiedenen Zwecke
verwendet, hauptsächlich zum Räuchern v
Schinken. Der Sammler von Wallroß-Schnur
barthaaren ist ebenfalls ein sonderbarer G
schäftsmann, aber seine Sammeleidensch
hat einen praktischen Hintergrund, denn d
Schnurrbarthaare des Wallrosses werden
Zahnstochern verarbeitet. Sehr eigenartig
der Beruf des Champagner-Reinigers, se
Amt besteht darin, die Champagnerflasche
von dem sich bildenden Satz zu befreie
ohne daß etwas von dem Inhalt verlore
geht. Die Flaschen werden zunächst m
Kork nach unten aufgestellt, so daß sich d
Satz am Korken sammelt, dann wird d
Korken so herausgezogen, daß der Satz b
seitigt werden kann, ohne daß auch nur e
Tropfen des Weines verloren geht.

*

Nächst dem Goldhähnchen ist der Zau
könig der kleinste europäische Vogel. Se
geringes Gewicht von höchstens 8—9 Gram
ermöglicht es ihm auch, gelegentlich ei
Polle zu spielen, die man im Tierreich g
nicht vermutet hätte. Während der Zau
könig nämlich bei uns in Deutschland Strich
und Standvogel ist, erweist er sich im No
den, besonders in den skandinavischen Lä
dern, als Zugvogel. Und wenn er im Herb
gen Süden zieht, dann sucht er sich ein z
verlässiges „Flugzeug" aus, das ihm ein
mühelose und bequeme Reise ermöglicht. A
„blinder Passagier" richtet er sic
häufig im Gefieder einer Eule wohnlich e
und legt große Strecken auf dem Rück
seines Wirtes zurück, der entweder dav
keine Notiz nimmt oder den Begleiter a
eine Annehmlichkeit empfindet. Auf al
Fälle hat der kleine Zaunkönig eine billi
und vorteilhafte Reisemöglichkeit entdec
von der er so oft, wie nur möglich, G
braucht macht.

*

Selbst in Gebieten und klimatischen Ve
hältnissen, in denen man jegliches Leben e
storben glaubt, vermögen sich wider
standsfähige Organismen i
Kampf um das Dasein zu behau
ten. Man hat zum Beispiel festgestellt, daß
sich Algen und Bakterien in den heißen
Quellen des Yellowstone-Parkes noch b
Temperaturen von 80 Grad vorfanden. Ab
auch mehrzellige Tiere, wie zum Be
der Fadenwurm, zeigten sich im Yellowston
Park einer Temperatur von 53 Grad durc
aus gewachsen. Wie sich widerstandsfähig
Tiere an extreme Lebensbedingungen anpa
sen, beweist auch ein Fund in den Dam
quellen von Janans heiligen Bergen Fuji-s
3000 Meter über dem Meeresspiegel ge
nahm man nahe dem Kraterrand an ein
Stelle, der ständig heißer Dampf entströ
Proben des Algenbelages weg und entdec
hier Rädertierchen und Fadenwürmer,
sich in der Sidehitze offenbar recht wo
fühlen. Rädertiere und Bärtierchen hat m
aber auch schon in Bolivien in Hochreb
der Anden in Höhen von 6000 Metern le
gestellt. Auf Polarexpeditionen hat man au
Lebewesen gefunden, die sich an extrem ti
Temperaturen anpassen. Und zwar sind
neben einzelligen Lebewesen gleichfalls Bä
tierchen und Rädertierchen, die, oft mehre
Jahre in Eis eingeschlossen, einen Somm
abwarten, der sie vom Eise befreit, dam
sie ihren Lebensverrichtungen nachkomm
können. Laboratoriumsversuche erwies
daß diese Lebewesen wahre Kältekün
ler sind, und Kältegrade überstehen,
dem absoluten Nullpunkt (— 273 Grad) s
nahekommen. Man konnte sie, ohne daß e
Schädigung eintrat, einem plötzlichen Te
peraturenwechsel von mehr als 400 Gr
aussetzen.

*

Die kleine Witza, die bekannte neunjähr
Akrobatin aus Ungarn, hat kein leichtes
ben. Außer dem stundenlangen Ueben
ihren Beruf muß sie auch regelmäßig in
Schule gehen. Und das ist gar nicht so
fach, denn alle 14 Tage reist sie mit ih
Eltern von einem Ort zum andern und g
Gastspiele in vielen Städten Europas, ja
ganzen Welt. In jeder Stadt, in der sie
ihre Eltern auftreten, erscheint sie pünktl
jeden Morgen in der Schule und versu
sich an die neuen Lehrer und den ne
Stundenplan zu gewöhnen. In Köln, wo
anvenbti-klich auftritt, erzählte sie, daß
bereits 60 Lehrer kennengelernt hätte, da
im vorigen Jahr mehr als 20 Mal die Sch
wechselte. Damit hat die neunjährige A
tistin gezeigt, daß sie auch geis
Akrobatenkunststücke fertig bri
Jo-Jo

Der Ersteiger des Kemmelberges †

Im 84. Lebensjahre starb General der Infanterie a. D. Magnus von Eberhardt. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Reichsaußenminister von Ribbentrop beim polnischen Staatspräsidenten

Der deutsche Reichsaußenminister wurde vom polnischen Staatspräsidenten Moscicki empfangen. (Weltbild, Zander-Multipl.-K.)

Kameradschaftsabend der Reichstagsabgeordneten

Er wurde nach der denkwürdigen Reichstagssitzung am 30. Januar von Reichsminister Dr. Frick im „Haus der Flieger" veranstaltet. Hier zieht Konrad Henlein ein Los.

Die Träger des Nationalpreises 1938 beim Führer

Im Rahmen der Feierlichkeiten am sechsten Jahrestag der nationalsozialistischen Erhebung überreichte der Führer den Trägern des Nationalpreises 1938 die Ehrenzeichen dieses Preises: Rechts neben dem Führer Dr. Porsche und Dr. Todt, links Prof. Heinkel und Prof. Messerschmitt

(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

10000 Tote beim Erdbeben in Chile

Weite Gebiete Mittel- und Südchiles sind im Laufe von wenigen Monaten fast völlig verwüstet worden. In den Ruinen von Concepcion, der drittgrößten Stadt Chiles, wüteten riesige Brände.

(Kartendienst E. Zander, Multiplex-K.)

Bergbauernhof aus dem Stubaital in Tirol

Die kürzlich in Berlin eröffnete „Grüne Woche" ist ein lebendiges Spiegelbild des Kampfes des deutschen Bauern um die Nahrungsfreiheit des Volkes. (Zander-K.)

Ankunft des britischen Botschaftspersonals in Marseille

Die Mitglieder der britischen Botschaft in Barcelona haben die Stadt an Bord des englischen Zerstörers „Greyhound" verlassen und sind in Marseille an Land gegangen.

Deutschland - Belgien 4:1

Im Fußballländerkampf zwischen Deutschland und Belgien, der im Heyssel-Stadion zu Brüssel vor 40 000 Zuschauern ausgetragen wurde, siegte die deutsche Nationalelf mit 4:1 über die Belgier. Wir zeigen hier eine Spielszene: Helmuth Schön bei einem Kopfball.

(Scherl Bilderdienst, Zander-Multipl.-K.)

Die Gralsburg war einst der Sitz des roten Parlaments

In dem ehemaligen Kloster auf dem Montserrat bei Barcelona, fern von den Städten und Menschen, wo sich der Schauplatz der Parsivalsage befindet, tagte einstmals das „flüchtende rote Parlament". Sie flüchteten aus Madrid nach Barcelona, von Barcelona auf den Montserrat. Nunmehr haben nationalspanische Truppen auch den Montserrat eingenommen. (Associated Preß, Zand.-Multipl.-K.)

Woher stammen die Gase der Tiefe?

Neue Forschungen in der Feuerglut der Unterwelt

Ueber den Ursprung der Vulkane und die Ursachen ihrer oft so verheerenden Ausbrüche hat sich die Menschheit seit altersher den Kopf zerbrochen. Der klassische Aristoteles gab den Winden die Schuld, die sich im Erdinnern bilden und durch ihre gewaltige Kraft die Lava gewaltig unseres Planeten hinausschleudern. Ein anderer Philosoph meinte, das Meerwasser sei die Veranlassung, wenn es sich zu dem unterirdischen Feuer gesellt. Ein dritter Forscher hat Kohlenbrände verantwortlich gemacht. Heute nimmt die überwiegende Mehrheit der Wissenschaftler an, daß es sich um eine Ansammlung von glut-flüssigem, genauer: latent-plastischem Gestein handeln müsse, um das sogenannte Magma, das dem Vulkane den Stoff liefert. Restlos umstritten war insonderheit die Rolle der vulkanischen Gase.

Diesen Problemen hat die Forschung gerade in jüngster Zeit ihr besonderes Augenmerk zugewendet. Wie Dr. A. Mittmann in der „Chemiker-Zeitung" berichtet, wurden allein den schwerflüchtigen Teilen des Magmas Zehntausende von Untersuchungen gewidmet. Der Laie wird sich fragen: Lohnt denn diese Mühe? So zahlreich sind doch die Vulkane eigentlich nicht . . .

Es gibt heute reichlich 800 tätige Vulkane, Zehntausende sind erloschen. Die feuerspeienden Berge verteilen sich auf wenige, schmale Zonen der Erdoberfläche. Und dennoch: 95 vom Hundert aller bekannten Gesteine stammen aus dem erstarrten Magma oder entstanden doch unter seiner Mitwirkung. Der Rest von 5 Prozent sind Sedimentgesteine, also Absatz der Gewässer, aber mittelbar sind auch sie magmatischer Herkunft. Die Vorgänge, denen die Mineralien ihre Geburt verdanken, mögen der verschiedensten Art sein — alle Stoffe stammen ursprünglich aus dem Magma! Und es hat sein gerüttelt Maß dazu beigetragen, wenn bei der Bildung der Erdrinde, bei der Verwitterung und Weiterbeförderung der Gesteine schließlich reiche Lager nutzbarer Mineralien entstanden, die dem Menschen unschätzbare Dienste leisten.

Wie aber soll der Mensch es fertigbringen, das Magma zu untersuchen, die feurig-flüssige Masse, die unterhalb der festen Erdrinde wogt? Die Schlackenschicht, auf der wir wandeln, be sitzt immerhin einen Durchmesser von etwa fünfzig Kilometern. Auch das tiefste Bohrloch bei noch nicht den zehnten Teil zurückgelegt. Es bleibt also nichts anderes übrig, als das unter die Lupe zu nehmen, was die Unterwelt durch den Schlund der Vulkane ausspeit.

Man hat das einst geschmolzen gewesene, nun aber erstarrte Gestein in zwei Bestandteile zerlegt. Der eine von ihnen, der schwerflüchtig ist, pflegt zuerst zu erstarren. Mehr und mehr sammeln sich die Gase in dem anderen Bestandteil, dem leichtflüchtigen, der nur wenige Hundertteile umfaßt. Natürlich muß dadurch der Dampfdruck wachsen, der Dampf sich von der Last des darüber gelagerten Gesteins zu befreien. Der Forscher hat die teilweise recht schwierigen Untersuchungen und Ueberlegungen dahin zusammengefaßt, daß der Vulkanismus nichts anderes sei als ein Prozeß, der die Entgasung unseres Planeten zum Ziele hat. Der Vorgang hat schon in den ursten Zeiten seinen Anfang genommen, und er dauert auch heute noch an.

Wie aber kommt es, daß die Unterwelt solche Gasmengen enthält? Die Forscher führen diese Tatsache auf die Annahme zurück, daß die Erde einst glutflüssig war. Alle leichtflüchtigen Stoffe umgaben damals unseren Planeten in Form einer mächtigen Gashülle. Auch das Wasser war dabei — in Gestalt von Wasserdampf. Meere und Flüsse gab es noch nicht. Der Druck, den eine solche Gashülle ausübt, ist natürlich weit größer als die Luft unserer Gegenwart wiegen kann. Man nimmt an, daß er einige hundertmal stärker war. Und so drängte diese gewaltige Säule einen großen Teil der Gase in den feurig-flüssigen Teig hinein.

Dann erstarrte die äußere Schicht der Erde. Die Kruste bildete sich, auf der wir Heutigen leben. Ein fester Panzer hüllte das Magma ein, das noch nicht erstarrt war. Meere entstanden. Der Luftdruck ließ nach. Wenigstens der Druck, der von außen auf den Erdkruste lastet. Aber unvermindert war der Gasgehalt im Magma geblieben. Der feste Panzer hinderte den Ausgleich. Nur dort, wo sich ein Spalt öffnet, wo irgendwelche Erschütterungen den Weg freigeben, tritt der angeheizte Druck an die Oberfläche und offenbart dem staunenden Menschen die gewaltigen Energien, die heute in der Tiefe gefesselt sind, die aber einst oberirdisch waren wie die Wolken am Himmel.

Ludwig Voß-Harrach

Kennen Sie Gichtgas?

Wie die Leistung des Hochofens gesteigert wird

Dem Hochofen sind durch den Vierjahresplan in ganz besonderem Ausmaße zusätzliche Aufgaben und Leistungen auferlegt worden. Um die Erzeugung von Roheisen zu steigern, die zum Teil erheblich von den bisherigen Verfahren abweichen. Es war auf die Eigenart der heimischen Erze in ihrem Eisen- und Kalkgehalt Rücksicht zu nehmen, dementsprechend auf den Bedarf an zusätzlichem Kalk und Koks, auf die gewaltigen Mengen an Schlackenabfall und auf örtliche Dinge, die an die Tätigkeit des Hochofens erhöhte Ansprüche stellen. Zu den mehr als bisher sich geltend machenden Aufgaben gehörte vor allem die Beseitigung der Ballaststoffe, die dem Erz vor der Verhüttung zu entziehen sind.

Diese Beseitigung der Ballaststoffe kann auf verschiedenen Wegen erreicht werden, durch Trocknen, Rösten, Brennen, Sintern. Voraussetzung ist, daß diese Anreicherung des Eisenerzes durch einen billigen Brennstoff geschieht. Wenn die Verhältnisse das Aufstellen von Röst- oder Brennöfen auf der Hütte selbst gestatten, so stellt die Beheizung mit Gichtgas eine geradezu ideale Lösung dar. Denn dieses steht heute in großen Ueberschußmengen zur Verfügung.

Als Gichtgas bezeichnet man die Gase, die beim Verhütten von Eisenerzen mit Koks aus der Gicht entweichen. Und unter der Gicht wiederum versteht man die Mündung eines Schachtofens sowie auch den Raum um diese Mündung. Natürlich ist man schon immer bemüht gewesen, diese Gase nutzbar zu machen. Sie bestehen etwa zur Hälfte aus Stauerstoff, darüber hinaus aus den beiden Oxyden des Kohlenstoffs und besitzen eine Wärme von 150 Grad Celsius. Man verwandte die Gichtgase vor allem zur Beheizung der Winderhitzer. Das sind die Vorrichtungen, die dem Hochofen die erforderliche Luft zuführen.

Diese Gichtgase werden also nun auch in den Röst- oder Brennöfen verwandt. Noch günstiger liegen die Verhältnisse — wie Dr.-Ing. G. Guthmann-Düsseldorf unlängst auf einer technischen Tagung darlegte — für das Brennen des Kalksteines. Die meisten Landerze bedürfen zu ihrer Verhüttung des Zusatzes einer gewissen Kalkmenge. Und es ist notwendig, sie in eine vorbereitete, also in gebrannte Form zu bringen, ehe sie dem Hochofen übergeben werden. Eine solche Maßnahme dient dazu, dem Hochofen eine Entlastung zu verschaffen. Die erheblichen Gichtgasmengen nun, die sich bei der Verhüttung des Inlandserzes ergeben, sind der zweckmäßigste und zugleich billigste Brennstoff zur Vorbereitung des Hochofen-Kalksteines. Die Erfahrungen, die in den letzten Jahren in dieser Richtung gemacht wurden, haben nicht nur die einwandfreie Beschaffenheit des mit diesem Gase gebrannten Kalkes bewiesen, sondern auch noch einige Vorteile metallurgischer Art aufgezeigt.

Als besonders lehrreich führt Hans Hadert die Großversuche an, die im November 1935 in Leipzig vorgenommen wurden. Es handelte sich damals um eine Stadtregulierung, in deren Verlaufe ganze Häuserblocks niedergebrannt wurden. Das geschah mit voller Absicht. Ein Abbruch hätte sich nicht gelohnt, weil das Altmaterial unverwertbar gewesen wäre. Das war eine günstige Gelegenheit zu wissenschaftlichen Versuchen. So stellte man in einem Dachboden eine Trennungswand auf, die aus imprägniertem Holz bestand. Sie konnte auch im heftigsten Brande 30 Minuten Widerstand leisten. Dann legte man die Trennungsmauern zwischen drei Dachstühlen nieder. Der mittlere von ihnen wurde mit einem Feuerschutzmittel besprengt. Es zeigte sich nun, daß die Flamme nicht vom ersten auf den dritten Dachstuhl überspringen konnte, denn der zwischen ihnen liegende imprägnierte hat keine Nahrung. Und als man ihn selbst in Brand steckte, war das Feuer so sehr gedämpft, daß es nicht auf das noch unverbrannte Holz übergriff.

Der Sprühregen aus Metall

Was das Institut für Kleinzeitforschung leistete

Weit vor den Toren Berlins, in dem idyllischen Dorfe Schöneiche, lebt der Ingenieur Rudolph Thun, der sein Leben der Erforschung der kleinen und kleinsten Zeit gewidmet hat, der Kleinzeitforschung also. Der schlichte Laienverstand kann sich von dieser Arbeit keine klare Vorstellung machen und neigt dazu, dieses Forschungsgebiet für eine Liebhaberei zu halten, die, ebenso wie etwa die Entzifferung altägyptischer Papyrosrollen, nichts mit den sogenannten praktischen Dingen zu tun hat. Aber Zeit ist Gold, sogar die kleinste und allerkleinste Zeit. Es handelt sich tatsächlich um mehr als ein bloßes Denkspiel, wenn festgestellt werden kann, daß ein Schnellzug mit 70 Kilometer Geschwindigkeit in einer siebentausendstel Sekunde über einen halben Zentimeter breiten Schienenriß fährt. Aus der Untersuchung schnell veränderlicher Vorgänge zieht nämlich die moderne Technik ihren Nutzen, wie sie es auch verstanden hat, die Ergebnisse einer minutiösen Beobachtung der menschlichen Arbeit für sich auszuwerten. Und mit dem Studium des Arbeitsvorganges, wie er sich in Sekunden ud Bruchteilen von Sekunden abspielt, hat Ingenieur Thun seine Forschungen begonnen. Da schon hierbei das menschliche Auge zu schwach ist, um dem Ablauf der Arbeitsphasen in kleinsten Zeiten folgen zu können, mußte das Auge der Filmkamera zu Hilfe kommen. Mehr einer üblichen Kamera, sondern einer besonders subtilen und scharfsichtigen, einer Kamera, die beispielsweise imstande ist, zu kontrollieren, wie eine einzige Umdrehung eines Rotomotors genau ausfiebt. Das ist eine Rotation, die sich in einer Fünfzigstel Sekunde abspielt. Ingenieur Thun gelang nun etwas, was wie ein modernes Märchen klingt. Er konstruierte einen Kinoapparat, der, mechanisch arbeitend, pro Sekunde bis zu 100 000 Bilder photographieren kann, der also theoretisch einen Vorgang in einem Zeitraum von einer Hunderttausendstel Sekunde festzustellen vermag. Wenn man bedenkt, daß es bisher einem japanischen Erfinder als Höchstleistung geglückt war, 40 000 Bilder pro Sekunde aufzunehmen, tritt die Außerordentlichkeit der Leistung Thuns besonders hervor.

Diese Wunderkamera vermag den schnellsten Bewegungen zu folgen. Die kleinsten Einzelheiten an der Rotation von Schiffs- und Luftschrauben bleiben ihr nicht verborgen. Darum wird dieser Apparat bei der Untersuchung von Strömungen, wie sie sich in der Luft oder im Wasser abspielen, mit großem Erfolg benutzt. Die Wunderkamera ist ferner imstande, die Flugbahn eines Infanteriegeschosses zu kontrollieren. Dazu sind 3000 Aufnahmen pro Sekunde erforderlich. Dem gleichen Hypnotrot ist es bei den Untersuchungen des Professors Hilpert gelungen, festzustellen, daß der Lichtbogen, der beim Schweißen von Metall entsteht, aus feinsten Tropfen und nicht aus Gasen zusammengesetzt ist, also aus einem Sprühregen flüssigen Metalls.

Die Forschungsgemeinschaft der deutschen Wissenschaft hat die Arbeiten des Ingenieurs Thun unterstützt und ihm die Gründung seines Instituts für Kleinzeitforschung ermöglicht. Eine Reihe einzigartiger Erfindungen ist in diesem Institut entstanden, so Apparate für Fernsehen, der Zeitdehner und ferner eine Schöpfung, die geeignet ist, die Betriebskosten für Liebhaber-Kinematographie erheblich zu verbilligen, der sogenannte Zeilenkinematograph. Das Grundsätzliche dieses Gerätes besteht darin, daß bei der Aufnahme eines Gegenstandes jedes Bild in zwanzig Teile, jedes 0,05 mal 1,2 Millimeter groß, zerlegt wird. Betrachtet man einen solchen Film mit dem bloßen Auge, glaubt man, ein gleichförmig gemustertes oder gekörntes Stück Zellulseid vor sich zu haben. Erst mit der Lupe entdeckt man die darauf sitzenden Köpfe oder Figuren. So kommt es, daß auf einem Filmband von nur sieben Meter Länge eine große Fülle von Vorgängen eingefangen ist und daß die Vorführung eines solchen Miniaturfilms nicht weniger als zwölf Minuten dauert. In dieser Zeit wirden 840 Meter eines Normalfilms abrollen. Es ist bisher keinem anderen Erfinder gelungen, einen Filmstreifen derart raffiniert auszunutzen und so die Heimkinematographie einem größeren Kreise zugänglich zu machen.

Franz Wilhelm

Was ist standhafter: Holz oder Eisen?

Es gibt bereits eine lange Reihe von Verfahren, die das Holz gegen die Flamme widerstandsfähiger zu machen versuchen. Die Zahl hat die 50 nicht unerheblich überschritten. Aber obwohl die Technik bedeutende Erfolge erzielen konnte, ist die Wissenschaft in diesem Punkte seltsamerweise nicht ganz einig. Wie Hans Hadert in der „Chemiker-Zeitung" ausführt, hat man in der Tat festgestellt, daß unbehandeltes Holz sich gegen den Brand besser bewährt als das Eisen, und zwar besonders deshalb, weil es sich im Feuer nicht so sehr und nicht so schnell durchbiegt wie der metallische Träger.

Einige interessante Beispiele zu dieser Frage hat Direktor Pfleiderer im „Deutschen Zimmermeister" geliefert. So stellte er bei einem Brande in der Schweiz fest, daß die Wände und sogar der Dachstuhl eines zweistöckigen, mit Schiefern und Verschindelung versehenen Fachbauwerkes teilweise unversehrt geblieben waren, obwohl man Fichtenholz verwendet hatte. Das ferneren vermies der genannte Forscher auf das Knochenhaueramtshaus in Hildesheim, dessen tragende Balken aus Eichenholz bestehen. Einmal fing der obere Teil des Daches Feuer. Aber die Flammen konnten nur bis zum zweiten Kehlgebälk vordringen. Hierher gelangt auch der Brand des Berliner Doms vom Jahre 1880. In der Dachkonstruktion der Kuppel bieten die tragenden hölzernen Teile stand, und auch die Last der bronzenen Riesenfigur vermochte nicht den geschwächten Einsturz herbeizuführen.

Zu günstigen Ergebnissen kamen auch die Prüfungen, die im Jahre 1901 im Auftrage des Hamburger Senats an Speicherstützen aus Kiefer und Eiche vorgenommen wurden. Die Stützen hielten im Feuer 90 Minuten bis zum Bruch aus. Die gußeisernen dagegen waren bereits nach 60 Minuten eingeknickt.

Solche Erfahrungen berechtigen selbstverständlich nicht zu dem Schluß, als sei nun etwa eine Behandlung des Holzes zum Zwecke der Feuersicherheit überflüssig. Es sollte nur betont werden, daß dem Holz bei Bauten eine höhere Standhaftigkeit eigen ist als dem Eisen, und es liegt auf der Hand, daß solche natürlichen Vorzüge durch künstliche Mittel nach Kräften erhöht werden müssen. Durchaus zu billigen ist daher die Forderung, daß gerade heute aus Gründen des Luftschutzes nur noch solches Holz eingebaut wird, dem auf eine der vielen gebräuchlichen Methoden eine erhöhte Feuersicherheit verliehen wurde.

Eine Neuerung auf deutschen Landstraßen

Dieses Schild wird bald auf allen deutschen Landstraßen zu sehen sein. Es zeigt dem Kraftfahrer an, daß sich in diesem Ort eine NSKK.-Rufstelle befindet. Seine Aufstellung erfolgt durch den NSKK.-Verkehrshilfsdienst. Durch Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz ist schnelle Hilfe zur Stelle. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)

Ein kurzes Wort, doch sagt es viel: Persil war, ist und bleibt Persil!

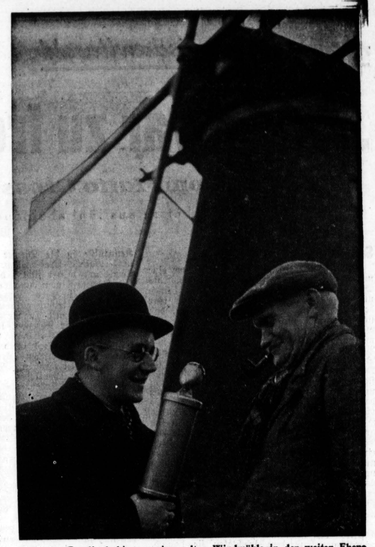
Mikrophon

Stimme aus dem Volk

Der Rundfunkreporter sagt: „Wir fangen das ganze Leben ein"

Von unserem zum Reichssender Köln entsandten Schriftleiter

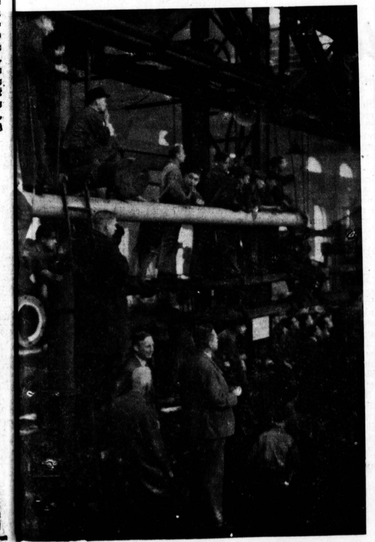
Wenn man von der Presse sagt, daß sie eine Großmacht ist, so trifft das auch für den Rundfunk zu, der das schnellste Nachrichtenmittel unserer Zeit darstellt. Besitzt die Zeitung den Vorzug der Gründlichkeit und Ausführlichkeit, so hat der Rundfunk den Vorteil der Unmittelbarkeit. Gerade Deutschland ist in den letzten Jahren, als sich im Zuge der Neuschaltung des Reiches die Ereignisse geradezu überstürzten, ein Land des Rundfunks geworden. Das Empfangsgerät hat sich in der deutschen Familie neben der Zeitung einen sicheren Platz erobert. Dem Rundfunk verdankt jeder Deutsche unvergeßliche Eindrücke und Erlebnisse. Die Schriftleitung des „7. Tages" hat darum einmal den Reichssender Köln besucht, um den Lesern von ihren Eindrücken und den Gesprächen mit den Männern des Rundfunks berichten zu können.



Daß der Rundfunk bis zu seiner alten Windmühle in der weiten Ebene des Niederrheins gefunden hat, macht dem alten Windmüller sichtlich Spaß

Wie in der Zeitung die aktuelle Nachricht, interessieren den Rundfunkhörer auch zu zerstreut die Ausschnitte, die der Rundfunk aus Tagesgeschehen übermittelt, sei es aus der Politik, aus dem Sport, von festlichen Festen oder aus dem Alltag des arbeitenden Menschen. Wer sind die Männer, die wir eigentlich nur durch ihre Stimmen unterscheiden können, von denen wir kaum etwas wissen und die auch meistens völlig selbstlos hinter ihre Arbeit zurücktreten? Es ist der Rundfunkreporter, seine Sparte heißt der

Wenn ein besonderer Anlaß vorliegt, kommt der Rundfunk auch zu den Jubilaren. Dieses Paar feiert seine Eiserne Hochzeit und der Mann mit dem Mikrofon ist Dr. Ernst vom Reichssender Köln



Das Mikrophon ist in die Montagehalle einer großen Fabrik gekommen. Wieviel begeisterte Anteilnahme das Erscheinen des Rundfunks weckt, sieht man an diesem Bild Fotos: Felten (2), Hahn, Domgörgen

„Zeitfunk".

Wir warren also bei unserem Besuch im Rundfunkhaus darüber aus, möglichst auch diese Männer von unserem Notizblock zu bekommen. Das ist naturgemäß nicht leicht; denn vor der Tatsache, daß ein Schriftleiter des Rundfunkhaus besucht, machen sie die Ereignisse nicht Halt. Das Leben geht weiter, also sind die Ansager und Reporter auch dienstlich sehr in Anspruch genommen.

Dennoch gelingt es uns, den auch über den Reichssender Köln hinaus bekannten Dr. Bernhard Ernst wenigstens für ein paar Minuten zu sprechen, dessen Stimme alle Rundfunkhörer vom Zeitfunk her kennen. „Meine Tätigkeit erstreckt sich eigentlich auf das ganze Leben", sagt uns Dr. Ernst. Die Männer vom Zeitfunk sind die Journalisten des Rundfunks, immer bereit, immer unterwegs, den Ereignissen nachzujagen. Ob Tag oder Nacht, immer sitzt uns die Zeit auf den Fersen, und wir müssen Ihnen großen Anforderungen gewachsen sein. Wir sind auch unserer Nachtruhe nicht unbedingt gewiß; und häufig ist es, wenn das Telefon schrillt, mit dem schönen Schlaf vorbei. Man kann begreifen, daß der Dienst im Zeitfunk anstrengend und nervenaufreibend wie kaum ein anderer Beruf ist. Denn hier ist jede Sekunde wertvoll. Es gibt kein Ueberlegen, oft kein Planen und Vorbereiten. Was das Auge sieht, was das Ohr hört, will der Hörer, der oft hunderte von Kilometern entfernt ist, unmittelbar miterleben. Also ist die höchste Anstrengung aller Sinne erforderlich; trotzdem darf der Mann vom Zeitfunk die Nerven nicht verlieren, ob er nun einen hohen Diplomaten des Auslandes interviewt oder das hundertjährige Mütterchen.

Volksnahe Arbeit ist die Richtlinie auch für den Mann vom Zeitfunk. Und es ist eine besonders lohnende und dankbare Aufgabe, mit dem Mikrophon mitten in das Volk zu gehen und so die Stimme des Volkes unmittelbar über den Aether zu schicken. Diesem Zweck dienen die Sendungen aus dem beruflichen Alltag. Da hört der Rundfunkhörer aus der großen Stadt weit auf das Land hinaus in irgendein Dorf; das Mikrophon besucht den Bauer in seinem Hof oder draußen auf dem Feld, und dann gehen die schlichten oft unbeholfenen aber immer so lebensnahen Worte über die Aetherwellen. Sie künden in ihrer Art von dem Harten, aber so segensreichen Tagewerk des Bauern, und vor der Eindeutigkeit und Lebensechtheit dieser Aussage wird auch der Städter Achtung empfinden. Oder das Mikrophon fährt mit dem Förderkorb in die Schächte der Erde zu den Bergleuten oder steigt die Gerüste hinauf zu den Bauarbeitern, die ihr Tagewerk in luftiger Höhe vollbringen. Es kehrt bei dem Handwerker ein und bei dem Fabrikarbeiter, es ist überall dort, wo der deutsche Mensch schafft und lebt. So vermag das Mikrophon als Stimme aus dem Volke ein großes geistiges Band zu knüpfen zwischen Ständen und Berufen, und so der großen Volksgemeinschaft im besten Sinne dienlich zu sein.

Natürlich möchte jeder Rundfunkhörer auch im Zeitfunk das hören, was ihn besonders interessiert. Allen recht machen kann es auch der Rundfunk nicht, aber er versucht doch durch seine Vielseitigkeit möglichst viele Wünsche zu befriedigen. Große politische Veranstaltungen, sportliche Wettkämpfe, wirtschaftliche und kulturelle Ereignisse müssen sorgfältig gegeneinander abgewogen werden, und jedes muß mit gleicher Hingebung bearbeitet werden. Es ist selbstverständlich, daß nicht ein einzelner Mann die großen Aufgaben allein lösen kann; aber alle, die sich in den Dienst des Rundfunks stellen, sind mit gleichem Eifer und gleicher Leidenschaft dabei.

Dabei muß allerdings immer berücksichtigt werden, daß die technischen Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten ausschlaggebend für die Gestaltung auch des Zeitfunks sind. Neben seiner eigentlichen Arbeit hat der Mann vom Zeitfunk auch den technischen Apparat, d. h. den Aufnahmewagen zu dirigieren, er muß Plattenaufnahmen machen lassen, wenn der Sender für die unmittelbare Uebertragung nicht frei ist und hunderterlei andere organisatorische Dinge im Kopf haben, damit sich alles reibungslos abwickeln kann. „Wir haben die unglaublichsten Hindernisse zu überwinden", sagt uns Hermann Pröpß, der auch die Karnevalssendungen leitet und erzählt uns in humorvoller Art, wie er mit dem Mikrophon über eine Leiter und durch ein Fenster in die Nähe des Elferrates auf die Saalbühne gelangte, und wie in den Nachtstunden zwischen zwei und vier das Glockenspiel von Düsseldorf aufgenommen werden mußte, weil über Tag der Lärm der Straßenbahnen eine klangreine Aufnahme unmöglich machte . . .

Hier erzählt ein westfälischer Topfbäcker von seinem kunstvollen Handwerk über das Mikrophon Tausendes von interessierten Zuhörern

Wir sehen, es ist das alles nicht so einfach, wie es sich in der warmen Stube zu Hause aus dem Lautsprecher anhört; umso vorsichtiger werden wir nun mit unserem Urteil sein und die großen Leistungen gerechter würdigen, die die Männer vom Zeitfunk an allen deutschen Sendern vollbringen.

Josef J. Link

Abenteuer im tropischen Urwald

5. Fortsetzung

...das war zu freundlich gemeint

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Schwimmsport im Urwaldfluß

Wir hatten eine Stelle am Fluß, wo eine unterspülte Baumwurzel herausragte, als Sprungbrett benutzt und dort allerlei Sprünge und Schwimmübungen vorgeführt. Das war der Dorfjugend so enorm vorgekommen, daß sie todesmutig unser Treiben nachahmte, obwohl die Garajos nicht viel vom Schwimmen verstehen und sich nur aufs Waten und Platschen verlegen, wenn es unbedingt zum Durchqueren eines Flusses erforderlich ist. Nach wenigen Wochen konnten die Halbwüchsigen es ausnahmslos besser als wir selbst und warten uns, ihren Lehrmeistern, sehr dankbar. Vor allem die kleine Bata-Che (freundlicher Tag), die jüngste Tochter des Häuptlings. Als Gegenleistung gab man sich große Mühe, uns in die Geheimnisse der Garajossprache einzuführen. Bata-Ghe und ein andres Indianerfräulein brachten und unter Zubilfenahme ihrer Finger das Zählen und Rechnen bei. Man zählt nur bis fünf und addiert oder multipliziert, immer mit ernstem Blick auf die fünf Finger. Was über fünfzig ist, das ist unendlich viel und heißt wachwaa.

Unsre Freundschaft zu den beiden Mädchen war den Indianern anscheinend nicht unangenehm. Außerdem trachteten sie danach, aus der Harmlosigkeit unsrer Beziehungen zu den beiden eine ernste Angelegenheit zu machen. Jedenfalls wurde und eines Abends verkündet, daß auf dem bevorstehenden großen Friedensfest diese Indianerfräulein mit uns verheiratet werden sollten.

Ratlos zeigten wir uns ob dieses Freundschaftsbeweises der Indianer hoch geehrt und erfreut. Aber als wir abends in unserer Hütte lagen, überflitzten sich tausend Fluchtgedanken in unsren Köpfen. Fred konnte aber selbst in dieser verteufelten Lage seine Witze nicht lassen.

Unsere Rettung: Die Wanderameise

Wieder kam uns das Schicksal zu Hilfe. Während noch die Einwohner auf die Rückkehr der Schnapsholer warteten, damit das Fest auch im vorgesehenen riesigen Ausmaß veranstaltet werden konnte, wurde es plötzlich in Unruhe unruhig. Das ganze Wild rannte in wilder Hast aus der Dschungel, rik fast unsre Lehmhütten um, stürzte ins Wasser rettete sich auf die Insel, wo unsre Pflanzungen angelegt waren. Die Garajos wußten sofort den Grund der wilden Flucht und machten sich gleichfalls in aller Hast auf, um schwimmend oder im Kanu auf Insel zu gelangen. Die Wanderameise war im Anzug. Milliarden Ameisen zogen einen breiten Weg durch den Urwald und hinterließen nackte Bäume. Die Luft roch nach Feuer und Rauch. Wahrscheinlich hatte ein Nachbarstamm den Weg der Insekten durch einen Riesenbrand verlegt. Eng zusammengepreßt hausten wir auf der kleinen Insel, ständig auf der Hut, gefährliche Tiere, besonders die zahlreichen Schlangen, nicht zu erschrecken.

Es waren aufregende Tage, in denen unser Fluchtplan heranreifte. Wir wollten den Pfad benützen, auf dem die sehnlichst erwartete Kolonne mit den Festgetränken zurückkehrte. Schwer bepackt kam sie eines Morgens an. Am selben Abend sollte die große Feier beginnen. Zum erstenmal wagten sich die Garajos wieder von der Insel ins Dorf. Es war ein großes Durcheinander. In dem großen Trubel hatte man uns ein wenig vergessen.

Wir aber hatten den Pfad entdeckt, der in die Freiheit führte. Heimlich beförderten wir die beiden Maultiere ans jenseitige Ufer, während alles damit beschäftigt war, die Insel zu räumen und das Dorf zu schmücken. Den noch frischen Spuren der heimgekehrten Garajos folgend, jagten wir wie toll über den schmalen Pfad durchs Gestrüpp. In der Nacht hörten wir die ersten Trommelsignale, die unsere Flucht verkündeten.

Zehn Tage liefen, ritten und schwammen wir vorwärts, lebten von rohen Fischen und Urwaldfrüchten. Zehn Tage und zehn Nächte gönnten wir uns und den Tieren kaum Ruhe. Hinter uns die Trommeln und die Giftpfeile, die leicht und unbedrar und wie Hoffnung entschert kommen konnten. Wir kannten die Treffsicherheit des lautlosen Giftstabes zur Genüge. Am Abend des elften Tages kamen wir an den See, wo wir vor 15 Monaten die Garajos getroffen hatten, die uns mit in die Gefangenschaft nahmen. Am 14. Tage erreichten wir die Ansiedlung von San José de Tocantins. Wir warteten die Dunkelheit ab, um Pater Cuilberino wieder auftuchen zu können, der uns weiterhelfen sollte. Es traf ihn beinah der Schlag, als er uns Totgeglaubte wieder sah.

Todesfahrt auf dem Rio Grande

Wir blieben nicht lange in San José de Tocantins. Zwangsläufig mußten wir wieder unsre frühern Lebensgewohnheiten aufnehmen, indem wir unsre geringen technischen Kenntnisse in die Dienste unsers Kampfes ums tägliche Brot stellen. Wir zogen nach Conga und weiter südlich bis Uberaba, verlegten Nähmaschinen und andre Haus- und Landgeräte in ihre Bestandteile und fügten alles wieder hübsch zusammen. Auch befahlen wir uns mit der Reparatur von Klavieren. In einer Fazenda, kurz vor dem Lauf des Rio Grande, südlich von Uberaba, verdienten wir einiges Geld mit dem Ausbessern einer elektrischen Anlage. Die Leute sangen in den höchsten Tönen das Lob der „allwissenden deutschen Mechaniker". Wir aber verließen das freundliche Mädchen und hatten uns und nasse Gras unter die Baumkronen des nahen Urwaldes und träumten von unsrer Heimat, in der an diesem Tage das Weihnachtsfest begannen wurde. — —

Unsrer geringen Barmittel wegen entschlossen wir uns, nicht mit der Eisenbahn nach Süden zu fahren, sondern den Wasserweg zu folgen. In Boca, dem ersten Dorf am Ufer des Rio Grande, erwarben wir ein Kanu, tauschten am andern Tage auf einer Insel bei den dort hausenden Indianern eine Kalle Chinin gegen gute Paddel ein und entschwanden stromabwärts, ohne die Ermahnungen zu beachten, die uns die Indianer in der uns nicht verständlichen Guanisprache erteilten. Erst später sollten wir erfahren, wovor sie uns hatten warnen wollen.

Das während der Regenzeit mächtig angeschwollene Flußbett wurde breiter und breiter. Die Wasser rauschten über Hindernisse hinweg, die sich im Strom festgesetzt hatten und gefährliche Strudel erzeugten. Nach zwei Tagen waren wir an der Einmündung des Rio Paranahyba. An dieser Stelle war der Fluß so groß wie ein See. In einer verlassenen Pfahlbauhütte fanden wir etwas Mandiocamehl vor. Es war die einzige Speise, die wir außer unsern Vorräten bekommen konnten; denn weit und breit waren die Hütte verlassen, weil kurz vor der Ankunft der Trupp der Soldaten mit schlimmen Fieber die Anwohner heimgesucht hatte.

Die große Angst

Um uns gegen die Stromschnellen zu wehren, hielten wir uns mit dem Kanu möglichst in der Flußmitte, obwohl unsre Hungerqualen beträchtlich zugenommen hatte und wir gern am Ufer zu einer Rast gelandet wären, zumal die Dunkelheit bereits hereinzubrechen drohte. In einem brodelnden Hexenkessel trieben wir weiter. Ein Tropengewitter ging in großer Ausführlichkeit über der Gegend nieder. Unaufhaltsam goß der Regen in die reißende Flut des Rio Grande, der sieben Meter über seinem Normalstand war. Bei dem ständigen Blitzen konnten wir für Bruchteile von Sekunden unsre Umgebung überschauen. Aber wohin wir auch sahen, Wasser, nur Wasser. Mit übermenschlicher Hast schöpften wir mit Kokosschalen das Wasser aus dem sich rasend schnell füllenden Kanu. Ich spürte hier zum erstenmal in meinem Leben die große Angst. Dieses Angstgefühl verviefachte unsre Kräfte, es schnürte unsre Kehlen zusammen, wir waren keine Menschen mehr, wir brauchten uns nicht mehr zu verständigen, es war eine fremde, grausige Nacht über uns, ein Schicksal, gegen das wir uns mit letzter Energie aufbäumten.

Als bei einer Biegung des Flusses der Zweig eines weit vorstehenden und sofend umspülten Uferbaumes mein Gesicht streifte, klammerte ich mich unter Aufbietung aller Kräfte daran fest, wurde hochgerissen, doch im nächsten Augenblick von Fred, der achtern saß, bei den Beinen festgehalten. Es gelang uns tatsächlich, die Fahrt zu stoppen und das Boot mit einem Hosenriemen an dem Ast festzubinden. Ich legte mich lang ausgestreckt ins Kanu, nur meine Nase raute noch aus dem Wasser. Fred übernahm als erster die Wache. Alle paar Minuten mußte er mit anstoßen, sonst wäre ich noch eingeschlafen und im eigenen Boot ertrunken. Unheimlich langdeinige und blutdürstige Moskitos überfielen uns zu allem Unglück noch trotz des Dauerregens. Sie kamen zu Tausenden und stachen durch unsre starken, nassen Khakihemden hindurch.

Der Strom riß uns hoffnungslos vorwä

Wir mußten zur Mitte zurück, nur dort glaubten wir, sei die Gefahr weniger groß.

Noch enger wurde der Fluß, noch reißender. Da tat sich plötzlich im obrenbetäubenden Brausen der Wassermassen ein Abgrund ein weißes Gischtfeld vor uns auf. Wir schossen in eine unendliche Leere hinab. Deutlich spürte ich Sand, freischenden, aufgewirbelten Sand. Ich ging tief in die Knie, schmiegte mich vom Boden ab und erreichte die Wasseroberfläche. Warmes Blut rann mir aus einer Kopfwunde über Stirn und Augen, ich schlafen pochte und dröhnte das Blut. Ich packte Fred am Arm. Fünfzig Meter trieben wir so. Dann klebten wir plötzlich an einem weißen Felsstein aus Wien, ein Beweis dafür, daß wir einen Seitenarm des Flusses befahren hatten. Wir hatten uns in nächsten Augenblick von Fred, der achtern saß, bei den Beinen festgehalten. Es gelang uns tatsächlich, die Fahrt zu stoppen und das Boot mit einem Hosenriemen an dem Ast festzubinden. Ich legte mich lang ausgestreckt ins Kanu, nur meine Nase raute noch aus dem Wasser. Fred übernahm als erster die Wache. Alle paar Minuten mußte er mit anstoßen, sonst wäre ich noch eingeschlafen und im eigenen Boot ertrunken. Unheimlich langdeinige und blutdürstige Moskitos überfielen uns zu allem Unglück noch trotz des Dauerregens. Sie kamen zu Tausenden und stachen durch unsre starken, nassen Khakihemden hindurch.

Die große Angst

Um uns gegen die Stromschnellen zu wehren, hielten wir uns mit dem Kanu möglichst in der Flußmitte, obwohl unsre Hungerqualen beträchtlich zugenommen hatte und wir gern am Ufer zu einer Rast gelandet wären, zu-

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Eine Stadt, in der nur die Frauen regieren? Sollte es sich hier um Nachkommen jenes sagenhaften Amazonenvolkes in Asien handeln, von denen uns seh. die antiken griechischen Schriftsteller berichten? Nein, die „Amazonenstadt", von der hier die Rede ist, liegt in den USA. und zwar im Staate West-Virginien. Sie heißt Friendly, und man findet sie am Ufer des Ohio. Und die Männer stehen in dem kleinen Städtchen Friendly keineswegs unter dem Pantoffel, sondern fühlen sich unter der „Weiberherrschaft" recht wohl. Es ist eine alte Tradition, daß in Friendly die Frauen die öffentlichen Aemter verwalten, während die Männer ihren meist landwirtschaftlichen Arbeiten nachgehen und froh sind, wenn sie nichts mit Lokalpolitik zu tun haben.

Im Jahre 1920 erhielt Friendly seinen ersten weiblichen Bürgermeister. Sie hieß Mrs. Cline und war eine resolute Dame, die mit beiden Beinen fest im Leben stand. Ihr Gatte war Maurermeister, und so war klar, daß diese auf der bürgermeisterlichen Wange nicht unaufsichtig fliegen bleiben konnte. Man alarmierte die Männer von Friendly, die dann auch Verständnis für diesen Sonderfall zeigten und ein Komitee bildeten, das sich mit der Chrfeige befaßte. Man war bereit, sich dem Urteil dieses männlichen Forums zu unterwerfen.

Das Komitee zeigte sich als sehr diplomatisch. „Wir wollen weder auf die Dienste der Bürgermeisterin, noch auf die der Polizeichefin verzichten", lautete das Urteil. „Darum soll sich die Polizeichefin für die Ohrfeige entschuldigen, und die Bürgermeisterin soll diese Entschuldigung wortlos annehmen." Und so geschah es auch: nun herrscht wieder Ruhe und Verträglichkeit in der Amazonenstadt Friendly.

*

Ein ungewöhnlicher Fall von Bigamie beschäftigte kürzlich die Gerichte von Helsinki. Der Beschuldigte, ein reicher Kaufmann L., hatte zwei Frauen geheiratet. Nachdem die Doppelehe entdeckt worden war, gab es keinen furchtbaren Familienkrach. Vielmehr zogen beide Frauen zu ihrem gemeinsamen Ehemann und lebten mit ihm glücklich zusammen.

Vor Gericht erklärte Kaufmann L. in tiefer Reue, er habe zuerst eine Frau geheiratet, von der er einen Sohn hatte. Dann, im Jahre 1937 habe er sich mit der zweiten Frau vermählt, in deren Familie er sich unter deren Namen und als Junggeselle einsetzen hatte. Auch von dieser Frau hatte er einen Sohn. Als zwei oder drei Wochen seit seiner unter dem Vorwand von Geschäftsreisen zu seiner zweite Frau. Aber bei Gelegenheit eines gesellschaftlichen Empfanges trafen drei zusammen und L. mußte die zu Frau der ersten vorstellen. Beide Frauen fanden jedoch, nachdem die Lage geklärt war, ein so großes Gefallen aneinander, daß sie beschlossen, in einem gemeinsamen Haushalt zu ziehen, womit der Kaufmann höchst einverstanden war. Seitdem lebt der Mann mit den beiden Frauen und den Söhnen zusammen.

Vor dem verblüfften Gericht versicherten die beiden Frauen, daß der Betreffende ausgezeichneter Vater und Gatte sei. Sie sei ein Jahr lang in schönstem Frieden zusammengelebt, ehe das Unheil seinen Lauf nahm. Es war ein mustergültiges Familienleben. Bis dann die Polizei auf sen seltsamen Haushalt aufmerksam und eine gerichtliche Anklage wegen Bigamie erhob.

Trotz der Tränen der beiden Frauen gern so weitergelebt hätten, wurde die Ehe für nichtig erklärt und der Kaufmann gen Bigamie zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt.

Xaver Xan

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

4. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Gelassen lag er in seinem Sessel, des Augenblicks gewärtig, da der vorstellende Herr Wilmot mit Miß Marina auch vor ihm erscheinen würde.

Und dieser Augenblick kam bald.

„Herr von Hallerstein aus Wien, ein Bekannter Ihrer Frau Mutter!" sprach Mister Wilmot, lässig, eintönig, der langen Zeremonie des Bekanntmachens allmählich müde werdend.

Die blonde Marina aber schien plötzlich zu erstarren.

Sie ward so fassungslos angesichts der Ueberraschung, die sie jetzt da jählings überfiel, daß jedermann es bemerken mußte.

Den kleinen Bruchteil einer Sekunde lang blieb sie sogar den Mund ein wenig offenstehen, was sich recht drollig und allerliebst ausnahm, Ihre Augen wurden weit und rund.

Dann machte sie mit einem kurzen, seltsam hastigen Nicken nach dem sich tief verbeugenden jungen Kavalier hin einen raschen Schritt weiter, so daß Mister Wilmot, der diese schnelle Bewegung nicht vorausgesehen konnte, mit der Nennung des nächsten Namens etwas hinterdrein hinkte:

„Frau Gisela Giesbert, geborene Gräfin Eilenbek!" sagte er dann noch etwas pikiert, unwillig über die Verstellkraft seines Schützlings. Die blonde mecklenburgische Gattin des Industriellen Arno Giesbert war Herrn Coloman Petschs Nachbarin linker Hand.

Die erhitzte Dame Parsons aber wandte sich an ihren Freund.

„Kennen Sie meine Tochter denn?" fragte sie, und ihre Augen hatten, wie sie jetzt geweitet auf den Herrn von Hallerstein starrten, eine große Aehnlichkeit mit denen Marinas, ihrer Tochter.

„Ja und nein!" lächelte Coloman behaglich. Er geftel sich darin, seine Gönnerin ein wenig an der Nase herumzuführen.

Sie mußte erst ein Weilchen zappeln, ehe er gestand:

„Ich sah Miß Marina vor kurzem durch Zufall in Venedig. Hatte Gelegenheit, ihr . . . einen kleinen Dienst zu erweisen. Aber gesprochen habe ich sie noch mit keiner Silbe!"

Und seine Aufgabe, herantwegen er hier an der blinkenden Tafel der amerikanischen Millionärin weilte, hatte er sich ganz und gar vergessen, neigte er sich ganz nahe an Mistreß Ediths Ohr und flüsterte:

„Ob Miß Marina, wenn sie reifer geworden, wohl ebenso scheu werden wird, wie es ihre Mutter ist?"

Die Schmeichelei, so faustdick sie aufgetragen war, wirkte doch.

Mistreß Parsons lächelte. Sie nahm ihren Fächer und verbarg ihr Gesicht zur Hälfte dahinter. Ihre Augen blickten über den Fächerrand auf ihren schwarzäugigen Anbeter.

Sie antwortete nichts. Ihre zärtlichen Blicke waren beredt genug.

Dann erhob sie sich mit wiederholter Langsamkeit und ging auf ihre Tochter zu, die inzwischen bis zum untersten Tafelende von einzelnen der Gäste durch den Sekretär vorgestellt worden war.

„Herzeih! Ich wußte nicht, daß du in dieses kleine Frauenzimmerchen vergafft bist! Es ist sonst nicht deine Art! Du wirst alt, Pobland!"

Der Doktor Pobland aoß sich zum zweiten Male von dem starken Getränk ein. Er sah dann zum Fenster hinaus, durch dessen große Scheiben das Tageslicht hemmungslos hereinflutete.

„Miß Marina Parsons ist eine der reizvollsten Frauen, die ich seit langem sah!" sagte er, als hätte er, mit der Gelassenheit eines Gelehrten einen längst feststehenden Lehrsatz auszusprechen. „Im übrigen bin ich der Ansicht, daß du bei Mister Strachen jeden Preis verlangen kannst, auch den phantastischsten! Diese Leute haben keine Begriffe für Geld in ihrem uferlosen Reichtum!"

Aber Erhard Pramstaller ging auf diese Wendung, die sein Freund dem Gespräch offensichtlich zu geben bemüht war, nicht ein.

Er sah Pobland prüfend an.

„Ich meine", sagte er dann und blinzelte sein Gegenüber fast kampflustig an, „diese Marina ist eine nicht minder große Gans als ihre Mutter, nur jünger und . . . heiliger. Wer sie wird sich bereinst ihre Liebhaber ebenso kaufen, wie sich Mistreß Edith diesen jungen Wiener gekauft hat, von dem kein Mensch weiß, war er eigentlich vorstellt!"

Da stand Artur Pobland aus dem Sessel, in dem er gerade Platz genommen, ganz unvermittelt wieder auf und griff nach seinem Hut.

„Ich werde jetzt wieder gehen, alter Junge!" sagte er, und es sah aus, als wolle er etwas von sich abschütteln. „Offen gesagt, ist mir deine Art, mit der du über diese Leute urteilst, heute nicht recht erträglich!"

Und der Künstler lachte schallend auf.

„Seh da! Mein abgeklärter Freund Pobland zeigt sich von der empfindsamen Seite! Man lernt doch nie aus im Leben! Aber warum willst du weglaufen? Gerade jetzt, wo du menschlicher Voraussicht nach binnen zehn Minuten die Freude haben wirst, den Gegenstand deiner Verehrung leibhaftig in diesem Atelier zu sehen? Mit ihrem Trabanten Strachen allerdings. Aber der spielt ja keine Rolle. Darf sie höchstens heiraten, worum ich ihn nicht beneide. Habahat! Also sehe dich. Stärke dich noch ein wenig mit einem Pfiff. Wird dir gut tun angesichts so viel anglosächsischer Kühle, die uns jetzt gleich widerfahren wird. Ich gedenke fünftausend Mark für die Arbeit zu verlangen, was meinst du?"

„Sag zehn!" erwiderte Pobland unschlüssig, ob er gehen oder bleiben solle. „Oder besser, sag zwanzig. Stimmt! Mein Freund Strachen wird stolz sein, seine Braut so teuer porträtiert zu sehen. Er wird mit keiner Wimper zucken!"

Pramstaller wurde jetzt wieder ernst.

Es ward stiller im Atelier.

Endlich sagte Pramstaller und schnaufte unmutlich: „Ein Haufen Geld für dieses Närrchen!" Und dann lachte er wieder, als er Artur Pobland eine ärgerliche Grimasse schneiden sah.

Aber zu einer weiteren Unterhaltung kam man nicht mehr.

Draußen ging die Flurglocke.

Broni, des Künstlers langjährige Haushälterin, ging öffnen.

Stimmen wurden laut, fremdklingende Stimmen, aus denen die arme Broni wohl nicht recht klug wurde; denn sie kam gleich danach ziemlich aufgeregt ins Atelier gestürzt und meldete, daß da draußen „ein Haufen Leute mit zwei Hunden" stehe, und daß sie, die Broni, nicht herausbringen könne, was die „Gesellschaft" hier wolle.

„Führ sie herein, altes Schaf!" lachte Pramstaller. „Du wirst im Leben nicht lernen, wie man Besuch anmeldet!"

Broni schaute ihren Herrn an, als wolle sie sagen, daß man von ihm am allerwenigsten lernen könne, was sogenannter guter Ton sei. Aber sie schwieg und verschwand sogleich wieder, die Türe sperrangelweit offen lassend.

Und auf der Schwelle erschienen unter Vorantritt der kleinen Peckinohündchen des Herrn Strachen in der nächsten Minute Mistreß Edith Parsons mit ihrem Sekretär Wilmot an der Seite. Austen Strachen — und die blonde Miß Marina . . .

Das erste, was geschah, war, daß einer der Hunde im neunlerianen Umherlaufen einen allerdings recht wackelig stehenden Kakteenständer zu nahe kam und diesen umwarf.

Es sah ein Geflirr, ein Gepolter, ein Gebell und einen erschrockenen Ausschrei Mistreß Ediths.

Marina lachte. „Immer Ihre Biester, Mister Strachen!"

Erhard Pramstaller aber rief mit seiner Stentorstimme fröhlich in den Lärm:

„O bitte sehr! Bedienen Sie sich! Hier sind noch ausreichend Gegenstände, die in Scherben gehen können!"

Austen Strachen war betreten. Er war keineswegs Herr der Lage.

Seine Stirne ward sehr rot.

Um so gelassener war Marina. Die sing, einen weißen Stemmervels von den Schultern gleiten lassend, weiter in das Atelier hinein und blieb vor der eben in Arbeit befindlichen Raubtiergruppe stehen.

„Oh, wonderful!" hörte man sie sagen, Sie betrachtete die lebensvrsprühenden Tiere leider mit großer Aufmerksamkeit. Dann bob sie den Blick zu Pramstaller und sah den Künstler an.

„Das haben Sie gemacht?"

Der Bildhauer war belustigt. „Allerdings!"

Marina sah den knorrigen Oesterreicher an. Sie tat das mit der gleichen unbefümmerten Selbstverständlichkeit, mit der man irgendeinen sehenswerten Gegenstand in Augenschein nimmt. Es fehlte nur noch, daß sie dazu ein Lorgnon vor die blauen Augen nahm.

„Oh", sagte sie dann, „es wird für Sie sehr wenig angenehm sein, nun einen langweiligen Menschenkopf modellieren zu sollen!" Sie lachte.

Alle im Atelier lachten. Auch Mister Strachen, obwohl er kein Wort von der nun beurteilt offiziellen Unterhaltung verstand.

Nur Artur Pobland lachte nicht.

Er stand festsam steif vor seinem Sessel und blickte auf Marina. Eine merkwürdige Benommenheit war in ihm. Fast etwas wie Trauer.

Er hatte sich bisher in seinem Leben nie viel um Frauen gekümmert. Hin und wieder einmal eine belanglose Liebschaft, gewiß. Aber für ein tieferes Erleben hatte

Der reitende Seelöwe

Es ist im Laufe der Jahre an verblüffenden Tierdressuren in den Varietés und Zirkussen schon das Unglaublichste geboten worden: Man sah einen Tiger zu Pferde, einen Bären Motorrad fahren und einen Elefanten, der seinen Herrn im Maul durch die Manege trägt. Manch einer neigte da vielleicht zu der Annahme, die Tierdressuren seien erschöpft, auf diesem Gebiete dürfe es nichts Neues mehr geben! Da kommt aus Amerika die verblüffende Nachricht, daß es dort einem Tierlehrer gelungen ist, Seelöwen derart abzurichten, daß sie am schwingenden Trapez wie routinierte menschliche Artisten arbeiten! Diese auf dem Gebiete moderner Tierdressur noch nie dagewesene Sensation, die der bekannte Berliner Artistenagent Robert Wlschke betreut, kommt demnächst zum erstenmal nach Europa. Der Artist, der sie herausbringt, ist der Amerikaner Captain Roland Tiebor, einer der erprobtesten Seelöwen-Spezialisten der Welt.

„Schon vor Jahren erregte die Seelöwen-Nummer Aufsehen in allen Hauptstädten Europas", erzählt uns Wischke, „und ich hatte sie auch für Berlin gesichert. Da geschah ein Unglück! Eine üble Konkurrenz hatte die Seelöwen, die völlig selbständig ihre sehr schwierige Arbeit machten, vergiftet, um Captain Tiebor auszuschalten. Jahrelang habe ich nichts mehr von ihm gehört. Mit zäher Energie hat er nun wieder mit Seelöwen von neuem begonnen."

„Bei dieser Gelegenheit denke ich zurück", plaudert der alte Varietéagent weiter, „welche Entwicklung gerade die Seelöwendressur im Laufe der Jahrzehnte durchgemacht hat! Wer weiß heute noch davon, daß die Vorläufer der Seelöwen Seehunde waren und daß eine solche Attraktion vor 43 Jahren erstmalig in Berlin gezeigt wurde. Die ersten dressierten Seelöwen wurden erst um die Jahrhundertwende gezeigt, und zwar in Berliner Wintergarten. Ein Amerikaner, Captain Woodward, führte sie vor, und seine Nummer bildete damals die größte Varietésensation.

„Es ist selbstverständlich, daß Woodward gleich Nachahmer fand", führt der Artistenagent fort. „Plötzlich wurde der Seelöwe ein sehr begehrtes Schtier, auf den Varietébrettern. Heute führt sogar ein Hagenbeck selber, der junge Erich Hagenbeck, Seelöwen vor und bestätigt dadurch, welch großes Interesse auch deutschersits der Dressur dieser gelehrigen Flossenjongleure entgegengebracht wird." Aber die bis jetzt unübertroffene aller Seelöwen-Dressuren hat doch der Amerikaner Captain Winston herausgebracht. Schon damals war, wie Wischke erzählt, Winston in aller Munde, denn er trat mit einer Attraktion hervor, die man dann auch nie wieder gesehen hat: mit den ersten auf einem Ponny reitenden Seelöwen! Winston kam dann nach vielen Jahren wieder nach Berlin mit seiner bis heute unübertroffenen Schaunummer, in der die Seelöwen zusammen mit zwei reizenden Nymphen in einem Riesenbassin auf der Varietébühne die unglaublichsten Schwimm- und Tauchkünste vollbringen. Die Tiere arbeiten hier ganz von selbst unter Wasser, also in ihrem ureigensten Element, und Captain Winston hat sein Geheimnis nie preisgegeben, wie er es fertigbrachte, daß Seelöwen im Wasser ohne Kommandos oder Zeichen ihres Dresseurs arbeiten wie Menschen.

ihm eigentlich immer die Zeit gefehlt. Aufgewachsen in einem strengen Elternhaus, unter der Zucht eines starrsinnigen Vaters und einer ehrgeizigen Mutter, waren ihm stets die Pflichten seiner Laufbahn so eisern allem anderen vorangestellt worden, daß er nicht rechts noch links blicken zu dürfen meinte. Das war ihm mit der Zeit in Fleisch und Blut übergegangen.

Jetzt aber war ihm, als poche plötzlich etwas noch nie Erlebtes geheimnisvoll an seine Brust. Als müsse er sich gegen etwas zur Wehr setzen, das da in nie gekannter Stärke auf ihn eindringen wollte.

Wie eine Bedrohung fast empfand er das.

Und er war wortkarg und verschlossen, auch als Marina zuletzt vor ihn trat, ihm mit einem kühlen Lächeln die Fingerspitzen zur Begrüßung zu reichen.

Man konnte sich doch von der Mutter Fest her.

„Werden Sie denn die Geduld aufbringen, gnädiges Fräulein, die für die Stunden im Atelier nötig ist?" fragte er schließlich, nun um etwas zu sagen.

„Geduld?" Marina lachte. „Das war eigentlich nie meine starke Seite!"

„Wir wollen gleich die erste Sitzung verabreden, Miß Parsons!" mischte sich Erhard Pramstaller ins Gespräch. „Bei der Kürze der Zeit die mir noch nur bis zu Ihrer Weiterreise zur Verfügung steht, darf ich keinen Tag verlieren. Ich lasse mich nicht gerne bränaen, verstehen Sie?"

Artur Pohland aber glaubte plötzlich einen Schatten auf seiner Seite zu fühlen.

Natürlich, dieses Mädchen war ja nur für ganz kurze Zeit in Berlin. Vielleicht nur zwei Wochen. Sie würde dann wieder zurückreisen in ihre Heimat. Ueber das Meer. In ein Land, das fremd und fern war.

Was für törichte Gedanken waren das überhaupt.

Stand nicht der Verlobte des Mädchens überdies da im Atelier.

Es war wirklich eine Torheit.

Artur Pohland gab sich einen Ruck.

Es fiel ihm ein, daß seine Geschäfte ihn riefen. Daß er nur eine knappe Viertelstunde bei dem Freund zu verplaudern beabsichtigt hatte. Unten auf der Straße stand sein Wagen. In seinem Büro wartete sicherlich die Sekretärin mit hundert Dringlichkeiten.

Aber . . .

Ja, er brachte die Blicke nicht los von dem schönen, jungen Menschenkind, das da, von der durch die hohen Atelierfenster hereinfallenden Maisonne umflossen, wie die siegende Jugend selbst vor ihm stand, einer noch halbgeschlossenen Knospe gleich, die nie geahnte Seligkeiten verheißen zu wollen schien.

Er blieb, obwohl seine Zeit drängte.

Führte ein gedankenloses Gebaren mit Mistreß Edith. Sah mit weiten Augen zu, wie Erhard Pramstaller, halb noch im Scherz, mit einem großen Holzzirkel die Kopfmaße Marinas abnahm und notierte. Er zwang sich, ein paar englische Fragen des Mister Strachen — mit nicht allzugroßer Höflichkeit — zu beantworten.

Und als er sich endlich verabschiedete, die Stimme des jungen Mädchens noch im Ohr, als er seinen Wagen mit einer seltsamen Fahrigkeit durch das Gewirbel des Großberliners Verkehrs steuerte, dann mit verschlossenem, gleichsam abwesendem Gesicht vor seinem Schreibtisch stand, war es ihm, als befände er sich unmittelbar vor brennenden Entscheidungen, vor einem neuen Abschnitt, der ihm wie ein gähnender Abgrund vorkam.

Hart auf hart

Er hatte etwas Tierhaftes an sich, der breitschultrige, breitköpfige schwarzhaarige Demeter Stoikow.

Er war brutal in seiner urwüchsigen Kraft.

Völlig plump in allen seinen Lebensäußerungen, sobald er es nötig hatte, eine feiner vielen Masken zu tragen, unter denen er durch sein buntes Dasein schlich.

Und Coloman Petsch, sein deutschblütiger Neffe, fürchtete diesen gelblichtigen Mann mit dem dicken, schwarzen Schopf noch immer ein wenig wie in den vergangenen Tagen, da er angefangen, bei dem vielgereisten Onkel „in die Schule" zu gehen.

„Keinen Pfennig mehr!" schrie Demeter Stoikow an diesem warmen Abend in seiner Behausung bei der tüchtigen und schweigsamen Witwe Gervasius. „Keinen Pfennig mehr!"

Er rief diese Worte seinem jungen Neffen ins Gesicht: er schrie Coloman Petsch an, als wolle er ihn in die Knie schreien, war völlig außer sich in seinem wilden Zorn und stemmte die furien Fauste mitend vor sich hin auf die Tischplatte, während seine Augen scheel an dem hochgewachsenen Komplicen hinaufschielten.

„Du willst mich zum besten haben, Kerlchen, wie? Du willst meine Gutmütigkeit ausschöpfen wie einen Brunnen! Haha! Musst du schlauer angaben mein Jüngelchen! Seit Tagen schmierst du es mir aufs Butterbrot, daß es dich bei deiner amerikanischen Witwe nur ein freundliches Wort koste und du hieltest einen Scheck über ungezählte Tausende in den Händen. Seit Tagen gebt das schon so! Und jeden Abend kommst du heim mit leeren Taschen. Jeden Abend bitt du da, mich von neuem anzupumpen. Soll ich dir sagen, wieviel Spesen schon darauf sind auf diesem Abendteuer? Muß ich dir erklären, daß meine Geduld ein Ende hat? Daß ich keinen Pfennig mehr hergebe, der doch nur in ein Faß ohne Boden geworfen wäre bei deinen vornehmen Gewohnheiten?"

Coloman Petsch rannte im Zimmer auf und ab.

Er war eleganter denn je. Trug einen tadellosen Sommeranzug und eine weiße Nelke im Knopfloch. Er hatte ein Monokel ins linke Auge eeklemmt, und sein Scheitel duftete nach erlesenen Parfüms. Aber er war bei alle seiner lebemännischen Eleganz doch auch wieder wie ein Schuljunge, der seine Aufgaben nicht gemacht hat, wie er so vor dem sorgbleichen Alten auf und niederrannte, die gepflegten Hände in aufgeregter Abwehr erhoben.

„Wenn du mich nicht zu Wort kommen lassen will . . ." schrie er in die wolkgeballte Redeflut Stoikows und fuhr sich hastig über die Stirne, als müsse er ein paar Schweißtropfen dort abwischen.

„Worte! Ich hasse dir auf deine Worte! Wo der Scheck ist, will ich wissen, den du auf heute versprochen?" Demeter lachte wie ein Faun. „Soha, dieser märchenhafte Scheck! Ich kann dir sagen, Bengel, wenn du mich genasführt hast, siebst du von mir keinen roten Heller mehr! Kannst meinetwegen nach Polarad heimfahren und wieder Gemüse stehlen, wie früher! Ich will dir deine noblen Passionen austreiben, mit denen du keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken kannst!"

Coloman Petsch stand jetzt dicht vor dem Schimpfenden still. Er schlug seine weißen, schmalen Hände auf den Tisch. Er schrie auch.

„Ich habe bisher nur gesagt, was wahr ist! Die Sache war so gut wie endgültig. Daß in letzter Minute die Tochter dieser Frau ankommen mußte und alles dadurch eine letzte Verzögerung bekam, was kann ich dafür?"

„Hehehe!" Demeter meckerte wie ein Ziegenbock. „Eine letzte Verzögerung. Allerliebst gesagt, das mit dieser letzten Verzögerung!"

„Du machst mich böse, Demeter!" schrie Coloman, seinen Weg im Zimmer von neuem aufnehmend.

„Welche Drohung!" hohnlachte der Alte. Man sah sich giftig an.

Es war, als fauchten zwei böse Katzen gegeneinander.

Und gerade, als beide Männer zu neuen Worten Atem holten, schrillte in einer Ecke das Telephon.

Er hatte natürlich auch Telephonanschluß, der arme Hausierer Iwan Solowjew.

Das heißt, die Witwe Gervasius hatte Telephonanschluß.

Ihr Name stand im amtlichen Verzeichnis.

Demeter erhob sich. Er ging zu dem Apparat und sagte nichts als ein mürrisches „Na" in die Muschel.

Dann horchte er. Und auch Coloman lauschte schweigend.

Zwei Sekunden später war Demeter Stoikows Gesicht seltsam verändert. Gelblicher noch, als gewöhnlich, schimmerte seine Haut. Die Augen kniff er zusammen, wie ein Fuchs, der sich unter einem Schlage duckt.

„Ja!" kam dann seine Stimme, rauh und heiser. „Ich habe alles verstanden. Mache es kurz, Karic! Man kann nie wissen!"

Und der Hörer klirrte leise wieder auf die Gabel zurück.

Demeter Stoikow aber schlürfte aus der Ecke hervor auf Coloman zu. „Da haben wir es nun!" Er schien beinahe grün im Gesicht vor Blässe. „Das kommt von deiner Zeitverschwendung! Ich muß fort! Ich darf hier nicht bleiben! Man hat Skekanowitsch verhaftet! Wird dem Schwächling die Würmer nur allzu mühelos aus der Nase ziehen. Ich muß hier weg! In meinen zweiten Bau kriechen, verdammt!"

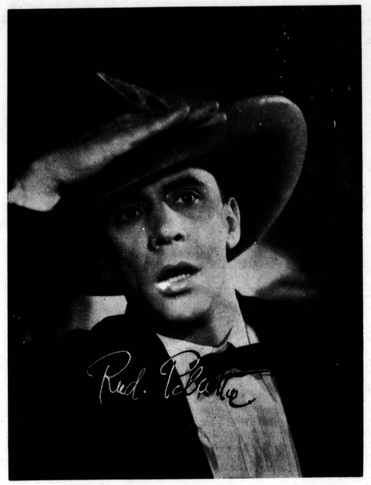
Auch Coloman war erblaßt. Seine Lippen waren schmal. Seine Brauen lagen in scharfen Falten.

Demeter aber trat plötzlich ganz dicht an ihn heran und packte ihn rüttelnd an der Schulter. „Se du! Merkst du nun, daß es eilig ist, ja? Siehst du nun ein, daß gehandelt werden muß?"

Und Coloman nickte, während seine schlanke Gestalt sich angleich straffte.

„Ja! Ich werde keine Zeit mehr verlieren! Noch heute abend gehe ich ins Esplanade! Es müßte mit dem Teufel zugehen . . ."

Demeter Stoikow aber, der jetzt anfing, wie ein Wiesel durch die Wohnung zu laufen und allerlei Gegenstände in einen kleinen, ovalen, schmutzigen Handkoffer zu werfen, hörte nun gar nicht mehr auf ihn. Er machte nur eine Bewegung mit der Hand, als wolle er wegwerfend sagen: Du — und deine Versprechungen!



„Hallo... Hallo... ist dort der „7. Tag?", so fragt

Rudolf Platte

da er allen Lesern einen Gruß aus Berlin senden will.

Foto: Ufa

„Du wirst mich doch nicht im Stiche lassen!" drängte Coloman. „Ohne Geld kann ich nichts tun!"

„Hier! Fünfzig Mark! Aber wohlgemerkt das letzte à conto der Amerikanerin! Und nun laß' mich in Ruhe!"

Ein Geldschein flog auf den Tisch. Coloman schob ihn in die Westentasche.

Eine Weile noch sah er dem Onkel zu, wie er sich langsam in den armen, schmutzigen, gebückten Invaliden und Hausierer Iwan Solojew verwandelte.

Dann ging er.

„Von jetzt an also wieder Klüftriner Straße, ja?" nölelte er, schon ganz wieder der Kavalier des Westens.

Und man ging auseinander.

Eine Fahrt in die Nacht

Man kannte den Herrn von Hallerstein bereits im Hotel der Witwe Parsons.

Man begrüßte ihn mit einer gewissen Vertraulichkeit. Es kam Coloman Petsch bisweilen sogar vor, als sei es eine geradezu verständnisinnige Vertraulichkeit.

Als wüßten diese durch langjährige Erfahrungen gewitzigten Hotelmenschen nur zu genau, was sie von dem etwas unglaublich Gehaben halten sollten, das der junge, elegante Herr von Hallerstein und die reichlich reife Witwe Parsons abgaben.

Und an diesem Abend war eine deutliche Schadenfreude auf aller Mienen.

„Bedauere sehr, Herr von Hallerstein! Mistreß Parsons ist ausgegangen. Sie befindet mit Mister Wilmot im Theater!"

Man meldete diese Tatsache Coloman Petsch, noch ehe er überhaupt gefragt hatte, übermittelte ihm die Neuigkeit mit aalglatten Verbeugungen und verbindlichem Lächeln.

Coloman stand eine Sekunde unschlüssig.

Er war ein Meister in der Beherrschung seiner Mienen. Das hatte er schon gelernt, als er noch ein kleiner Junge war und mit treuherzigem Blick den vorbeigehenden Polisten in die Augen schaute, während seine kleine, braune Faust noch die eben gestohlenen Kupferpfennige umschloß.

Er blieb also ganz heiter und leutselig, der elegante Herr von Hallerstein.

„Danke schön!" lächelte er und warf seinen leichten Sommermantel über den Arm eines herzuhrinnenden Pagen.

„Einen Whisky an meinen Platz in der Hall!" befahl er dann und schob sich eine Zigarette zwischen die Lippen.

Innerlich aber lachte er vor Enttäuschung. Die leeren Wartestunden, die nun vor ihm lagen, engrimmten ihn. Er war nervöser denn je.

Er hatte diese dickliche Mistreß Edith geradezu.

Und die kleine Gestalt des bösen Demeter Stoikow wollte ihm nicht aus dem Sinn.

Langsam stekte er durch die Halle, in beinahe verzweifelten Nachdenken.

Da sah er plötzlich seinen Weg verstellt.

Eine helle Gestalt schimmerte.

Und Coloman Petsch sah geradewegs in zwei große, graublaue, ihn erwartungsvoll anblickende Augen.

„Oh, Miß Marina!" Coloman Petsch brauchte die angenehme Ueberraschung, die auf seinem Gesicht zu lesen war, diesmal nicht zu schauspielern. „Sind Sie nicht mit Ihrer Mutter im Theater?"

Marina Parsons lächelte. Es war das schmollende Lächeln eines gekränkten Backfisches. „Nein!" antwortete sie. „Mamq wünscht, daß ich mich Mister Strachey widme!"

„Ihrem Verlobten! Nun freilich!"

In Marinas Augen aber blitzte es. „Wer sagt Ihnen, daß ich mit Mister Strachey verlobt bin? Ich bin es durchaus nicht!"

„Nun", lächelte Coloman, „was nicht ist, kann noch werden!"

Da machte Marina eine brüske Wendung mit der Schulter. Man sah ihr an, daß sie auf eine scharfe Antwort sann. Ihre Lippen zuckten ein wenig.

„Wenn Sie nur gekommen sind, mich mit solchen Indiskretionen zu ärgern, versichte ich gerne auf weitere Unterhaltung!" sifchte sie dann. Sie machte ein paar Schritte. Aus halbgeschlossenen Augen blitzte sie Coloman über die Schulter an.

Aber der blieb ganz und gar der gelassene Beherrscher der Lage, verstand es ausgezeichnet, unaufhaltig wieder an Marinas Seite zu gelangen. Er lächelte. Niemand in der Halle konnte auch nur ahnen, daß diese bezaubernde junge Dame soeben im Begriff war, ihren Begleiter beleidigt abzuschütteln.

„Miß Marina!"

Die Stimme Colomans war ein plötzliches Werben.

„Ich bitte Sie, mir nicht böse zu sein!"

Eine Pause entstand.

„Oder glauben Sie etwa, daß es für mich eine Freude sei, Sie in Gesellschaft Mister Strachens zu wissen?"

Marina sah keine Antwort. Man stand vor einer kleinen Gruppe breitausladender Sessel.

Und Coloman Petsch sprach weiter. Er flüsterte. Seine Stimme atmete eitel Zärtlichkeit.

„Ich habe mir unser erstes Wiedersehen unter vier Augen schöner gedacht. Miß Marina!"

Da fuhr das junge Mädchen herum. Etwas zu temperamentvoll für die vornehme Zurückhaltung der Hotelhalle. „Gut! Wenn Sie schon davon reden wollen, dann lassen Sie bitte diesen Mister Strachey aus dem Spiel! Er wird ohnehin gleich da sein und mich langweilen!"

„Schade!" sagte Coloman und schloß ein wenig die Augen.

Aber auch in den Augen Marinas stand deutlich dieses „Schade" zu lesen.

Dann warf sie sich plötzlich in einen der Sessel, die vor ihr standen. Sie seufzte. Aber sie sagte nichts.

Und auch Coloman Petsch schwieg. Er sah auf die schlanke Gestalt des schönen Mädchens herab, das die Glieder mit lässiger Geschmeidigkeit gelöst hatte.

Es war still zwischen den beiden Menschen.

Sie sahen sich an. Marinas blaugraue Augen versanken in den nachtschwarzen Colomans Petschs.

Wie Rede und Gegenrede war das.

Ein stummes Verstehen auf den ersten Blick. (Fortsetzung folgt)

Herdfeger besser denn je

Welt der Frau

Mit 7 Kindern im Internierungslager

Zuerst goldene Medaille, dann von Polizisten verjagt. — Der Leidensweg einer 10köpfigen Familie

Es gibt ein Heldentum, über das die Chronik gewöhnlich schweigt, ein Heldentum des Alltags, das von einer raschlebigen Welt kaum gewürdigt wird. Es ist das Hohelied von der kinderreichen Mutter, die erst jüngst im neuen Deutschland eine besondere Auszeichnung durch die Stiftung eines „Ehrenkreuzes der deutschen Mutter" erfahren hat.

Da lebt in einer bescheidenen Nürnberger Wohnung eine 63jährige Frau, die wir deswegen aus den Reihen der kinderreichen Mütter herausgreifen wollen, weil ihr Lebenstag wie ein einziger Heldenroman klingt, den nicht die Phantasie eines Dichters, sondern die Wirklichkeit schrieb. Frau Gisela Link hat sieben Kindern das Leben geschenkt, was weiter nicht erstaunlich wäre, wenn sich Natur und Schicksal mit ihr nicht besondere Launen und Prüfungen erlaubt hätten. Sie lebte vor dem Kriege mit ihrem Manne, einem Hotelfachmann, in Paris, eine junge Frau, die sich vom Anbeginn ihrer Ehe nach einem Kinde sehnte, um in dem fremden Lande nicht allein zu sein. Das Mutterglück schien für zunächst verlagt; erst im dritten Jahr, am 31. Januar 1908, wurde ihr eine Tochter geschenkt. Die Freude war darüber groß und steigerte sich, als im nächsten Jahre ein zweites Mädchen zur Welt kam. Am 21. September 1910 konnte der Vater seinen Augen nicht, als die Hebamme diesmal Zwillinge, ebenfalls Mädchen, in die Wiege legte. Doch das Schicksal hielt für die Eltern noch eine größere Ueberraschung bereit: am 6. November 1911 wurden ihnen Drillinge beschert!

Die Mutter überstand die Entbindung verhältnismäßig gut, doch bangt man für das Leben von zwei Säuglingen, die nicht mehr als je ein Kilo wogen und die die erste Zeit ihres Daseins im Brutofen der Klinik verbringen mußten. Nach einigen Wochen war die Gefahr für die Drillinge vorüber und Mutter und Kinder konnten die Anstalt wieder verlassen. Die Taksache, daß eine Frau innerhalb von drei Jahren sieben Kinder gebar, wurde in der Pariser Presse gebührend vermerkt, und es fehlte nicht an besonderen Ehrungen für die Deutschen. Unter anderem wurde dem Elternpaar von der französischen Kinderreichen-Organisation eine goldene Medaille als „Preis für gutgepflegte Kinder" und dazu noch 800 Goldfrancs überreicht.

Inzwischen war die zehnköpfige Familie auch die Mutter der Frau Link hatte sich eingefunden, um ihrer Tochter in ihrer schweren Arbeit beizustehen — in ein Landhaus nach St. Germain übergesiedelt, wo sie einige Jahre später vom Ausbruch des Weltkrieges überrascht wurde. Mit einem Schlage änderte sich das bisher so freundliche Verhältnis der Bevölkerung zu den Deutschen. Nur ein Polizeibeamter hatte ihnen in der kritischen Stunde, als man die Familie in ein Internierungslager abführen wollte, die Treue bewahrt. Er fälschte die Ausweispapiere der Frau Link und protokollierte: „Französin durch Heirat. Mann dient unter der französischen Fahne."

So konnte die Familie, die bereits im Gefängnis festgehalten worden war, die Freiheit erlangen und noch in der gleichen Nacht nach Paris flüchten. Die sieben kleinen schwächlichen Kinder hatten sich während des kurzen Aufenthalts im Gefängnis von anderen Angesteckten den Skarlach geholt und lagen nun schwer krank in einem dürftigen Zimmer darnieder. Da man ärztliche Hilfe brauchte, konnte es nicht länger verborgen bleiben, daß sich noch Deutsche auf freiem Fuß befanden.

Sie wurden verschleppt. Ihre Kinder, die inzwischen die Masern bekommen hatten, mußten in Baracken mit Strohsäcken als Lagerstätten vorlieb nehmen. Die Mutter wurde in ein Frauenlager gebracht, wo sie mit anderen Gefangenen Lumpen sortieren und Wäsche waschen mußte. Ihre Kinder sah sie nur selten, da sie in einem anderen Lager untergebracht waren.

Nach einem Jahr wurde die Familie gegen Deutsche ausgetauscht, die in Deutschland interniert waren. Sie kam in ein Lager bei Berlin, wo sie in einem Raum von 4 mal 4 Metern mit ihren Kindern hausen mußte. Dann ging es nach Ruhleben, wo sie in einem Zelt mit Strohsäcken als Lagerstätten vorlieb nehm

Spanien der nationalen Ordnung

Unter General Francos starker Führung geht Spanien einer glücklichen Zukunft entgegen

Mit der Einnahme Barcelonas durch die Truppen General Francos ist der spanische Bürgerkrieg in ein neues und endgültiges Stadium getreten. 2½ Jahre dauert jetzt der Kampf der nationalen Befreier gegen die roten Machthaber. Die anfängliche Ueberlegenheit der Bolschewisten durch riesige, fremdländische Materiallieferungen und durch den Besitz wichtiger, inländischer Produktionsstätten ist langsam gewichen. Meter um Meter wurde um den Boden gerungen, und dem Elan der Nationalisten wich allmählich der Angriff landfremder Brigaden, die kaum wußten, warum sie kämpften.

Das Land, das sie preisgeben mußten, war ausgehungert und ausgepreßt. Vernichtet und zerstört waren Städte und Dörfer, um dem verhaßten Gegner nur ein Trümmerfeld zu hinterlassen. Aber unmittelbar folgen den Truppen General Francos jene Organisationen, denen die Lösung der zahllosen Fragen des Wiederaufbaues zufällt. Bauten und Brücken und Eisenbahnstrecken werden wieder instandgesetzt. Eine weitverzweigte Organisation sorgt für die soziale Hilfeleistung. Es sind meist junge Menschen aus den Reihen der Falangisten, Mädels und Jungens, die sich dem riesigen Aufgabengebiet gewidmet haben. Unübersehbar ist das Arbeitsfeld. Dazu kommt eine Erziehung der Jugend zu einem neuen Staatsbewußtsein und neuen Ideen. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo Spanien ein Faktor der Sicherheit und Ordnung in Europa sein und der zersetzende Geist des Bolschewismus auch hier ein für allemal ausgelöscht wird.

Die Jugend eines neuen Spanien

Speisungen für arme Kinder in Salamanca, die von der Frauenorganisation der Falange „Seccion Feminina" durchgeführt werden

Die militärische Erziehung der neuen spanischen Jugend

Junge Falangisten bei einem Besuch in Berlin

Falangisten beim Sammeln von Lebensmitteln und Kleidern in Sevilla

Barcelona

Barcelona, die letzte Hochburg des roten Terrors in Spanien, ist gefallen. Es ist furchtbar, sich vorzustellen, was in den Jahren des Bürgerkrieges aus der herrlichen Mittelmeerstadt zu Füßen des malerischen Felsenberges Montjuich, der industriereichen, fleißigen, reichen von ganz Spanien, geworden ist. Und doch, wenn man die Geschichte dieser Stadt, die Geschichte Kataloniens näher betrachtet, so werden einem die Ursachen klar, aus denen grade Barcelona und Katalonien zum Zentrum der bolschewistischen Hetze werden mußten. Der „katalonische Regionalismus" ist rund fünfzig Jahre alt, aber die Sache, die diesen Namensschild führt, reicht bis in die Tiefen des Mittelalters zurück. Die Geschicke Kataloniens und Kastiliens haben sich getrennt entwickelt, und nur mühsam und immer noch nicht ohne Bruch wachsen sie zur Einheit „Spanien" zusammen.

Katalonien war das natürliche Einfallstor für die älteren Kulturvölker, die als Eroberer und Kolonisatoren auf der Halbinsel landeten, zuerst die Phönizier, später die Römer. Einige Geschichtsschreiber wollen aus dem ältesten Namen Barcelonas, Barcino, sogar schließen, daß es eine karthagische Gründung, vielleicht das Hamilkar Barkas, war. Doch diese früheste Vergangenheit verliert sich im Dunkel der Sage, und aus der phönizischen Zeit hat Barcelona nur zwei Türme, die „torres de la plaza nueva", bewahrt. Zur Römerzeit war Barcino ein unbedeutendes Städtchen, das Strabo nicht einmal erwähnt. Livius führt es als römische Kolonie mit dem Beinamen Faventia an. Die Inschriften manchen der zahlreichen römischen Ueberreste haben uns den vollen Namen überliefert: Colonia Faventia Julia Augusta Pia. Doch trotz dieses klangvollen Namens stand Barcino völlig im Schatten von Tarragona, damals Tarraco genannt. Erst zu Beginn des Mittelalters erlangte Barcino, das dann den Namen Barcinona erhielt, einige Bedeutung. 713 wurde es von den Arabern erobert und war das achte Jahrhundert hindurch die Residenz eines mohammedanischen Wali. 801 entriß Karls des Großen Sohn Ludwig (der spätere Ludwig der Fromme) es den Sarazenen. Katalonien wurde darauf fränkische Mark unter einem Grafen Bera und nachdem dieser in Ungnade gefallen war, unter Bernhard von Septimanien. Später kam es an einen gewissen Berengar, dessen einer Nachfolger im Jahre 1137 durch Heirat Katalonien mit dem Königreich Aragon vereinigte.

Von diesem Zeitpunkt an blühte Barcelona auf und wurde bald einer der lebhaftesten Häfen des Mittelmeers. Es unterhielt einen regen Handel mit den Balearen, mit Sizilien, Neapel, Sardinien, Korsika. Die katalanischen Seeleute waren im ganzen Mittelmeer berühmt für ihre Geschicklichkeit und Verwegenheit. Die Vereinigung Kataloniens und Aragons mit Kastilien unter Ferdinand und Isabella fand nirgends weniger Freunde als in Barcelona, und 1640 brach in der Stadt ein furchtbarer Aufstand gegen die kastilische Vorherrschaft aus. Ganz Katalonien folgte dem Beispiel der Hauptstadt und rief Frankreich zu Hilfe. Erst nach einer Reihe von Jahren konnte der Aufstand unterdrückt werden, den Barcelona blutig bezahlen mußte. In den nächsten Jahrhunderten war die Stadt der Schauplatz zahlreicher Kämpfe.

Das „Aufgabengebiet" der Frau bei den Bolschewiken: Kampf mit der Waffe in der Hand. Ein Bild aus Madrid

Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft sind in den von den nationalen Truppen befreiten Gebieten wieder zur Herrschaft gelangt

Blick auf Barcelona (Scherl-Archiv 5, Weltbild-Archiv, Zander-Multiplex-K.)

Verwegenheit. Die Vereinigung Kataloniens und Aragons mit Kastilien unter Ferdinand und Isabella fand nirgends weniger Freunde als in Barcelona, und 1640 brach in der Stadt ein furchtbarer Aufstand gegen die kastilische Vorherrschaft aus. Ganz Katalonien folgte dem Beispiel der Hauptstadt und rief Frankreich zu Hilfe. Erst nach einer Reihe von Jahren konnte der Aufstand unterdrückt werden, den Barcelona blutig bezahlen mußte. In den nächsten Jahrhunderten war die Stadt der Schauplatz zahlreicher Kämpfe.

1677 wurde sie von Vendôme für Ludwig XIV. erobert, aber im Frieden von Rijswijk an Spanien zurückgegeben. 1705 im Spanischen Erbfolgekrieg erklärte sie sich für Habsburg und wurde lange von Philipp V. vergeblich belagert. Erst 1714 gelang es Berwick trotz verzweifelten Widerstandes der Einwohner, sie zu erobern. 1808 machte sich der französische General Duhesme durch List zum Herrn der Stadt und hielt sie, trotz aller spanischen Anstrengungen, bis zurückgewinnen, bis 1814.

Das 19. Jahrhundert sah den raschen Aufstieg Barcelonas zur ersten Industriestadt Spaniens, damit aber zugleich auch das sprunghafte Wachstum liberaler, revolutionärer, sozialistischer und anarchistischer Ideen. Die fortgesetzten Bürgerkriege des Jahrhunderts und der Verfall der Monarchie seit 1868 und 1873 trugen das ihre dazu bei, um dem Boden aufzuwühlen. Immer klarer fonderte sich Barcelona von dem übrigen, in mittelalterlichen Zuständen beharrenden Spanien. Es wurde eine moderne, von bourgeois internationalen Leben erfüllte Industrie- und Handelsstadt, und ihr erstarkendes Selbstbewußtsein forderte immer dringender zuerst die Selbstverwaltung, dann sogar die volle Autonomie Kataloniens. 1900 wurde die „Lliga Regionalista" gegründet, 1909 sah Barcelona den anarchistischen Arbeiteraufstand in seinen Mauern.

Doch war es auch Barcelona, von wo aus Primo de Rivera, als Generalkapitän von Katalonien, am 13. September 1923 seinen Staatsstreich unternahm. Seit dem Sturz Primos jedoch, seit Aufhebung der Zensur, ergoß sich die Flut sowjetrussischer Hetzschriften ungehindert nach Barcelona und von da über das ganze Land. Es bedarf vielleicht der furchtbaren Erfahrungen mit der roten Schreckensherrschaft, um auch Katalonien und seine Hauptstadt Barcelona als lebendiges Glied in die gesamte spanische Nation einzuschweißen.

Haus, Hof und Garten

Den Garten nicht vernachlässigen!

Im Obstgarten müssen die winterlichen Pflegearbeiten nunmehr beendet werden, insbesondere gilt dies auch für den Baumschnitt, da hierbei sonst Saftverluste unvermeidlich sind. Kleine Schnittwunden werden mit Baumwachs, größere mit entsäuertem Baumteer, verstrichen, wie er streichfertig geliefert wird; veraltete Mittel sollte man nicht verwenden. Durch Verstreichen der Baumwunden werden Fäulnis und Krankheitskeime ferngehalten. Ausgefaserte Astrümpfe sind immer ein Zeichen dafür, daß unvorschriftsmäßig geschnitten oder die Wundbehandlung versäumt worden ist. Mit der Gartenuhr kann man feststellen, was sich in solchen Faulstellen alles an Schmarotzern angesammelt hat. Unter der Rinde bohren Borken- und Splintkäfer ihre Gänge, noch größeren Schaden richten die Larven des Weidenbohrers und des Blauliedes an. Die Folge sind Wachstumsstörungen, wie sie sich durch welke Blätter, absterbende Triebe und Aeste, Gummifluß usw. bemerkbar machen, natürlich auch verringerte und minderwertige Fruchtergebnisse. Solche Obstbäume fallen unter die „Entrümpelungs"-Verordnung, sie müssen bei den bevorstehenden Frühjahrspflanzungen durch marktfähige Sorten ersetzt werden. Durch Kalkanstrich der Bäume, wie er zur Verhütung von Frostschäden im Vorfrühjahr angebracht sein kann, wird kein Ungeziefer vernichtet; soll diese Bekämpfung gleichzeitig durchgeführt werden, so ist der Kalkmilch Baumkarbolineum — in der Mischung 7 zu 3 Teilen — zuzusehen. Die Leimringe haben Ende dieses Monats ihren Zweck erfüllt und werden dann entfernt; läßt man sie bis in das Frühjahr oder noch länger hängen, so ergeben sich daraus die schönsten Sammelplätze für Schädlinge aller Art, abgesehen davon, daß der Baumstamm am Atmen behindert wird.

Ab Ende Februar/Anfang März, vor dem Schwellen der Knospen, kommen die Vorfrühjahrsspritzungen, die in diesem Jahre zur Verbesserung unserer Obsternte vorgesehen sind, durchgeführt werden sollten. Gespritzt wird mit Obstbaumkarbolineum oder mit gleichwertigen Baumspritzmitteln und Schwefelkalkbrühe (mit Eisenvitriol). Anwendung und Wirkungsweise sind aus den von der Biologischen Reichsanstalt unter Mitwirkung des Deutschen Pflanzenschutzdienstes herausgegebenen Leitsätzen zu ersehen, die Pflanzenschutzstellen der Landesbauernschaften erteilen nach den örtlichen Verhältnissen nähere Auskunft.

Vorratsschutz im Haushalt

Es ist noch lange nicht damit getan, im Herbst die Speicher, Keller und sonstigen Vorratsräume mit Gemüse, Kartoffeln und Obst anzufüllen, um in den langen Wintermonaten nicht mit leeren Händen dazustehen. Schon manche Hausfrau hat sich wundern müssen, daß sie mit ihren Vorräten nach ihrer Berechnung nicht auskam. Das liegt nun nicht allein daran, daß eingelagerte Gemüse, Kartoffeln und Obst durch einen natürlichen Schwund verlieren, größere Verluste entstehen sehr oft durch Unachtsamkeit. Sicherlich sind die Gefahren bei sachgemäßer Einlagerung im Herbst erheblich geringer als bei unsicheren Winterern. Doch schädigenden Einflüssen sind unsere Vorräte auch im Winterquartier ausgesetzt. Ihnen zu begegnen, gilt unsere Aufmerksamkeit.

Die Obstvorräte soll man regelmäßig durchsehen und untersuchen, ob sich Faulstellen an den Früchten gebildet haben. Faulende Aepfel stecken einander an, auch Apfelschorf kann sich schnell ausbreiten. Verdächtig erscheinende Früchte werden deshalb zuerst im Haushalt verbraucht. An lagernden Gemüse treten gelegentlich auch tierische Schädlinge auf, nämlich Nachtschnecken und Kellerasseln. Sie werden durch Ausstreuen von pulverigem, ungebranntem Kalk beseitigt. Faulende Blätter, die sich an den Gemüsesorten zeigen, sind zu entfernen, damit die Fäulnis nicht weiter um sich greift. Die größten Verluste treten meist bei den Kartoffeln auf, insbesondere durch Fäule. Auch hier gilt als bestes Abwehrmittel das Aussuchen der faulen und beschädigten Kartoffeln, was beim Verlesen in einem Arbeitsgang erledigt wird. Für die Gesunderhaltung der Kartoffeln ist auch öfteres Lüften des Kellers bei frostfreiem Wetter von günstigem Einfluß. Wer noch keine neuartige Kartoffelsiste hat, die so eingerichtet ist, daß die unten liegenden Knollen zuerst entnommen werden, der sollte bei der nächsten Einkellerung an eine solche Anschaffung denken. Man erreicht dadurch vor allem, daß die Kartoffeln immer in Bewegung bleiben, was dem Krankheitsbefall entgegenwirkt. Völlig unzulänglich ist natürlich eine Einkellerung auf großen Haufen.

An tüchtigen Gespannführern fehlt's

Es ist nicht ein Klagen nach der guten alten Zeit, wenn man heutzutage häufig Aeußerungen auf dem Lande darüber hört, daß es an tüchtigen Gespannführern überall fehlt. Gute Gespannführer werden immer seltener. Die Ursache liegt nicht nur in der allgemeinen Erscheinung der Landflucht begründet, sie ist zum Teil auch darauf zurückzuführen, daß es vordem schon an dem geeigneten Nachwuchs gefehlt hat. Bedarfen wir, daß der Weltkrieg viele tüchtige Pferdepfleger und Pferdeführer hinweggerafft hat. Diese konnten so auch ihre Kunst nicht an die Jungen weitergeben. Früher lernten auch viele Bauern ihre Kinder zu tüchtigen Gespannführern an. Heute gehen diese Kinder oft bereits allabend nach der Schulentlassung, spätestens aber wenn sie mit 17 oder 18 Jahren anfangen, der väterlichen Machtstellung zu entwachsen, vom Hofe. Die jungen, die übrig bleiben, zeigen größeres Interesse für das Fahrrad oder das Motorrad, und wenn sie in die Stadt fahren, benutzen sie lieber eine Autobusverbindung, während man früher ein Gespann zu Hilfe nahm.

Die Ausbildung zu Gespannführern wird in der Neuzeit immer unvollkommener. Auch die Fahrausbildung während der Militärdienstzeit der jungen Leute ist wohl kein Ersatz für die frühere gründlichere Lehre. Der Hauptmangel besteht darin, daß es einfach an jungen Leuten fehlt, die tüchtige Gespannführer für landwirtschaftliche Betriebe werden wollen, und außerdem sind die Möglichkeiten für eine solche Ausbildung geringer geworden als früher.

Wie es heute meist um die Gespannführer in der Landwirtschaft bestellt ist, ergibt sich aus der bekannten Tatsache, daß man leider nur zu häufig beobachten kann, daß beim Fahren eines Fuhrwerks nur selten sachgemäße Hilfsmaßnahmen getroffen werden. Meist werden die Tiere von Männern geführt, die mit Schimpfen und Peitschenknallen versuchen, den Wagen wieder flott zu machen. In der Regel liegt aber hier nur ein Zeichen von Hilflosigkeit vor, die wiederum auf die schlechte Ausbildung des Gespannführers schließen läßt. Jeder erfahrene Landmann weiß, daß ein guter Gespannführer sich erst garnicht festfährt. Wenn das aber einmal vorkommt, dann weiß der tüchtige Gespannführer auch diesen Notfall ohne Mißhandlung seiner Tiere zu beheben. Auf Steilen und abschüssigen Straßen, und gar wenn die bei Winterzeit oft bereiften Asphalt- und Teerstraßen Gefahren bringen, wird die Bedeutung eines erfahrenen Gespannführers deutlich. Dort ist ein solcher Mann fast unersetzlich, wo es gilt, die Zuchtstute bis kurz vor der Geburt zur Arbeit heranzuziehen, ohne daß dadurch Schaden verursacht wird. Zuchtverbände, Tierschutzvereine und die landwirtschaftliche Berufsvertretung sollten deshalb besonders bemüht sein, daß neben dem gewiß auch nützlichen Reiten und Kutschieren besonders auch das Fahren mit schweren Lastwagen auf wechselnder Fahrbahn, selbst unter ungünstigen Bedingungen und im Gelände, in ihren Fahrschulen gelehrt würde.

Vor kurzer Zeit haben wir durch Messungen und Beobachtungen feststellen können, daß bei schwerem Anzug ein guter, das Gespann behutsam anleitender Führer seinen Tieren vielfach nur die halbe Anstrengung aufbürdet als ein ungeschickter Gespannführer, der unbedacht die Pferde antreibt. Bedenkt man, daß hierdurch nicht nur für den Augenblick mancher Schaden verhütet wird, daß vielmehr durch einen tüchtigen Gespannführer unzweifelhaft das wertvolle Pferdematerial so sehr geschont wird, daß die Tiere viele Jahre länger im Geschirr sein können, dann wird die Bedeutung eines tüchtigen Gespannführers wiederum offenbar. Gute Gespannführer üben auch ständig einen belehrenden und besserenden Einfluß auf die Arbeitskameraden aus und je besser der Gespannführer, um so erfolgreicher werden die übrigen Arbeiten durchgeführt.

Der Leiter eines landwirtschaftlichen Betriebes wird unter den geschilderten Umständen aber auch bereit sein müssen, einen tüchtigen Gespannführer nicht nur zu schätzen, ihn vielmehr auch für den wertvollen Dienst entsprechend zu entlohnen. Durch solche Anerkennung muß sich der Betriebsführer selbst, denn er spornt dadurch auch die übrigen Fahrer an, tüchtige Tierpflege zu werden. Die Verhältnisse liegen nicht überall so, daß nur ein tüchtiger Motorführer Zulagen und Vergünstigungen erhalten sollte.

Prof. Dr. Paul Ehrenberg

Unser praktischer Wink

Frühjahrsfröste sind gefährlich

Die verschiedenartigen Einwirkungen des Frostes, insbesondere des Spätfrostes, auf die Blütenpartien unserer Obstbäume können sehr schaden. Deshalb erscheint zeitiges Erkennen der Ursachen ebenso wichtig wie geeignete vorbeugende Maßnahmen. Nicht der Winter, sondern der Vorfrühling — Ende Februar bis Mitte März — bringt die Gefahren von Gewebezerstörungen mit sich. Wir haben dann häufig mit erheblichen Temperaturschwankungen zu rechnen, da oft einer Tageswärme von 15 Grad nachts ein Minus von 5 Grad Kälte gegenübersteht. Hierin liegt die Gefahr. Frostplatten sind weniger gefährlich, schlimmer sind Frostartige Auftreibungen oder Frostrisse. Letztere lassen sich durch Schutzverband oder Anstrich allmählich heilen. Oft liegen auch Frostschadenstellen unbemerkt unter älterer Rinde, um dann plötzlich durch Rindendruck aufzureißen. Das findet man häufiger bei den Kirschen. Sehr stark treten diese Schäden an der Südseite der Stämme und Aeste auf, auch in der Nähe des Bodens, und zwar um so mehr, als unter dem Einfluß einer Schneedecke die Sommerfrosten verstärkt und somit die Erwärmung begünstigen. Daher findet man oft Stammschäden unten an jüngeren Bäumen. Das kann auch in Baumschulenquartieren, besonders in Niederungslagen, beobachtet werden. Daraus ergeben sich die anzuwendenden Schutzmaßnahmen, die nur im Frühjahr voll zur Geltung gelangen können. Ganz falsch oder verfrüht wäre es, vorbeugende Schutzmaßnahmen, wie Schilfhüllen oder Kalkanstrich, schon im Herbst oder Vorwinter anzubringen.

Frostwunden schneidet man glatt aus und umlegt sie mit einem gut Lehm und Kuhdung beschwerden Verband. Dieses alte Mittel ist auch heute noch zu empfehlen. Unter dem Verband bilden sich neue Wundränder, die den Heilungsprozeß anregen. Auch ein Anstrich mit Steinkohlenteer hat sich in vielen Fällen bewährt. Der Anstrich mit Kalkmilch wird oft verurteilt. Gewiß, er hat nur geringe schädlingtötende Wirkung, dagegen wird er in vielen Lagen und geschädeten Obstbeständen seine Mission in der Frostabwehr erfüllen.

Obstbau-Inspektor Beuß

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Albanische Münzeinheit, 2. geformtes Brot, 3. weiblicher Personenname (Kosename), 4. Bibelbuch, 5. weiblicher Personenname, 6. Stern erster Größe, 7. englische Anrede, 8. langhaariger Wiederkäuer, 9. Bosheit, 10. teppichartiger Graswuchs, 11. Gerätschaftsraum, 12. hoher Berg in Abessinien, 13. griechischer Buchstabe, 14. Stadt am Rhein — an der Donau, 15. chemischer Grundstoff, 16. Vorrecht: 1. Unterste Zuruichtung, 2. lettische Münzeinheit, 4. Stadt auf Kuba, 16. Obstsäure, 17. als Hablungsmittel dienende Muschel in Afrika und Indien, 18. Stadt in Südtirol, 19. Puzmittel, 20. dreimastiges Schiff, 21. Bleistiftmarke, 22. Muse, 23. Grenzgebirge, 24. nagender Kummer, 25. Hundename, 26. Nebenfluß der Weichsel, 27. metallhaltiges Mineral.

Aus welcher Richtung?

Ein Flugzeug der neuen Transpolarlinie Berlin—Yokohama hat auf dem Fluge von Berlin nach Japan ständig mit starken Westwinden zu kämpfen gehabt. Die Winde werden schließlich zum Sturm, und der Führer des Flugzeuges sieht sich gezwungen, zu landen. Er befindet sich mitten über dem Polargebiet, aber es gelingt ihm trotz des Sturmes sicher auf das Eis zu bringen. Sorgfältige Messungen ergeben, daß er sich direkt auf dem Nordpol befindet. Der Sturm heult mit unverminderter Stärke. Aus welcher Richtung kommt er jetzt?

Silbenrätsel.

a — a — a — be — ci — da — di — e — e — eb — ga — gan — gly — ha — i — ja — ka — l — le — log — no — o — ra — re — rin — ri — stop — ta — ta — te — the — tus — wa — zahl — se — zi

Aus obigen 35 Silben sind elf Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. türkische Waffe, 2. weiblicher Vorname, 3. Zwiegespräch, 4. altmexikanische Gedichtstammlung, 5. Märchenfigur, 6. großes Fernrohr, 7. Zierbaum, 8. Hauptsiegemittel, 9. Inselreich im Stillen Ozean, 10. weiblicher Vorname, 11. römischer Geschichtschreiber.

Nach richtiger Bildung der Wörter müssen die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben ein Zitat von Goethe ergeben.

Rätsel.

Hast du mich frei, das zeugt vom offnen Herzen;
Hast du mich hoch, das zeugt vom innern Licht;
Hast du mich traus, das zeugt von innern Schmerzen;
Hast du mich hart, bald du ein frech Gesicht;
Und sollst du mich gar ehern vor dir tragen,
Wie unverschämt wirst du die Sanften plagen!

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 Lastzug
2 3 4 1 6 Stadt in Italien
3 6 5 4 1 9 Zigarettenmarke
4 5 5 4 Männl. Vorname
5 4 3 6 7 8 Wandervolk
6 7 8 1 8 Weibl. Vorname
7 6 8 3 4 5 Böser Geist
8 7 4 3 Biblisches Land

Kreisrätsel.

In den bezifferten Kreisen entstehen durch Hinzufügung je zweier Buchstaben Wörter mit folgender Bedeutung, die im Sinne des Uhrzeigers zu lesen sind: 1. Arzneigabe, 2. ausgelassene Gesellschaft, 3. Körpervorgang, 4. Naturerscheinung, 5. Erdtuall, 6. höhere Schulklasse, 7. Pflanzenteil, 8. Fußbekleidung, 9. Heilswunsch, 10. Tierschmarotzer, 11. lederartiges Gewebe, 12. Möbelstück, 13. Insektenmehe, 14. deutscher Strom, 15. nordischer Dichter. Die gefundenen zwei Buchstaben jedes Kreises sind der Reihenfolge nach in die betreffenden Ringfelder einzutragen. Sie ergeben, miteinander verbunden, dann einen Sinnspruch.

Schieberätsel.

Vega — Turf — Zelt — Iwan — Lied
Belt — Togo — Deut — Oper

Man schreibe obenstehende Wörter untereinander und verschiebe sie so lange seitlich, bis eine Buchstabenreihe einen Wunsch des Verlages und der Schriftleitung für die Winterreise ergibt.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Silbenkreuzworträtsel: von links nach rechts: 1. Medina, 3 Novelle, 5. Feber, 7. Kante, 8. Ornat, 10. Taberne, 12. Ader, 13. Termin, 15. Beie 16. Dermisch 17. Pirna, 18. Einheit 20. Nema 22. Vorzug, 23. Altona, 25. Reger. 27. Meister, 28. Kelle 30. Begegnung, 31. Bazaine; von oben nach unten: 1. Mexiko, 2. Nabe, 3 Note, 4. Leander, 6. Senta, 7. Kanne, 9. Natter, 11. Berlin, 12. Ale, 14. Minderheit, 15. Banane, 18. Einzug, 19. Konto, 21. Ware. 22. Borneke, 23. Ailfer, 24. Makel, 26. Germane, 27. Meinung, 29. Leba.

Umstellungsrätsel: Star, Koval, Jnlel, Leste, Altar, Uhr, Kalsch, Erie, Nadel. — Stilanfen.

Das Komma: Die Zahl heißt 49.

49
4,9
44,1

Kastenrätsel: 1. Fell 2. Elba, 3. Hela, 4. Mehl, 5. Aula 6. Rain, 7. Nord. — Fehmarn; Laaland.

Sprungrätsel: 1. Seife, 2. Cuttin, 3. Ilis, 4. Trut, 5. Eleve, 6. Nairu, 7. Stute, 8. Tenor, 9. Emsers, 10. Udine, 11. Eboli, 12. Recht. — Seitenteuer.

Denksportaufgabe: Wenn er ihn in x Tagen einholt, hat der erste 40+4x und der zweite 9x Meilen zurückgelegt. Es ist daher 40+4x=9x, folglich x=8 Tage.

Rätsel: Eis, Reis, Greis.

„... als ob es wahr sei"

Lustige Geschichte von Renate Sylvester

Robert sah ärgerlich auf die Uhr. „Schon sieben" murmelte er, „und Brigitte ist noch immer nicht zu Hause!" Was mochte nur so eine Frau stundenlang in der Stadt zu tun haben? Da wird zur Schneiderin gegangen, eine Freundin besucht — noch irgend eine unnötige Besorgung gemacht.

In diesem Moment hörte er die helle Stimme seiner Frau draußen auf dem Flur und schon öffnete sich die Tür und Brigitte stand auf der Schwelle. Brigitte — reizend anzusehen in einem dunklen Samtkostüm, einen kleinen duftigen Schleier um den Kopf, der ihr feines Gesicht nur noch zarter und lieblicher erscheinen ließ!

„Wo warst du so lange?" fragte Robert streng und plötzliche Eifersucht zitterte in seiner Stimme.

Brigitte lachte ihr kleines, helles Lachen.

„Bei der Schneiderin war ich" zählte sie auf, „und bei der Modistin und dann habe ich noch Besorgungen gemacht" und sie hielt ihm ein winziges Paketchen unter die Nase.

Robert mußte lächeln. Also genau das, was er vermutet hatte. Er war doch ein guter Frauenkenner! Alle Eifersucht war verflogen.

Doch in diesem Moment sah er den Veilchenstrauß. Er sah ihn, und wunderte sich darüber, daß er ihn nicht schon eher bemerkt hatte, denn es schien ihm, als ob diese Veilchen einen geradezu feindlichen Geruch ausströmen!

„Und woher hast du diese Veilchen?" fragte er nach einer kleinen Pause, die er dringend benötigt hatte, um seiner Stimme die gewohnte Festigkeit zu geben.

„Ob", sagte Frau Brigitte, schon halb im Hinausgehen. „Die Veilchen . . . hm — die habe ich mir selbst gekauft . . ."

Den ganzen Abend saß Robert und zerbrach sich den Kopf über seine Frau. Er hatte reichlich Muße dazu, denn seine Frau hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen — weil sie zu tun habe!

„Ich habe nämlich eine Idee, mein Schatz!" hatte sie gesagt, und dabei mit einem schwärmerischen Blick gleichsam durch ihn hindurchgesehen, „eine Idee . . ."

Oh, wie Robert die Schreibereien seiner Frau haßte! Gab es nicht so schon Schriftsteller genug, um das Publikum mit ihren Schauergeschichten in Atem zu halten? Mußte da ausgerechnet seine Frau auch noch dieser brotlosen Kunst huldigen! Unzählige Auseinandersetzungen hatte es deswegen schon gegeben!

„Du vernachlässigst deinen Haushalt", hatte er gesagt, „und was noch schlimmer ist, du vernachlässigst mich, deinen Mann!"

Brigitte hatte ihn stets mit ihren hellen Augen sehr zärtlich und etwas spöttisch angesehen und ihm haargenau auseinandergesetzt, wie sehr er im Irrtum sei. Daß sie die liebevollste Gattin und beste Hausfrau sei, daß sie aber manchmal eben schreiben müsse!

„Wenn mich so eine Idee packt, Robert, dann läßt sie mich einfach nicht wieder los, bis sie nicht auf dem Papier steht!" hatte sie ihm erklärt. „Du wirst mir doch diese Freude nicht nehmen wollen!" Und dabei war es geblieben.

Wenige Tage später saß Robert in einem Café und wartete auf einen Geschäftsfreund. Achtlos blätterte er in den Zeitschriften und Magazinen. Plötzlich stutzte er. „Brigitte Omm" stand da ziemlich fettgedruckt als Verfasserin einer Kurzgeschichte. Robert stellte beschämt fest, daß er noch nie eines der Gedichtkinder seiner Frau gelesen hatte. Vielleicht ist sie traurig, daß ich mich nie für ihre Schreibereien interessiert habe, dachte er, und erst jetzt, wo er sah, daß man ihre Sachen auch abdruckte, bemerkte er die Anachronizität nicht mehr als bloße Spielerei zu betrachten. Interessiert beugte er sich über das Heft und begann zu lesen. Aber schon nach wenigen Zeilen rötete sich sein Gesicht, er stierte sich förmlich auf die Novelle und Brigitte hätte sich bestimmt keinen aufmerksameren Leser wünschen können.

Endlich sieh er das Heft sinken. „So also steht es", murmelte er verzweifelt und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Oh, nur nicht mehr an sie denken müssen, an ihre Küsse, ihr Lachen, ihre zärtlichen Augen!

Konnte ein Mann schändlicher betrogen werden als er? Es war kein Zweifel möglich . . . der Veilchenstrauß hatte ihm alles verraten!

Diese Geschichte, die er soeben gelesen hatte — ob, — es war nicht auszudenken — war Wahrheit. Und die Heldin, diese blonde Frau im Samtkostüm, das war sie selbst, Brigitte. Es stimmte alles! Diese „Ina", wie sie hieß, war auch in der Stadt gewesen, bei der Putzmacherin und Schneiderin und hatte ebenfalls noch eine kleine, nichtige Besorgung gemacht. Aber dann war sie nicht nach Hause gegangen, sondern zu einem Tanztee und hatte dort einen Mann kennengelernt, in den sie sich sofort verliebte daß sie alles vergaß! Und dieser Mann hatte ihr dann als Unterpfand seiner Liebe und ihres Glückes ein Veilchensträußchen geschenkt, welches sie mitnahm, als sie ihn verlassen mußte, um wieder zu ihrem ungeliebten Mann zurückzukehren!

So also verhielt sich das! Robert saß zum Greifen nahe den Veilchenstrauß in Brigittes Händen. Wie gebannt starrte er auf. Zum Teufel mit seiner Beobachtungsgabe! Er mußte nach Hause, ihr sagen, daß er alles wußte.

Nie hatte er den Weg zu seiner Wohnung so schnell zurückgelegt. Atemlos kam er an.

Brigitte war nicht da, wie immer. Aber es war das erstemal, daß er wußte, wo sie war! Und diese Frau hatte er geliebt. Sein Herz brannte. Mit großen Schritten lief er im Zimmer auf und ab. Erst jetzt bemerkte er ein aufgeschlagenes Heft auf seinem Schreibtisch. „Das Veilchensträußchen" stand da in fetten Lettern und darunter von „Brigitte Omm". Der Artikel war rot angestrichen — was sollte das heißen — wollte sie ihn zu allem noch verhöhnen? Robert starrte auf das Manuskript. Die Buchstaben begannen vor seinen Augen zu tanzen. Da schlangen sich zwei weiche Arme um seinen Hals.

„Das erstemal gedruckt, Robert!" jubelte die helle Stimme seiner Frau.

„Aber die Geschichte, Brigitte", stammelte Robert, „wo hast du die nur her. Es klingt alles so wahr, als ob du alles selbst erlebt hättest!"

„Na, siehst du", lachte die kleine Frau stolz, „das ist ja gerade die Kunst dabei, es muß alles so klingen, als ob es wahr sei, als ob man es selbst erlebt hätte! Als ich mir bei unserer alten Blumenfrau die Veilchen kaufte — weißt du, sie pickten so schön zu dem Samtkostüm — da war plötzlich die Idee da! Und auf die Liebesgeschichten, die ich auf dem Papier erlebe, bist du doch hoffentlich nicht eifersüchtig?!"

„Guten Tag, Dickerchen! Wie geht's denn?"
(Proia)

„Warum bringst du mir immer Parfüm, wo du weißt, daß ich Blumen so liebe?"
„Es riecht doch ganz genau so und läßt sich im Bus viel bequemer transportieren, wenn er voll ist." („Humorist", London)

„Was fängt denn der Speckeberg mit seinen drei Töchtern an?"

„Oh, das macht sich! Die erste hat einen Geologen, die zweite einen Luftschiffer und die dritte einen Astronomen."

*

In der Schaufensterauslage eines Kleiderhändlers ist eine weiße, breit ausgespannte Kinderunterhose zu sehen, und dicht daran lehnt ein Schild mit folgenden Worten: „Mittags von 12—2 Uhr geschlossen!"

*

Der Herr und die Dame warteten.
Sie warteten auf den Kellner, der ihnen vor einer halben Stunde die Suppe gebracht hatte und seitdem nicht wieder zu sehen war.

Dem Herrn verging die Geduld.
Er nahm seinen Teller, hielt einen vorüberjagenden Kellner an und sagte:

„Würden Sie bitte mal unseren Kellner suchen? Hier haben Sie seinen Daumenabdruck." (Illustrierter Beobachter.)

*

Erinnerung: Wir mußten in unserer Schule während der Pause immer zu zweit in einer Reihe über den Schulhof gehen. Jede Klasse bildete eine Gruppe für sich. Eines Tages hatte Professor Hercher die Aufsicht. Als er mich hinter der Reihe allein gehen sah, stürzte er auf mich zu:

„Es ist befohlen, zu zweien zu gehen!"

„Entschuldigen, Herr Professor —"

„Nun?"

„Wir sind einundvierzig in der Klasse."

Der Professor stürmte: „Was wollen Sie damit sagen? Wenn vierzig Schüler zu zweit gehen können, wird der einundvierzigste das schließlich ja auch noch können!"

*

Frieda schuppte den Feiertagskarpfen. Da begann im Hof ein Leierkastenmann zu spielen. Er spielte wunderschön, und als die Hausfrau in die Küche trat, stand Frieda weinend am Fenster.

„Was haben Sie denn, Frieda?"

„Die schöne, schöne Musik!"

„Deswegen weinen Sie?"

„Deswegen nicht. Aber ich schuppte den Karpfen, und weil der Mann so schön spielte, habe ich zehn Pfennige genommen und habe sie hinunterwerfen wollen und — und —"

„Ja — und? Haben Sie den Groschen hinuntergeworfen?"

„Nein, den Karpfen!"

Gutes Gedächtnis
„Mein Herr, wir müssen uns kennen. „Ich habe Ihr Gesicht genau in Erinnerung."
„So, so, wir haben bisher aber nur telephonisch verkehrt."
„Da sehen Sie, wie gut mein Gedächtnis ist!" (Caras y Caretas, Buenos Aires)

Erregt zerrt die Kundin einer Waschanstalt ein Wäschestück aus dem mitgebrachten Paket, knallt es auf die Theke und ruft: „Da, sehen Sie sich mal an, wie das da aussieht!"

„Aber meine Dame, der Spitzenvorhang ist doch blütenweiß gewaschen?"

„Spitzenvorhang?" schrie die Kundin. „Das ist gut! Das war doch ein Tischtuch!" (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Der Brillantring hat einen enormen Wert! Wie kommt der an deine Hand, Bursche?"

„Ich habe den Finger hindurchgesteckt!"

*

Er: „Bist du dir eigentlich klar darüber, daß du mit einem Bankbeamten verheiratet bist?"

„Freilich."

„Nun, wenn deine Schneiderrechnung kommt, dann erweckt die den Anschein, als glaubtest du, mit einer Bank verheiratet zu sein!" (Svenska Dagbladet)

Entschuldigung

„Wie ich höre, sollen Sie geäußert haben, ich sähnele einem Kamel?"

„Ich bitte um Entschuldigung; ich habe Sie mit einem Bekannten verwechselt, der Ihnen ähnlich sieht!" (Aftonbladet)

*

„Sie wünschen . . .?"

„Aber, Herr Müller, Sie haben mir doch gesagt, daß ich um fünf Uhr zu Ihnen kommen sollte!"

„Ach so, dann sind Sie also der Knoten in meinem Taschentuch!"

Das kühlt ab

„Für einen Kuß von Ihnen würde ich mein Leben geben, Marianne!"

„Hm! Wenn ich wüßte, daß Sie Wort halten . . .", bekam er zur Antwort. (Schweizer Illustrierte.)

„Aber warum denn nicht, Vater? Reginald hat doch eine sehr gute Stellung."
„Ja — ich sehe es: ganz dicht an der Tür!" („Humorist", London)

Von der Liebe leben?

Sie: „Wir können doch nicht allein von der Liebe leben!"

Er: „Warum nicht? Wenn nur dein Vater genügend Geld hat!" (Judge)

Erfolg-Nervensache
Gute Nerven bringen Erfolg im Leben, im Beruf, beim Sport. Trotz größter Anstrengung immer frisch, konzentriert u. leistungsfähig durch den Aufbaustoff
Quick mit Lezithin für Herz und Nerven
Packg. RM 1.15, Kurpack. RM 4.— in Apotheken u. Drogerien

Gute Musik
Instrumente
für Hobby-Musikanten
HERO LD & Co.
KLINGENTHAL 15
KATALOG KOSTENLOS

Damenbart
sundi Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt, a. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Gold Medaille, Orcifi, Preis Brüssel Sept. 34, London März 35. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Rasierwasser) Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Nr. 466609 schützt vor Enttäuschung. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für große Flächen 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Bis 2400.- RM
jährl. Einnahme durch mehrere Champignon-Pflanzeln im Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. ich verm. Pflanzeln u. erteile Ausk. Max Benecke, Hamburg 22/98

Ohrenleiden läßt sich vermeiden
und stets wirksam helfen durch Akustika - die perfekt schaltende, unsichtbare Ohrmuschel mit Schutz gegen Nässe. 2 Modelle in stahlblau prosp. 30/90 MS
AKUSTIKA-SPANDAU

Laubsägerei
Holzspiele, Vorlagen, Werkzeuge, Lack gratis! Hofmann & Schmitt Lindenstraße 11 (Pforte)

Inserieren
in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

„Hi coton" gegen Bettnässen
Preis RM 2.00. Zu haben in Apotheken
Nicheim, Kr. Höxter

Billige aber gute Uhren

m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geldzurück. Nr. 3 Herrenarmbanduhr m. gepreßt. 36 stündig. Aufzugwerk, verrückbar, M. 1.90
Nr. 4 Versilbert, Ovalglas, 2 versch. Bänder, M. 2.30, Nr. 5 Besser Werk, Sechs Form, M. 3.40, Nr. 6. Savonnetteuhr, 3 Deck., vergoldet, M. 4.90 Luxuswerk M 7.40, Nr. 8. Armbanduhr, versilbert, m. Lederarmband M. 2.60, Nr. 85 Dto., für Damen, kleine Form, mit Ringband, M. 4.—, Nr. 99. Dto., Goldmodell, 3 Jahre Garl., Goldglas, für Damen, mit Ringband, M. 6.90
Nr. 642. Tischuhr, modernes Form m. 8 Tage-Werk, Eiche poliert, M. 8.—, Nr. 146 I. Geschenkte Kuckucksuhr, 30 cm hoch, künstlich Kuckuck ruft, mit Pendel, M. 2.50.
Weltwirtschaftswecker, M. 1.60.
Nickelhalter. 25. Doppelsalter, versteckt, M. 1.10
Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einzelne Buchstaben M. 1.10
Nr. 614. Siegelring, Sechseckplatte, M. 1.30, Nr. 2803. Siegelring, massiv, Form, M. 1.40, Trauring, Double, Double-Ring mit Similistein, M. —.90
Alle Uhren mit Leuchtzeiger. Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren. 20 000 Dankschreiben
Katalog mit ca. 600 Bildern gratis
Fritz Heinecke Braunschweig Abt 29

Betten Stahlbetten Matratzen
für gute Qualität, Tausende freiw. Anerkennungen. Verkauf an alle. Katal. fr. Bettenfabrik Stahl, Tis.

Gelenkrheumatismus wurde immer heftiger.
„Konnte nachts keinen Schlaf finden."

Frau Ida Ansel, Langenbielau-Oberstadt, Diezigstraße 88, berichtet uns am 21. September 1938: „Ich bin 66 Jahre alt und Arbeitsinvalide. Seit vielen Jahren litt ich an Gelenkrheumatismus, der immer heftiger wurde. Was ich versuchte war umsonst. Auch litt ich unter heftigen Kopfschmerzen, so daß ich in der Nacht keinen Schlaf erreichen konnte. Da las ich von Togal, das ich mir bald kaufte. Vom ersten Tage an ließen die Schmerzen nach und ich konnte wieder schlafen. Ich habe jetzt das dritte Glas und bin meine unerträglichen Schmerzen wieder los. Schade, daß ich nicht eher zu Togal gekommen bin, um so schneller wäre ich meine Schmerzen los geworden." Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Frau Ansel ist einer von vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat hat Togal Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen, Influenza rasche Hilfe gebracht. Es hat keine schädlichen Nebenerscheinungen und die hervorragende Wirkung des Togal wurde von Aerzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken erhältlich. RM. 1.24.
Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz"! Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk, München 27m 431

Die Wiederholung Ihrer Anzeige bringt größten Erfolg!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Oskar Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 4. VI. 38: 43 181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. Nr. 7 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 12. Februar 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Kleine Stadt

Kleinstadt und Regen, — jedes für sich Inbegriff von Oede und Langeweile. Und beide zusammen, wenigstens für mich manchmal: Beschwörungsformel für Ausruhstille, für verschollene Jugendköstlichkeiten, für Kindheitsfrühe, in der noch jeder Pflasterstein ein eigenes starkes Leben lebte.

Schon die Ankunft auf dem Bahnhof. Eigentlich müßten ja freilich dort zwei oder drei Menschen mit erwartungsvollen Gesichtern nach mir Ausschau halten: eine Frau, die auf dem Weg in die Stadt ihren Arm unter den meinen schiebt und mich fühlen läßt, daß die Welt wieder einmal hinter mir zu- und die Heimat vor mir aufgegangen ist; Kinder mit vor Glück verlegenen Gesichtern, zuerst stumm und dann fideruellend in Plauderwichtigkeit. Nun, wenn auch niemand wartet, wenn es auch eine fremde Kleinstadt ist, die mit unbestimmtem Umriß in riesleindem Gram verdämmert . . .

Man hat auf einmal keine Eile mehr, wenn man auf so einem Bahnhof aussteigt; mehr noch: man weiß, daß alle eilige Geschäftigkeit dumm und sündhaft ist; Versäumnis, Vergeudung der Gegenwart, einer fragwürdigen Zukunft zuflehe, an der wir, ist die Gegenwart geworden, in gleicher Art vorbeirennen werden, wieder einer Zukunft entgegen. Die Geschäfte von dem durch das vorgebundene Heußlindel genarrten Roß fällt mir ein, das sich ständig dem zukünftigen Genuß nachjagend, in immer tolleres Tempo hineinhetzt.

Ich warte, bis die Handvoll Ankömmlinge sich verlaufen haben, zu fühlen, wie die unwahrscheinliche Stille wieder von dem Fleckplatz Besitz ergreift; aus der Stube des Herrn Vorstands, der lässig-höflich, zwei Finger am Rand der roten Kappe, Auskunft gibt, tickt der Telegraph, ein Signal läutet melodisch, ein paar verschobene Wagen stieren rüstlmisch aneinander.

Schläfrig, verschlafen? Freilich! Aber ich halte es mit Hebbel: „Die Welt braucht ihren Schlaf . . ." Wer um die Segnung von viel Schlaf weiß, wird die lächelnde Weisheit des Lobens (wenn auch vielleicht nur im Traum) verstehen. Die anderen, die Geschäftigen, die Uebereifrigen, die Betriebsamen überrennen sie.

Es regnet, emsig, voll Hingebung, als wolle es sich an sich selbst ersättigen; es hat wohl nicht die Absicht, so schnell wieder aufzuhören. Ich habe den Kragen meines Mantels hochgeschlagen, ich vergrabe wohlig ein Kinn hinein. Manche Dinge meinen es gut mit uns: feste Wanderschuhe zum Beispiel oder so ein zuverlässiger Wettermantel. In ihm geborgen sind wir ein bißchen Schneck, reagen so halb und halb Haus und Daheim mit uns. Die Mütter der Alleebäume glänzen vor Nässe, silberne Lachen blinken auf der Straße. Welche Fülle von Schönheit birgt das häßliche Wetter! Wäre ich Maler, diese umschattet kühlen arouarünen Töne, diese aus zerrissenen Wolken traumhaft wie aus dem Jenseits aufleuchtenden Lichtstreifen, sie bildeten wohl das verzweifelt unmvrbene Problem dieser inbrünstiger Abendstunden. Ich bin keiner: ich weiß nicht. soll ich sagen leider oder Gottseidank. Der Maler muß malen; zum Glück des Schauens kommt die Qual des Schaffens. Ich brauche nur zu schauen.

Nun beginnt die Stadt. Noch immer wie damals, als ich noch Kind war, nimmt der Gehsteig mit seinem vor jedem Hause wechselnden Mosaikpflaster, dessen Muster ich lächelnd nachzeichne, gefangen. Und das Gefühle nach meiner alten Unart erwacht: den Leuten in die Fenster zu schauen. Jedes Fenster redet. Ob die Pelargonien und Fuchsien verdorrt und verlaust oder ob sie in sauberen Porzellantöpfen dastehen, das ist nicht gleichgültig für Art und Charakter der Menschen und Stuben, die ich mir dahinter erträume. Hinter manchen hängen Stores mit Filet-Motiven, in den zugehörigen Zimmern liegen wohl Spitzen-Milieus auf polierten Tischchen. Aber mir sind jene lieber, in denen weiße Fenstervolster mit den beiden traditionellen grünen Bäumchen paradieren. Manchmal schläft, in sich zusammengeringelt, eine Katze auf einem. Dann kann ich mir nicht helfen und pinke ein bißchen an die Scheibe, daß sie mich aus schmalem Liderspalt befremdet-abweisend anblinzelt.

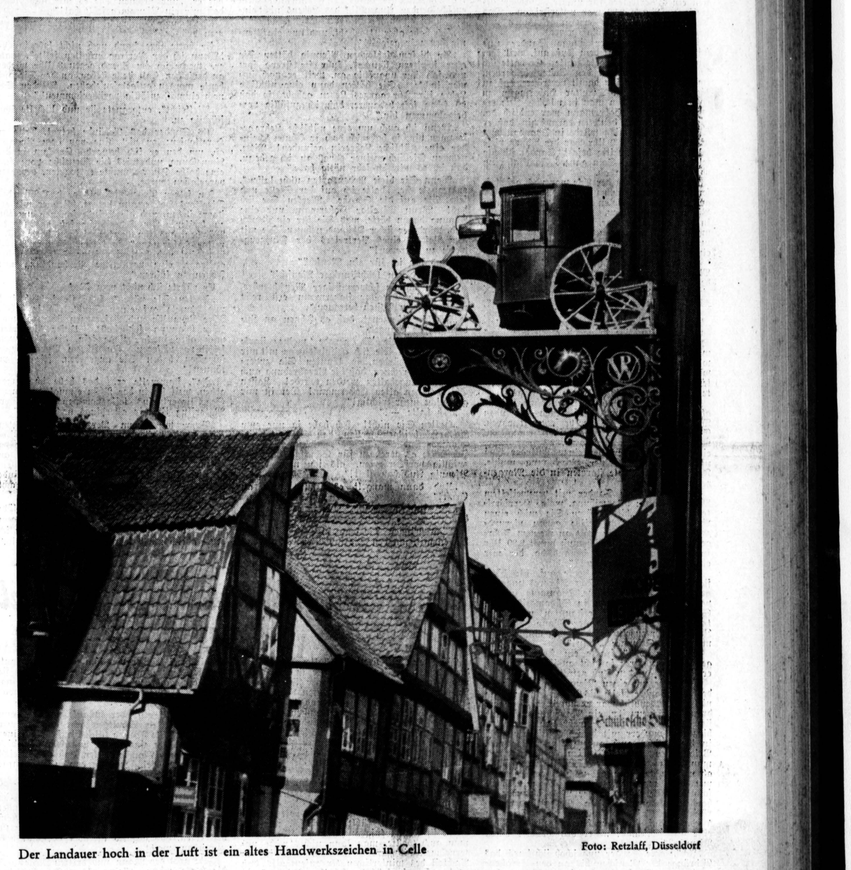
Und nun beginnen die Schaufenster. Ich kenne zwei liebe Frauen. Mutter und Tochter, die lässig an eleganten Großstadtläden vorübergehen, aber vor Kleinstadtauslagen stehen bleiben wie Kinder vor dem Weihnachtsbaum. Und die mir sonst versperrten Türen ihrer Herzen tun sich in diesem Kind-sein-wollen. Kind-sein-können, das ich so nachfühlen kann, ein wenig auf.

Ich liebe vor dem Kleinpwerladen, die Dinge hinter der Scheibe sind wohl nichts besonders Merkwürdiges; aber jedes ist so erinnerungsbeladen. Die behäbig braune Kaffeemühle dort, eine ähnliche, nur daß sie längst keinen Lack und Firnis mehr trug, hielt die Mutter hunderte Male zwischen die Knie geklemmt. Ihr Mahlen klang oft in meine Morgenträume, der würzige Duft, der ihr entstieg, machte das Aufstehen ein wenig leichter. Und dort mit seinem blaugläsernen Petroleumbehälter, aufgehängt an seiner muschelförmig gefangten Weißblechrückwand, blinkt auch noch die Steigenlampe von einst. Oft, wenn der Vater schon schlief, von der Mutter noch einmal flüsterzlich angezündet, erleichterte sie mir nach übel vertanen Stunden die Rückkehr zu Ordnung und guter Anständigkeit. Und meine Blicke gleiten weiter über all die nüchtern-heiligen Dinge unseres kleinen Alltags. Reibeisen und Schöpflöffel und Quirl und die ewige Bitte auf der großen runden Blechse „Gib uns das tägliche Brot!" fällt schwer in mein Herz.

Und der Regen rieselt. Braune eilige Bächlein streben dem Kanalgitter zu. In den Bleichrinnen trommelt es an den Hauswänden nieder und entlädt einen gurgelnden Schwall, den es auszuweichen gilt.

Ich ziehe den nassen Filz tiefer in die Stirn, grabe die Fäuste tiefer in die Manteltaschen. Und nun weht mich auch schon wieder eine lächelnde Freundlichkeit an: warmer Vanilleduft aus einem trotz des Regens geöffneten Fenster. Vielleicht ist der Gugelhupf ein wenig verbrannt und es gibt nun ein eiliges jammerndes hin und her drin um den Herd. Vielleicht wird Besuch erwartet und die Betten oben in der Gaststube sind schon frisch bezogen. Und ich träume mir ein bißchen aus, dieser Besuch zu sein und vor dem Einschlafen in den weißen, noch Bleiche duftenden Kissen den an die Scheiben schlagenden Tropfen lauschen zu dürfen . . .

Emil Merker.



Der Landauer hoch in der Luft ist ein altes Handwerkszeichen in Celle Foto: Retzlaff, Düsseldorf

Ein Pfennig und das Mädchen

Heitere Erzählung von Heinrich Seiler

Am frühen Morgen lief Sander aus dem Hause und stand mit verzweifeltem Lächeln auf der Straße, die noch fast menschenleer. Er mußte unter allen Umständen mit der Linie 158 nach Spandau fahren, und am Fahrgeld fehlte ihm ein Pfennig. Ein einziger Pfennig! Wenn er nach Spandau marschieren würde, so käme er zu spät!

Direktor Habermann der „Möven-Werft" — Flugzeugwerke hielt sich vorüberabend in Berlin auf und hatte ihn telegraphisch aufgefordert, sich punkt 8.30 Uhr vorzustellen den Posten eines Vertreters für unsere Flugzeuge betreffend. Punkt 8.30 war unterstrichen. Das Telegramm war eben erst angekommen und hatte ihn aus dem Schlaf geweckt.

Da stand nun der junge Sander und stampfte unwillig mit dem Fuß auf, weil ihm ein Pfennig am Fahrgeld fehlte. Er hatte sich schon vor Wochen um den Posten beworben, immer hatte man ihn damit vertröstet, daß in dieser Sache allein Direktor Habermann zu entscheiden habe, den man in nächster Zeit erwarte. Direktor Habermann war endlich da, alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß er sich um 8.30 Uhr nicht würde in Spandau vorstellen können. Um 9 Uhr war der Posten vielleicht schon endgültig besetzt. Sander stöhnte leise vor sich hin. Sein ganzes Schicksal hing von einem Pfennig ab.

Das Leihhaus an der Ecke war noch geschlossen, und es war auch unmöglich, den Inhaber aus dem Bett zu holen und sich von ihm einen Pfennig auszuleihen. Der Zigarettenladen, in dem er Kunde war, hatte noch nicht aufgemacht. Nie hatte er gewußt, daß ein Pfennig unter Umständen mehr bedeuten konnte als ein Vermögen.

An der Ecke war schon reger Betrieb, viele Menschen waren unterwegs. Ein dicker, runder Mann kam wie eine Kugel dahergerollt, ein Mann, der aussah, als wenn er tausend Mark lose in der Tasche hätte. „Verzeihung", sagte Sander zwar entschlossen stehen bleibend, „könnten Sie mir wohl einen Pfennig leihen? Ich benötige dringend einen Pfennig." Der dicke Mann sah ihn ganz entgeistert an, mit glasigen Augen und mit geöffnetem Mund, wie wenn er von einem Räuber angefallen würde, dann brach er in ein tiefes Baßgelächter aus und dann ging er kopfschüttelnd weiter. Es war nichts mit dem Pfennig!

Sander blieb an der Straßenbahnhaltestelle ebermals stehen und warf einen prüfenden Blick auf die Leute, die hier versammelt waren. Es waren Leute aller Art, mit Aktenmappen, Regenschirmen, steifen Hüten, es war sogar ein Mann darunter, der einen Zylinder trug und offenbar zu einer Beerdigung mußte. Fast alle diese Leute starrten in die Morgenzeitung.

Auf einmal hob Sander mit verzweifeltem Mut die Hand: „Verzeihung, meine Herrschaften", rief er, „bitte, hören Sie mich einen Augenblick an! Ich bitte genau vierundzwanzig Pfennig, mir fehlt an meinem Fahrgeld ein Pfennig, und ich muß punkt 8.30 Uhr in Spandau sein. Ist jemand da, der mir einen Pfennig leihen kann?"

Erschreckt hörten die Leute auf, als hätte sich soeben etwas viel Schreckhafteres zugetragen als es eine politische Spannung in Japan oder ein Erdbeben in Südamerika war. Sie maßen ihn mit erstaunten und mißtrauischen Blicken, und der Mann mit dem Zylinder, der zu einer Beerdigung mußte, sagte mit spitzer Stimme: „Nein!"

„Was ist los?" fragte ein Herr mit Negenschirm und trat so dicht an ihn heran, daß er ihm fast auf den Fuß getreten hätte.

„Ich habe um einen Pfennig gebeten", wiederholte Sander bleich bis in die Lippen. In nächster Augenblick war er unsinnig. Die Leute drängten sich um ihn, ein Massenauflauf hatte sich gebildet, und immer mehr Leute strömten hinzu. Der Herr mit dem Regenschirm griff in die Tasche, auch andere Leute begannen, Brieftaschen und Geldbörsen hervorzuziehen, man zählte, Markstücke, Fünfzigpfennigstücke all und suchte fieberhaft nach einem Pfennig, mit dem man dem jungen Mann helfen konnte. Alle Pfennige der Welt schienen abhanden gekommen zu sein. Geld klimperte — vielfältige Geschäfte schienen da getätigt zu werden. Auf einmal rief vom Fahrdamm her eine helle Stimme: „Wer braucht hier einen Pfennig?"

„Ich", sagte Sander und schob sich durch das Gedränge der Menschen bis an den Straßenrand vor. Er stand vor einem Wagen, der angehalten hatte, am Steuerrad saß ein Mädchen, das ihn mit einem frechen Blick und einem sanften Lächeln ansah, ein sehr hübsches Mädchen, blond und herb.

„In was um alles in der Welt", fragte sie, „brauchen Sie gerade einen Pfennig?"

Er hatte den Hut abgerissen und neigte sich mit bleichem Gesicht über den Wagenrand: „Bitte, lesen Sie diese Depesche", stammelte er, das Formular auseinanderfaltend. „Ich muß drinnen um 8.30 Uhr in Spandau sein, und mir fehlt ein Pfennig am Fahrgeld."

Als sie die Depesche überflog, zogen sich ihre Augenbrauen ein wenig in die Höhe, und ihre Stirne runzelte sich leicht. „Steigen Sie ein", sagte sie, „ich werde Sie nach Spandau bringen!"

Die Leute an der Straßenbahnhaltestelle winkten gerührt und begeistert dem Wagen nach, der sich rasch in Bewegung gesetzt hatte, sogar der Mann mit dem Zylinder, der zu einer Beerdigung mußte, schwenkte den Arm.

Der Fuß des Mädchens trat in einemfort den Gashebel durch.

„Ein tolles Stelldich", sagte sie mit einem blinkenden Seitenblick, „das Sie sich da geleistet haben! Wenn ich nicht zufällig . . .

. . . hätte ich den Herrn mit dem Regenschirm niedergeschlagen und den Regenschirm an den Herrn mit dem Zylinder verkauft! Finden Sie nicht, daß man, wenn man einen Zylinder trägt, auch einen Regenschirm haben muß?"

„Der Regenschirm war aber schon so abgenutzt, daß der Mann mit dem Zylinder ihn sicher nicht gekauft hätte!"

Uebermütig lachten die beiden über die Windschutzscheibe hinweg. Das Mädchen lachte nicht mehr, und ihr Mund verzog sich sogar ein wenig. „Nein", sagte sie, „ich habe gar kein Verständnis dafür, daß man in einem entscheidenden Augenblick des Lebens nicht einmal über einen Pfennig verfügt!"

„Ich habe aber 24 gehabt, und nur ein Pfennig hat mir gefehlt!"

„An diesem fehlenden Pfennig hätten Sie aber scheitern können", fuhr sie streng fort und sah ihn unwillig an, weil er noch immer lachte. „Sie hätten dann eine nützliche Lehre für Ihr ganzes Leben gehabt, so daß ich schon fast bedauere, daß ich zufällig vorbeigekommen bin."

„Wenn ich auch um eine nützliche Lehre gekommen bin, so habe ich doch in Ihnen scheinbar eine nützliche Lehrerin gefunden! Bitte, nehmen Sie sich meiner etwas an, ich gebe zu, daß ich es wirklich sehr nötig habe."

„Wenn Sie diese Redensarten nicht lassen", entgegnete sie, „halte ich auf der Stelle und setze Sie auf die Straße. Merken Sie sich das! Wenn Direktor Habermann nur eine Ahnung davon hätte, was Sie für ein Mensch sind, würde er sicher Abstand nehmen, Sie mit dem Posten eines Vertreters der Flugzeugwerke zu betrauen!"

„Was bin ich für ein Mensch?"

„Sie sind ein leichtsinniger Mensch!"

„Wenn ich ein schwermütiger Mensch wäre, würde mich Direktor Habermann erst recht nicht mit dem Posten betrauen."

„Ich bin überzeugt, daß es Ihnen an Zuverlässigkeit mangelt."

„Zuverlässigkeit ist gerade meine starke Seite! Wenn Sie sich beispielsweise mit mir verabreden würden, so könnten Sie zuversichtlich damit rechnen, daß die Verabredung auch von mir eingehalten werden würde! Lassen Sie doch den alten Habermann! Der ist mir gar nicht mehr wichtig!"

„Ich halte —!"

„Halten Sie nicht! Ich habe ja nur zum Ausdruck bringen wollen, daß Sie mir viel wichtiger sind als alle Habermänner der Welt. Ich halte es geradezu für Schicksal, daß Sie zufällig vorüberkamen, als ich nach einem Pfennig Ausschau hielt!"

„Und dann mangelt es Ihnen auch an Ernst!"

„Da kürschen Sie sich. Mir ist es ganz ernst damit!"

„Was bringen Sie denn eigentlich für den Posten mit, um den Sie sich bemerken haben?

Ich kann mir beim besten Willen gar nicht vorstellen, daß Sie sich für den Posten eignen!"

„Da täuschen Sie sich abermals! Ich bringe für den Posten alle Eigenschaften mit, die man von einem Vertreter für Flugzeuge verlangen kann. Meine Zeugnisse und Referenzen sind tadellos, und ich verstehe auch etwas von der Sache. Der Vertrag kann überhaupt nur daran scheitern, daß ich leider nicht fliegen kann. Ich habe meine Pilotenprüfung noch nicht gemacht."

„Ist das Pilotenzeugnis erforderlich?"

„Das Pilotenzeugnis wird verlangt und ich habe auch ausdrücklich angegeben, daß ich fliegen kann! Wenn nun der alte Habermann auf den Gedanken kommt, mich in ein Flugzeug zu setzen, bin ich restlos aufgeschmissen!"

„Schöne Geschichten", sagte das Mädchen mit strengem Blick.

Der Wagen hielt vor dem Gebäude der Flugzeugwerke in Spandau. Sander war ausgestiegen und griff nach der Hand des Mädchens: „Drücken Sie den Daumen für mich", bat er, „und nehmen Sie es mir nicht übel, daß mir ein Pfennig gefehlt hat!"

„Hals- und Beinbruch! Ich werde den Daumen drücken!"

Er hatte ihre Hand noch nicht losgelassen: „Wenn ich den Vertrag erhalten sollte", sagte er, „werde ich am Abend gegen 8 Uhr wieder an dieser Telefonstelle stehen, an der Sie mich heute morgen aufgelesen haben. Werden Sie noch einmal zufällig vorüberkommen?"

„Vielleicht", entgegnete sie und lächelte ihm flüchtig zu.

Als Sander das Gebäude betrat, hatte er Herzklopfen; zu viel hing von dem Vertrag ab, um den er sich bewarb. Er kam in die Anmeldung und wies die Depesche vor; fast eine halbe Stunde mußte er warten, bevor er vorgelassen wurde.

Im selben Augenblick, als er das Büro des Direktors Habermann betrat, blieb er wie erstarrt stehen, und die Wände schienen um ihn zu kreisen. Am Schreibtisch saß das blonde Mädchen, das ihn hierhergefahren hatte. „Direktor Habermann", sagte sie, „ist mit Arbeit überlastet und hat mich, seine Sekretärin, beauftragt, eine vorläufige Verhandlung mit Ihnen zu führen."

Er rührte sich nicht vom Fleck.

„Treten Sie näher", fuhr sie sachlich fort und deutete auf einen Stuhl. „Wir haben Ihre Zeugnisse und Referenzen überprüft und Ihre Eignung festgestellt. Unser Vertreter muß aber in der Lage sein, die Flugzeuge selbst vorzufliegen. In Ihrem Bewerbungsschreiben haben Sie angegeben, fliegen zu können!"

„Ja", stammelte er, „das habe ich angegeben, weil ich in der Mehrzahl an einem Segelfliegerkursus teilgenommen habe. Der Motorflug ist mir allerdings noch fremd."

„Bevor wir einem Vertrag näher treten können", sagte sie, „müssen Sie uns Ihr Pilotenzeugnis vorlegen. Da Sie den Motorflug noch nicht beherrschen, raten wir Ihnen, an einem Kursus unserer Werke teilzunehmen, der regelmäßig auf unserem Flugplatze stattfindet. Sie können heute abend um acht Uhr mit dem Unterricht beginnen."

„Verzeihung", erwiderte er und konnte plötzlich wieder lächeln, „wenn es möglich ist, dann möchte ich erst morgen abend beginnen, da ich heute abend um 8 Uhr bereits verabredet bin."

Ein Mann geht durch's Sporthotel

VON ALFRED BARESEL

Ein Mann mit breiten Schultern geht durch die Halle des Sporthotels. Er ist sehr groß und sehr schlank und geht sehr sicher. Die Frauen, die in den weichen, tiefen Ledersesseln der Halle sitzen, blicken auf und blicken ihm nach. Man sah ihn schon draußen. Als er über die schneebedeckten Hänge fuhr, als er die Schiffolge mit seinen langen, schlenkrigen Armen so herrlich frei in den Schnee stieß, dachte man an Ritbezahl, der über die Berge geht. Als er näher herankam auf den Brettern, sah man, daß er jung war.

Die Frauen, die in den weichen, tiefen Lederfesseln sitzen, träumen jetzt ein wenig. Man ist müde, vom Schilaufen, und ist es auch wieder nicht. Man hat glatte, rote Backen und klare Augen, fühlt sich frisch, nur die Beine sind ein wenig angestrengt. Aber wenn man auch wollte, man kann nichts mehr unternehmen bis zum Abendessen. Das ist ein Nachteil des winterlichen Kurzaufenthalts, daß es draußen so früh dunkel ist. Also träumt man ein wenig im Sessel, mit wachen Augen.

Manche denken, daß der schlanke Mann mit den breiten Schultern, der durch die Halle geht, eine tiefe, wohlklingende Stimme haben müsse. Manche denken, daß er sehr zärtlich im Umgang mit Frauen sein könne, trotz seiner Hünengestalt. Anita denkt, daß er Peter heißen müsse. Sie weiß auch nicht, warum.

Wenn man so unmittelbar von Peter zu Alfons hinüber blickt, der gegenüber im Sessel sitzt, kann es sein, daß dieses kleine helle Leuchten, das eben in den Augen war, plötzlich abbricht. Es ist gut, daß Alfons die Zeitung liest und nicht aufschaut, denn er bemerkt alles. Anita betrachtet ihn aufmerksam, während er liest. Der Sportanzug ist tadellos gearbeitet, man merkt im Sitzen nur nichts von der etwas fülligen Figur. Freilich, wenn er draußen mit den Schiern über die Hänge kraxelt, stört er die Stöcke nicht so herrlich frei in den Schnee wie Peter. Aber daß er überhaupt noch zum Schilaufen fährt, mit seinen 55 Jahren, muß man anerkennen.

Anita denkt zurück. Als sie ihn damals heiratete, war er eigentlich gar nicht der Mann ihrer Sehnsucht. Aber er war auf zu ihr. Sie wollte nicht länger hinter dem Bürotisch sitzen. Natürlich hat sie sich die Sache lange überlegt. Aber es ging auch. Und jetzt hat sie die zwei Kinder von ihm und ist ihm gut. Freilich, damals als sie ihn heiratete, war sie noch ein ganz unerfahrenes, junges Ding, wußte noch gar nicht, daß sie sehr schön war und daß vielleicht . . .

Anita blickt auf den schlanke, große Mann mit den breiten Schultern geht wieder durch die Halle. Alle Frauen blicken auf. An seiner Seite geht jetzt eine kleine, unansehnliche, dicke Person. Manche denken, daß es vielleicht seine Mutter sei. Manche denken, es könnte auch seine Schwester sein.

Nur Anita denkt, daß es seine Frau sei. Und sie ist mit einem Male beruhigt, sie ist glücklich bei diesem Gedanken. Irgend etwas verbindet die große, schlanke Frau mit dem großen, schlanken Mann. Etwas, das gar nicht zu verneinen, das negativ ist, aber beruhigt und zufrieden macht.

Jetzt geht der Mann zum dritten Male durch die Halle, wieder allein. Es war nicht seine Mutter, nicht seine Schwester, auch nicht seine Frau, sondern ein Fräulein aus seiner Heimatstadt, die er zufällig im Hotel traf und auf ihren Wunsch durch die Halle in das Lesezimmer geleitet. Als er jetzt allein dahingeht, dreht er sich auffällig nach Anita um. Die anderen Frauen finden dies ganz richtig, denn Anita ist die schönste Frau in der Halle.

Aber sie bemerkt es nicht, daß Peter sich umdreht. Denn sie sitzt lächelnd da und sieht Alfons zärtlich an.

Am anderen Morgen läuft Peter nun doch mit dem Fräulein aus seiner Heimatstadt Schi. Er sieht wieder aus wie Rübezahl, aber die kleine, dickliche Dame neben ihm in dem viel zu knappen Sportanzug sieht wie ein Hutzelweibchen aus. Es würde schöner aussehen, meinen die Kuraste, wenn die große, schlanke Anita neben ihm liefe.

Aber das Leben meint es nicht so. Der Mann, die Frau, die seinem Ideal am nächsten zu kommen scheint, sitzt fast immer in einem anderen Eisenbahnabteil, nicht dort, wo du eingestiegen bist. Das Leben ist nicht durchaus darauf aus, Pedants zu schaffen. Pedants macht erst der Photograph zu guter Sitzhöhe zeit, damit glückliche und dankbare Enkelkinder sie über dem Sofa hängen sehen. Und ihr seht dann ein, daß es auch so ging.

Dies nebenbei

In wenigen Wochen werden wieder neue Schulrekruten den ersten Schulweg machen. Das bringt für die Eltern mancherlei Aufregung mit sich. An was man nicht alles denken muß! Eine kleine Rolle fällt dem richtigen Frühstück zu. Von ihm hängt oft das Wohlbefinden des Kindes für den ganzen Tag ab. Das Schulkind sollte unter allen Umständen zum ersten Frühstück eine Suppe oder einen Brei bekommen. Es empfiehlt sich, dazu etwas grobes Brot zu geben, damit richtig gekaut werden muß und sich die Zähne gut entwickeln können. In den meisten Fällen ist in der Schule die Möglichkeit gegeben, ein Milch- oder Kakaofrühstück zu bekommen. Damit die Kinder das Geld wirklich dafür anwenden und nicht vernaschen, ist oft eingeführt, daß das Schulfrühstück laufend durch die Eltern bezahlt wird oder Gutscheine dafür ausgegeben werden. Wenn das Kind Gelegenheit hat, Milch oder Kakao zu trinken, braucht es von Haus aus nur ein trockenes Brötchen, Brot oder Knäckebrot mitzubekommen. Belag erübrigt sich. Besteht die Möglichkeit eines solchen Frühstücks nicht, ist es ratsam, so oft wie möglich frisches Obst, rohe Mohrrüben, Gurken oder Tomaten mitzugeben, dazu etwas trockenes Brot, Brötchen oder gewecheine Brote. Auf jeden Fall hüte man sich davor, den Kindern viel mitzugeben, weil sie sonst keinen rechten Appetit zum Mittagessen haben! Wenn das Kind nichts essen mag, braucht man es nicht zu zwingen, man muß dann aber unbedingt dafür sorgen, daß es zu Hause richtig ißt. Wichtig ist auch die Verwachung des Schulfrühstücks. Besonders belegte oder gestrichene Brote müssen in fettdichtes Papier eingeschlagen werden, damit sie nicht die Bücher und Hefte beschmutzen. Sehr gut ist immer, wenn sie in eine Butterbrottrommel kommen, sie sind dort am sichersten aufbewahrt und bleiben auch am frischesten. Denn das meiste Brot, das von den Kindern heimlich fortgeworfen wird, wird nicht gegessen, weil es ihnen nicht appetitlich genug oder weil es zu sehr ausgetrocknet ist."

*

Beim Menschen erreicht bekanntlich die Blutwärme rund 37 Grad Celsius, in der Leber mißt man 40 Grad, in Nase und Ohren dagegen nur 23 bis 29 Grad, weshalb man bekanntlich an Nase und Ohren am meisten friert. Der Mensch verträgt im allgemeinen nicht mehr als 42 Grad Körperwärme. Die tiefsten Blutemperaturen, bis zu 24 Grad, findet man bei Betrunkenen. Die alkoholischen Getränke sind in wärmeökonomischer Hinsicht geradezu schlimmste Betrüger. Sie täuschen dadurch Wärme vor, daß sie die Hautkapillaren (Kapillaren) erweitern, so daß die Haut stark durchblutet wird. Tatsächlich aber gibt die Hautoberfläche dabei größere Mengen an Wärme ab, als überhaupt durch die Alkoholverbrennung erzeugt werden. Zudem lähmt der Alkohol das Wärmeregulierungszentrum im Gehirn, so daß die Wärme-Erzeugung herabgesetzt wird. Wer seinen Körper mit Alkohol erwärmen will, handelt so falsch wie eine Hausfrau, die Türen und Fenster eines Zimmers im Winter aufmacht und gleichzeitig die Ofenklappe schließt, damit der Ofen nur geringe Wärme abgibt.

*

Wir armen Fußgänger! Wir kommen uns bekanntenswert vor. — Autos brausen heran, Radfahrer bringen uns in Verwirrung, Straßenbahnen fahren an, noch ehe wir es erwarteten, Alle anderen fahren schnell, — wir allein sind auf die Behendigkeit unserer Beine angewiesen. Gibt es ein Unglück, dann sind wir die Leidtragenden; wir können keinem Fahrzeug den Nachdruck von zwanzig und mehr PS entgegensetzen, keine Karosserie schützt uns, im Zweifelsfall tragen wir selbst Schrammen davon. Wir armen Fußgänger! Der Kraftfahrer, der Radfahrer erhält den Strafbefehl, geschieht ihm recht, soll er doch auf uns aufpassen, schließlich wie wir sind! Und jedes Gericht, so sollte man meinen, müßte auf unserer Seite stehen, wenn wir — eben aus dem Krankenhaus entlassen — hinkend oder mit noch verbundenen Gliedern vor seinen Schranken erscheinen und dort dem völlig unversehrten Kraftfahrer gegenübergestellt werden. Wohl dem Fußgänger, der nicht erst vor Gericht erfahren muß, daß er nicht schutzlos ist, sondern daß die Verkehrregeln auch für ihn geschaffen wurden; daß er kein Schnellläufer, sondern nur — aufmerksam zu sein braucht. Wohl ihm, wenn er besser Bescheid weiß, als jene im Straßenverkehr schwer verletzte Fußgängerin, die vor dem Amtsgericht einer kleinen Stadt kürzlich zu allen ausgestandenen Schmerzen noch eine Strafe von 10 RM auferlegt erhielt, — weil sie den Verkehr gefährdet hatte! Rücksichtnahme im Straßenverkehr, das ist keine einseitige Forderung zur Hemmung des Fahrverkehrs, wie dieser Fall zeigt, kein Freibrief für Fußgänger, die nicht nur trachten dürfen, sich — ganz gleich wie — heil über die Straßen zu bringen, sondern auch selbst ihr gerüttelt Maß an Verantwortung für die Sicherheit des gesamten Straßenverkehrs tragen.

*

Sechzig Jahre lang haben sich die Zwillingsbrüder William und Andrew Mitchell aus dem englischen Fischerdorf Porthleven bemüht, Ehepartnerinnen zu finden. Und doch mußten sie nun ihren 80. Geburtstag als Junggesellen feiern. Sie wollten ein Zwillingsschwesternpaar kennen lernen, das sich in gleicher Weise zugetan war, als sie selbst, und dann eine harmonische Doppelhochzeit feiern. Alle diesbezüglichen Bemühungen waren jedoch vergeblich. Es gelang aber niemals, alle vier Herzen unter einen Hut zu bringen, und da die Brüder Williams sich so lieben, daß sie sich niemals trennen wollen, mußten sie notgedrungen ledig bleiben . . .

Europas größte Siedlung entsteht

Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, weilte in Dortmund den ersten Spatenstich zu Europas größter Neusiedlung. Das Projekt, das der Initiative der NSDAP. in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung Dortmund zu verdanken ist, sieht den Bau einer Mittelstadt für 20 000 werktätige Volksgenossen vor. — Reichsminister Rudolf Heß beim ersten Spatenstich für die einzigartige Siedlung in Dortmund. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Der Führer beim Berliner Reit- und Fahrturnier

Der Winterhilfstag des Internationalen Berliner Reit- u. Fahrturniers sah am Abend den Führer als Gast. — Unser Bild gewährt einen Blick in die Ehrenloge, in der man in der ersten Reihe von links Reichsminister Frick, Generaloberst v. Brauchitsch, den Führer und Reichsminister Dr. Goebbels sieht. (Scherl Bilderd., Z.-K.)

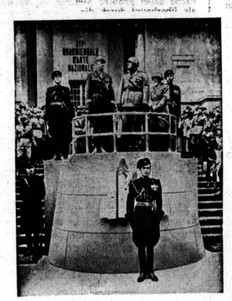
Wien hat wieder seine Burgwache

Zum erstenmal wieder wurde die Wachablösung in Wien von einem Musikzug begleitet. Von jetzt an wird an jedem Mittwoch das „Wachtbataillon Wien" mit Musik aufziehen. — Unser Bild zeigt den Aufmarsch der Burgmusik vor dem Heeresgruppen-Kommando. Die Spielleute stellte das Heer, den Musikzug eine Marine-Artillerie-Abteilung. (Presse-Bild-Zentr., Zand.-Mult.-K.)

Aus sieben Tagen

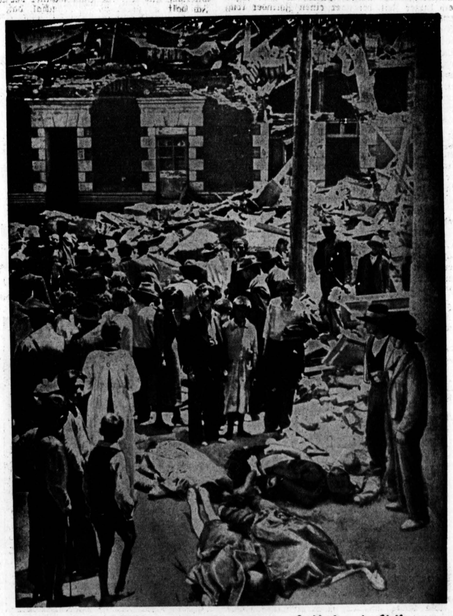
Professor Thorak 50 Jahre alt

Professor Josef Thorak, einer der bedeutendsten lebenden deutschen Bildhauer, der sich besonders als Schöpfer monumentaler Plastiken einen Namen gemacht hat, vollendete am 7. Februar sein 50. Lebensjahr. — Neuaufnahme des Künstlers in seiner Münchener Werkstatt bei der Arbeit an einem neuen Werk. (Presse-Hoffmann, Zand.-Mult.-K.)



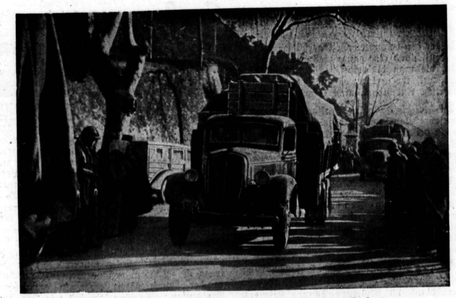
Stabschef Lutze bei der großen Parade in Rom

Den Feierlichkeiten anläßlich des sechsten Gründungstages der Faschistischen Miliz wohnten als Gast Mussolinis auch der Chef des Stabes der SA., Viktor Lutze, und seine Begleitung bei. Rechts Marschall de Bono. (Scherl, Z.-M.K.)



Das erste Bild von dem furchtbaren Erdbeben in Chile

In Chile ereignete sich in der vergangenen Woche ein schweres Erdbeben, bei dem über 20 000 Menschen den Tod fanden und weit über 40 000 schwer verletzt wurden. Der Sachschaden ist unübersehbar. — Hier eine Aufnahme aus der Stadt Chillan, die dem Erdboden gleichgemacht wurde. Man rechnet in dieser Stadt mit 5 000 bis 10 000 Toten. Allein im Theater wurden 300 Menschen getötet. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Velasquez, Murillo und Goya wurden entführt

Die ersten Fahrzeuge einer insgesamt acht Lastkraftwagen betragenden Kolonne mit kostbarsten spanischen Kunstwerken überfuhren bei Le Perthus die spanisch-französische Grenze nach Frankreich. Die wertvollen Werke aus dem Prado wurden so von den Roten nach Frankreich geschafft, von wo sie nach Genf weiterbefördert wurden. (Associated Preß, Zander-Mult.-K.)

Deutsche Intelligenz am Werk

Ein wesentlicher Fortschritt in der Metallindustrie

Als vor etwa einem Jahrzehnt besonders im Zusammenhang mit der Forschung nach Diamanterlaßstoffen die Hartmetallindustrie (Widia, Titanit, Böhlerit, Miramant usw.) einen unerwarteten Aufschwung nahm, blieb die Freude an der Entdeckung dieser überaus widerstandsfähigen Stoffe nicht lange ungetrübt. Man stand vor der Frage, wie man die Hartmetalle bearbeiten und in eine dem Arbeitszwecke angepaßte Werkzeugform bringen könne. Eben diese Schwierigkeit ist jetzt nach einer dreijährigen Zeit planmäßigen Experimentierens — man kann sagen — endgültig gelöst worden. Die Untersuchungen gingen von der Werkzeugindustrie aus und wurden später von Dr. Wilh. Müller zusammen mit der Diamantwerkzeugfabrik Haga (Berlin) weiter getrieben. Ein Besuch in der Werkstätte der Haga läßt eine anschauliche Vorstellung von der Leistungsfähigkeit und Herstellungsweise des neuen „Diamant-Metalls" gewinnen.

Die Vorarbeiten der Erfindung

Daß sich die Versuche zur Bearbeitung des Hartstahls von vornherein fast nur um die Diamanten drehten, ist naheliegend; denn es gibt keinen härteren Stoff als Diamanten, und man muß schon das Härteste nehmen, um auch nur Aussicht auf wirksame Bearbeitung der modernen Hartmetalle zu haben. Zwar hatte man es vorher schon unternommen, die Formgebung der Hartmetalle durch Schleifen mittels Siliziumkarbid (Karborund-) Scheiben herauszubekommen. Da jedoch die Karborundkristalle an Härte den Wolfram- bzw. Titankarbidkörnern, den Hauptbestandteilen der Hartmetalle, erheblich nachstehen, konnte die Karborundscheibe zwar die Wolframkarbidkörner aus der weicheren Kobaltbindung herausreißen, aber eben nicht herausschneiden. So wurde die Hartmetallschneide nicht glatt, sondern gesägt.

Drei Abschnitte lassen sich in der eigentlichen Erfindung des „Diamantmetalls" von den Anfängen bis zur gegenwärtigen Lösung dieses Problems verfolgen. Dr. Müller hatte sich zum Ziel gesetzt, ein Metall zu schaffen, in dem die Diamantsplitter so eingelagert sind, daß sie zu einer Art Grundbestandteil werden. Zunächst hatte man versucht, Diamantsplitter in weiche Metallscheiben einzuhämmern oder in Mischung mit Öl als Paste auf einer grobkörnigen Gußeisenscheibe aufzutragen. Es ist einleuchtend, daß bei der Härte der Diamanten und der zu bearbeitenden Metalle diese Diamantwerkzeuge nicht lange aushielten. Schon nach kurzer Zeit, bei normaler Beanspruchung etwa nach 14 Tagen, waren diese Werkzeuge abgenutzt. Dann ging man dazu über, Diamanten in Messing oder auch in Bakelit zu binden. Der Fortschritt war erkennbar; und doch unterlagen die Werkzeuge auch hier einem schnellen Verschleiß. Als besondere Schwierigkeit erwies sich die schlechte Wärmeleitung der Kunstharzmassen, die nur zu leicht ein Gleiten oder Schmieren auf der Arbeitsschicht mit sich brachten. Von einer Bindung der Diamanten in Metalle versprachen sich vor allem ausländische Erfinder entscheidende Erfolge. Sie gingen von dem Gedanken aus, das erfolgreiche Sinterverfahren der Hartmetallherstellung auf die Bindung von Metallpulvern mit Diamanten anzuwenden. Dabei überfahren sie jedoch, daß der Diamant die hohen Temperaturen, die der einem zuverlässigen Sintern notwendig sind, nicht verträgt und verbrennt. Die feinen Diamantsplitter wurden so schon in der Herstellung aufgebraucht und die größeren in den Schneidekanten beeinträchtigt. Bei kaltem Verfahren vermied man zwar die Umwandlung der Diamanten. Aber man kam z. B. auf galvanischem Wege der Verbindung der Diamanten untereinander und mit dem Werkzeugträger durch niedergeschlagenes Metall nur zur Herstellung winziger (sahnäpfchenförmiger) Werkzeuge, die natürlich für die Schwerindustrie nicht in Frage kommen konnten.

„Diamantmetall"

All diese Vorschläge gelangten zu keinem brauchbaren, praktischen Erfolg. Den entscheidenden Schritt über sie hinaus tut die Erfindung W. Müllers. Das Problem, Diamanten in solch intime Bindung zu dem Metallträger zu bringen, daß all die erwähnten Schwierigkeiten ausfallen, ist so gelöst, daß man praktisch von einem „Diamantmetall" sprechen kann. Jedoch kann man auch jetzt noch nicht den Begriff Gefügebestandteil im streng metallurgischen Sinne als auskristallisierter Bestandteil einer flüssigen Legierung verstehen, sondern in dem weiten Sinne — wie der Erfinder definiert — daß der eingebettete Diamant mit dem Bindemetall praktisch eine Einheit bildet, die sich allen Arbeitsbeanspruchungen gegenüber wie ein einheitlicher Werkstoff verhält.

Die Werkfähigkeit des Diamantmetalls bestätigt sich heute schon eindeutig aus der Erfahrung. Probeschneiden, die seit 1¼ Jahren mit normaler Verwendung laufen, sind unvermindert in der Leistungsfähigkeit geblieben, während — wie schon erwähnt — die deralteten Scheiben nach zwei Wochen durchschnittlich abgenutzt wurden. Auf verschiedenen Formen, Tellern z. B. mit einem Höchstdurchmesser von 400 mm, wird das Diamantmetall in gleichmäßiger Verteilung aufgetragen. Die Festigkeit des Diamantmetalls gestattet die minimale Stärke von ½ bis ½ mm. Es ist klar, daß damit die spezifische Oberflächendichte gleichzeitig wirksamer Diamanten ganz erheblich gesteigert wird. Trotz dieser dünnen Schicht kann das „Diamantmetall" eine Brinell-Härte von mehr als 220 kg/mm² und eine Festigkeit von über 70 kg mm² erreichen. Eine besondere Qualität der neuen Erfindung besteht darin, daß Diamantmetall die auftretende Rechteckhitze ohne besondere Kühlung sofort ableitet. Von dieser Tatsache kann man sich durch den Vergleich des veralteten und des neuen Schleifverfahrens an Ort und Stelle schon durch bloßes Abtasten überzeugen.

Verwendung

Vier Typen verschiedener Körnung erlauben eine Grob- und eine Feinbehandlung jedes Hartstoffes durch Bohren, Trennen, Fräsen, Schleifen und Läppen. Die Diamantmetallscheiben zerteilen Hartmetall-Plättchen in wenigen Minuten. Die sichtliche Wirksamkeit ist dabei derart, daß man geradezu davon spricht, daß das Diamantmetall den Hartstoff „frißt". Neben Metallbearbeitern erfreut vor allem auch die Glasindustrie bedeutenden Vorteil von der Erfindung Müllers. Man hat ferner berechnet, daß neben der vollendeteren Bearbeitung auch die Arbeitsgeschwindigkeit auf rund das Zehnfache gesteigert werden kann. Für bestimmte Zwecke wurde das „Diamantmetall" geradezu bahnbrechend. So überall da, wo man Schleif- und Läppscheiben, Läppkegel usw. benötigt, die scharfe, genaue Profile besitzen müssen, um in Hartmetall oder gehärteten Stählen Präzisionsgewinde einzuschleifen oder auf höchste Genauigkeit zu läppen.

Ein außertechnisches Problem bildete bislang für die Diamantbearbeitung der hohe Wert der Edelsteine. Auf Grund der bedeutenden Erfindung Dr. Müllers besteht die Hoffnung, daß sich die Verarbeitung der Steine so bezahlt macht, daß ihre Einkaufskosten durch die Industrie selbst merklich herabgesetzt werden. Daß diese nicht unwichtige Aussicht zu recht besteht, ergibt sich schon auf den ersten Blick aus der besonderen Aktualität, die das von Müller gelöste Problem begreiflicherweise seit langem im In- und Ausland gefunden hat.

F. H-ne.

Das 500 000. Motorrad verläßt das laufende Band

Am 6. Februar hat in den Motorradwerken in Zschopau das 500 000. Motorrad das laufende Band verlassen. Hier wird der Motor der Maschine — einer S B 500 ccm — in den Rahmen am laufenden Band eingesetzt.
(Schirner, Zander-Multiplex-K.)

Zwei Kurven - zwei Wege des Erfolges

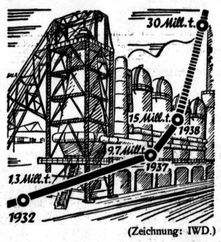
Gelöstes Problem: Deutscher Kraftstoff

Es gibt für die deutsche Mineralöl- u. Kraftstofferzeugung kein grundsätzlich ungelöstes Problem mehr! Das ist, auf die knappste Formel gebracht, die Bilanz der deutschen Kraftstoffwirtschaft. Die deutsche Technik hat der Produktion Methoden und Verfahren in die Hand gegeben, nach denen Benzin, Benzol und Öl auf deutscher Rohstoffbasis hergestellt werden können.

Das I. G. Hochdruckverfahren, die Fischer-Tropsch-Synthese und das I. G.-Pott-Extraktionsverfahren sind die drei bekanntesten Methoden, um den Kraftstoff auf synthetischem Weg zu erzeugen. Die Technik hat über die Natur gesiegt, indem sie unsere Erzeugung von den natürlichen, bei uns aber nur in beschränktem Umfang vorhandenen Erdölquellen unabhängig gemacht hat. Die Technik ist auch über die Natur hinausgegangen, da wir in den Retorten Kraftstoffe herstellen können, denen eine gewünschte Eigenschaft von vornherein verliehen werden kann.

Die verstärkte Bohrung zusammen mit den Erdölquellen, die wir im Wiener Becken bekamen, haben außerdem einen bedeutenden Zuwachs an deutschem Erdöl gebracht, so daß in absehbarer Zeit mit einer Verdreifachung unserer deutschen Erdölförderung zu rechnen ist.

Es sind also alle Voraussetzungen gegeben, um einmal die deutsche Kraftwerkeswirtschaft, die nach dem Willen des Führers und über den Volkswagen eine gewaltige Zunahme erleben wird, mit dem nötigen Treibstoff zu versorgen — die synthetische Erzeugung gibt die Gewähr einer Sicherung der Nation auch in diesem Bereich.



(Zeichnung: IWD.)

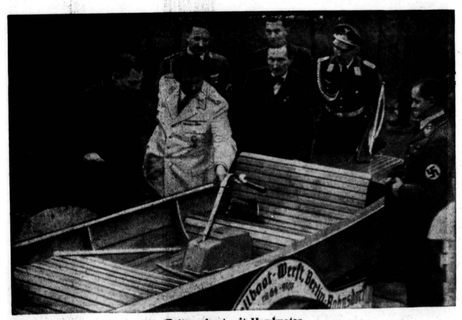
Technik besiegt „Minderwertigkeit"

Außer den bekannten Erzlagerstätten gibt es in Deutschland eine ganze Reihe von Vorkommen, die man bisher nicht für abbauwürdig hielt, weil ihr geringer Eisengehalt eine wirtschaftliche Ausnutzung nicht erlaubte.

Da kam die gewaltige Kraftanstrengung des Vierjahresplan, und mit seiner Verkündung erging die Aufforderung an die deutsche Technik, nach neuen Verfahren zu suchen, die eine Verwertung dieser „minderwertigen" Erzlager zuließen.

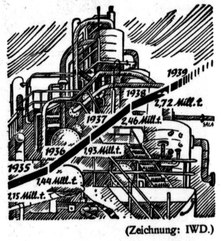
Die Verfahren wurden gefunden. Im Salzgitter-Gebiet wuchsen die gigantischen **Hermann-Göring-Werke** aus dem Boden, die bekanntlich auf riesigen Erzlagern erbaut wurden. Gleichzeitig wurde die Förderung aller anderen Erze geringeren Wertes mit aller Energie vorwärtsgetrieben.

So ging die deutsche Eisenerzeugung sprunghaft nach oben. Im Jahre 1932 wurden in Deutschland 1,3 Millionen Tonnen Eisenerze gefördert. 1937 waren es bereits 9,7 Millionen Tonnen und 1938 wurden 15 Millionen Tonnen abgebaut. Wenn schließlich die Hermann-Göring-Werke die Produktion aufnehmen, wird die deutsche Erzerzeugung mit Macht weitersteigen. Nach einer Erklärung des Generalmajors von **Hannecken** werden die Reichswerke nämlich soviel Eisenerze erzeugen, wie jetzt die gesamte übrige deutsche Eisenindustrie zusammen. Das heißt aber mit anderen Worten: Man wird in Deutschland sehr bald 30 Millionen Tonnen Erze und mehr abbauen.



Rettungsboot mit Handmotor

Mit Unterstützung der NSDAP. hat der Konstrukteur Hofmann im Laufe der beiden letzten Jahre einen Verda-Handmotor ausgearbeitet, der an Stelle der üblichen Kraftmaschinen oder Riemen durch Hand angetrieben wird. Boote, die mit diesem neuartigen Motor ausgerüstet sind, erreichen Geschwindigkeiten bis zu 12 km in der Stunde. Auch Generalfeldmarschall Göring erhielt zu seinem Geburtstag ein mit diesem Motorantrieb ausgerüstetes Jagdboot, das er hier interessiert betrachtet.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



(Zeichnung: IWD.)

Großerzeugung von Buna

In den nächsten Tagen wird in Schkopau in der Nähe von Halle eine Fabrik für künstlichen Kautschuk („Buna") in Betrieb genommen. Sie tritt an die Stelle einer größeren Versuchsanlage, in der die „Ziv-Farben", der große deutsche Chemietrust, Versuche mit der Großfabrikation dieses bedeutsamen Kunststoffes angestellt hatte. Das Verfahren ist jetzt so weit ausgebaut und durchprobt, daß die Massenherstellung kein technisches und wirtschaftliches Risiko mehr darstellt. Im Laufe des Jahres 1939 werden auch in anderen Teilen des Reiches Buna-Fabriken errichtet werden. Ueber die wirtschaftliche Bedeutung der jetzt in Betrieb genommenen Fabrik wird man bei aller Zurückhaltung sagen können, daß sie einen erheblichen Teil des deutschen Gummiverbrauches wird decken können. Zur Preisfrage ist zu sagen, daß natürlicher Kautschuk in der Nachkriegszeit einen so gewaltigen Preiszusammenbruch erlebt hat wie kein anderer wichtiger Rohstoff, und daß es natürlich nicht angängig ist, einen neuen Werkstoff an unnormal niedrigen Preisen des entsprechenden Naturprodukts zu messen. Aber selbst mit diesem Vorbehalt haben die Versuche Gewißheit darüber erbracht, daß die Buna-Erzeugung rationell gestaltet werden kann.

Große Loge - auf der Ofenbank

Wenn ein Hörspiel gesendet wird, hat jeder vor dem Lautsprecher im Heim den besten Platz. — Aber wie geht es im Sendehaus dabei zu? — Ein Besuch beim Hörspielregisseur

Von unserem zum Reichssender Köln entsandten Schriftleiter

In der letzten Nummer unseres „7. Tages" veröffentlichten wir einen Bericht von den Erlebnissen und Gesprächen, die unser Lk.-Schriftleiter mit den Männern vom Zeitfunk des Reichssenders Köln hatte. Heute soll eine weitere Reportage unseren Lesern vom Hörspiel, der ureigensten Kunstform des Rundfunks, erzählen.

*

„Wir werden jetzt gleich Gelegenheit haben, der Probe zu einem Hörspiel beizuwohnen zu können", sagt und unser Begleiter durch das Rundfunkhaus. Natürlich willigen wir begeistert ein, stellt doch das Hörspiel eine ureigenste Kunstform des Rundfunks dar. Bühne und Film wenden sich an mindestens zwei Sinne menschlicher Wahrnehmung: an das Auge und das Ohr. Das Hörspiel hat, wie der Name schon sagt, nie Zuschauer, sondern nur Zuhörer. Alles, was also das Auge im Theater oder Lichtspielhaus bereitwillig und leicht wahrnimmt, muß den Zuhörern des Hörspiels durch akustische Mittel allein vermittelt werden. Das aber erfordert unter den besonderen technischen Verhältnissen des Rundfunks besondere Mittel und Wege, in die Einblick zu bekommen, für jeden Rundfunkhörer überaus interessant ist.

Natürlich gibt es auch beim Hörspiel wie beim Schauspiel die verschiedensten Abstufungen nach Form und Inhalt, je nach dem Zweck, den ein Hörspiel erfüllen soll. Es gibt den leichten, plaudernden Dialog, der lediglich das Unterhaltungsbedürfnis befriedigen soll, es gibt das heitere Lustspiel, das lehrhafte Hörspiel, und letztlich das regelrechte dramatische Hörspiel, das allen Anforderungen, die man an ein Kunstwerk stellt, gerecht werden will und soll. Die endgültige oder sagen wir klassische Form des Hörspiels ist gewiß erst noch im Werden. Zu jung ist dafür ja noch der Rundfunk. Dennoch hat das deutsche Hörspiel auch in künstlerischer Hinsicht eine Höhe erreicht, die lebhafte Anerkennung verdient.

Die Musik wird neben dem gesprochenen Wort und dem reinen akustischen Geräusch stets eine besondere Rolle spielen, ist es ihr doch durch die klangliche Gestaltung möglich, Eindrücke, Illusionen und Stimmungen zu vermitteln, die auf der Bühne und im Film durch die Ausstattung hervorgerufen werden. Ähnliches bedient sich der Tonfilm auch in sehr starkem Maße dieses Mittels.) Das eröffnet den heutigen Rundfunkkomponisten ein Aufgabengebiet, von dem die Musiker der vergangenen Generation noch keine Ahnung hatten.

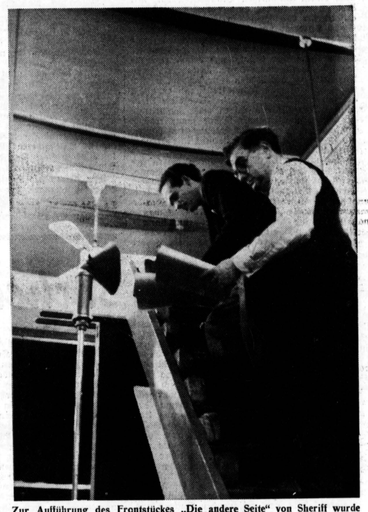
Die Worte: „Probe! Bitte nicht stören!" leien wir zwar, aber sie halten uns nicht auf; denn wir wollen ja auch keineswegs stören, sondern nur still zusehen und zuhören, was hinter diesen verschlossenen Türen vor sich geht. Aber da sind wir erst in einem kleinen Vorraum, in dem ein Sprecher eifrig noch seine Rolle studiert; aber schon hören wir aus dem Lautsprecher die Stimmen — von nebenan. „Dies nennt man unter Kollegen die „Neidhöhle", erfahren wir, „weil hier sich die an der Probe nichtbeteiligten Kollegen aufhalten, die natürlich die schärfsten Kritiker sind und alles ganz anders gemacht hätten". Aber da sind nur durch die schalldicht schließende Tür schon im eigentlichen Senderaum, dessen hohe und weite Wände dicht mit Vorhängen behangen sind. In der Mitte des Raumes stehen Mikrophone und vor ihnen tragen die Sprecher des Hörspiels ihren Part vor. Da! — Plötzlich sind die Sprecher still, und aus einer Tür in der gegenüberliegenden Wand stürzt ein Herr in weißem Kittel, gibt den Sprechern Anweisungen, spricht selbst einzelne Stellen vor. Also, das ist der **Regisseur**. Und sein „Regiestuhl" ist eine ganze Zelle, die von dem eigentlichen Senderaum wiederum schalldicht abgeschlossen ist. Lediglich durch ein mit doppelten Scheiben versehenes Fenster kann der Regisseur in den Senderaum sehen und die Spieler beobachten und durch eindringliche Gestik das Hörspiel leiten. Was im Senderaum gesprochen wird, hört der Regisseur nur durch den Lautsprecher, so daß er sich gleich orientieren kann, wie die klangliche Wirkung bei den Zuhörern draußen in Stadt und Land ist. Die Zeichen zum Einsatz werden den Sprechern durch Lichtsignale gegeben.

Blick in den großen Sendesaal des Reichssenders Köln während eines Hörspiels. Im Vordergrund die Sprecher vor dem Mikrophon; aus Gründen besserer Klangwirkung ist das Orchester durch einen Vorhang von den Sprechern getrennt.

In derselben Situation wie der Filmschauspieler vor der Kamera befindet sich der Sprecher des Hörspiels vor dem Mikrophon; beide müssen die vom Künstler sonst sehr geschätzte und ohne Zweifel auch stark tragende Atmosphäre der unmittelbaren Wirkung auf die Zuhörerschaft entbehren. Die Zuhörer des Hörspiels sitzen in den warmen Stuben irgendwo, auf einem einsamen Gehöft oder in der Dachwohnung eines Stadthauses. Umso stärker muß also die innere Konzentration des Sprechers vor dem Mikrophon sein. Wenn ihm auch manche Freiheit, die der Bühnenschauspieler nicht hat, gestattet sein kann, so darf er sich dennoch durch nichts ablenken lassen, denn jede unmotivierte Schwankung seiner Stimme, auch nur die geringste Stockung wird der Hörer so bemerken und sie wird den Eindruck zerstören. Die Arbeit des Hörspielsprechers ist also genau so anstrengend und aufreibend und bedarf derselben restlosen Hingabe wie die des Bühnenschauspielers.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Wirkung des Hörspiels ist natürlich die Illusion. Daß die vollkommen sei, schaut der Rundfunk keine Anstrengung und Mühe. Da gibt es einige Requisiten im Senderaum: eine Tür, die zuschlägt, ein Tisch der gerückt werden kann oder auf den man mit der Faust schlagen kann, wenn die Regieanweisung das vorschreibt. Im übrigen leistet aber gerade in diesem Punkte die Schallplatte gute Dienste. Das „Geräusch, was von der Straße her kommt", das Trällern einer Kinderstimme, Tierlaute oder Art. Donner und Blitz können durch die Schallplatte sehr wirkungsvoll eingefügt werden. Unter Umständen sind natürlich auch besondere „Bauten" nötig. Wir erinnern da an eine Aufführung des Frontstückes „Die andere Seite" von Sheriff im Rundfunk, für die eine Unterstandstreppe eigens im Senderaum aufgebaut wurde, wodurch das Geräusch des Treppenlaufes wirklichkeitsecht erzeugt werden konnte.

So erfordert es naturgemäß viel Aufwand, Mühe und Geduld, bis daß ein Hörspiel „mikrophonreif" ist. Die Träger der einzelnen Rollen müssen auf den Beifall, der den Kollegen auf der Bühne zuteil wird, verzichten. Aber sie haben das Vertrauen, daß die Zuhörer auch in der ungezwungenen Häuslichkeit ihres Heimes mit der notwendigen Aufmerksamkeit bei der Sache sind, und daß der Rundfunk bieten die nicht die Gelegenheit haben, das Theater zu besuchen, unvergeßliche und wertvolle Erlebnisse auch im eigenen Heim bereitet.



Zur Aufführung des Frontstückes „Die andere Seite" von Sheriff wurde im Sendesaal eigens ein unterstandähnliches Gebilde aufgebaut. Hier sieht man die Treppe, die in den „Unterstand" führt und auf der die Sprecher das Geräusch des Treppenspringens wirklich echt erzeugen.

So sieht es in einer Regiezelle aus. Vorn in der Mitte der Regisseur; er sieht durch das Fenster in den Senderaum, rechts neben ihm der Tonmeister, der den Klang reguliert. Links an dem Schallplattenpult wird Musik oder Geräusch durch die Schallplatte in das Hörspiel eingefügt.

Eine Schar vergnügter Kinder hat ihre helle Freude, vor dem Mikrophon zu singen und zu erzählen; denn zu Hause sitzen die Eltern und Geschwister am Lautsprecher und hören jedes Wort mit.
Fotose 4 Archiv des Reichssenders Köln.

Abenteuer im tropischen Urwald

6. Fortsetzung

Im Zirkus mußte ich Geld verdienen

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Leichenwäscher und Zirkusboxer

14 Tage dauerte meine Krankheit. Dann mußte ich die Hospital- und Arzneikosten abverdienen. Man stellte mich als Leichenwäscher an, eine Tätigkeit, bei der ich Gelegenheit hatte, festzustellen, daß es im Krankenhaus zu Sao Simao nur einen einzigen Sarg gab. Der Tote wurde von mir hineingelegt, dann beförderte ihn ein Maulesel auf einem zweirädrigen Totenwagen zum Friedhof, wo der Sarg einfach umgekippt wurde. Zwei Stunden später war der Sarg wieder im Armenhospital. Das dauerte so lange, bis ein Sägewerksbesitzer am letzten Tag meines dortigen Aufenthalts einen Stempel Abfallbretter für die Säge der Armen stiftete.

In Sao Simao kam ich mit einem deutsch sprechenden Russen, einem Zirkusdirektor, ins Gespräch. Ich half ihm und seinen Leuten beim Aufbau des bescheidenen Unternehmens. Dem Russen und seiner Frau machte mein Fleiß Spaß. An anderen Morgen stellten sie mich einem gutmütigen Braunbären vor, mit dem ich eine Zirkusnummer trainieren sollte, auf die der Bär schon jahrelang dressiert war. Es handelte sich um eine Art gemischten Ringboxkampfes, den bisher der Besitzer selbst mit dem Bären veranstaltet hatte. Unsere Nummer wurde ein großer Erfolg, und besonders freuten sich die Zuschauer dann, wenn der zahme Bär mich auf den Rücken legte, obwohl sie sich nach dem Programm hätten freuen müssen, wenn der umgekehrte Fall eintrat. Aber diese Menschen hatten für den Bären mehr Sympathie als für den Alemano. Meine Gage erhöhte sich von Tag zu Tag. Ich bedeutete den Russen ein so gutes Geschäft, daß sie mich in rührender Sorgsamkeit bei sich behalten wollten. Aber ich tat nicht mit. Meine Taschen waren gefüllt. Es zog mich zu Fred nach Sao Paulo, weil ich spürte, daß uns ein gemeinsames Schicksal fest aneinandergekettet hatte. Allein hatte ich keine Freude mehr an der Fremde Südamerikas. Ich wollte zu Fred oder zurückfahren in die Heimat, von der ich trotz mehrerer Briefe und eines schrecklich teueren Telegrammes in all der Zeit nichts mehr gehört hatte.

Schwarzfahrt hinter Fred her

Aber Fred war von Sao Paulo schon nach Santos gefahren. Von dort mit dem Schiff nach Buenos Aires. Ich fuhr ihm nach. In Buenos Aires hieß es in einem Postlagerbrief Freds an mich, er glaubte, daß ich ihn vergessen hätte. Trampend wolle er durch Argentinien unterwegs nach Valparaiso in Chile. Ich immer hinter ihm her, meist als blinder Passagier auf Güterzügen. Von Rufino fuhr ich nach Mendoza. Unterwegs hatte ich mich mit dem Lokführer angefreundet. Er war sehr nett, brannte den Zug am Schlagbaum, der nach Mendoza führenden Straße ab und ließ mich abspringen. Nur einen Tag blieb ich in dieser Stadt des Weines und der immer fröhlichen Menschen. Ein Trampfahrer hatte mir verraten, daß Fred gestern die Stadt per Gütergang verlassen hatte. Bis Luzan nahm mich ein betrunkener Lastwagenchauffeur mit. Dann pilgerte ich zur Station und sah dem Fertigmachen eines Personenzuges zu. Ein dicker Beamter lehnte vorn zwischen den Puffern und las in einer weit ausgebreiteten Zeitung. Als und zu warf er einen mißtrauischen Blick auf mich. Je näher der Zeitpunkt der Abfahrt rückte, desto mehr interessierte sich der Mann für mich. Als die Lokomotive anzog, sprang ich auf der einen Seite eines Personenwagens hinein und auf der anderen gleich wieder hinaus. Der Dicke war bestimmt hinter mir. Ich schwang mich auf den mit Holzscheiten beladenen Gitterwagen, kroch zwischen die Hölzer hinein und . . . „Idiot, paß auf, du zerquetscht mich ja!" Das war Freds Begrüßung, der unten auf dem Boden des Wagens zusammengekauert lag und plötzlich erkannte, daß er mich schon seit Buenos Aires hinter sich hatte.

Es gehörte zum Stadtbilde jeder islamischen Ortschaft, daß der „Muezzin" — so etwas wie ein Kantor — von der Galerie der schlanken Minarets der Moscheen melodisch mehrmals täglich zum Gebet rief. Nun hat in Islambul ein junger Muezzin diesen „Job" Standpunkt zu anderen Dingen mißbraucht, und er geriet dadurch auf die Anklagebank.

Der Muezzin hatte nämlich ein Auge auf eine schöne Frau in der Nähe des Stadtbades des Minarets geworfen. Er machte ihr, als er zum Turm hinaufstieg und sie am Fenster stehen sah, allerhand Zeichen, die seine Liebe ausdrücken sollten. Die Schöne aber faßte dies als Beleidigung auf und verklagte ihn. Sie ließ sich vor Gericht nicht näher über diese Zeichen und Gesten des verliebten Muezzin aus, sondern bemerkte nur vielbeutig, daß diese „außerordentlich ausdrucksvoll" gewesen seien.

Der junge Muezzin versicherte dagegen, daß er die Dame keineswegs beleidigen, sondern nur seiner Liebe für sie Ausdruck geben wollte. Und wie poetisch umschreibend hat er das getan! Erstlich hat er ein Stück Papier verbrannt, um die Flamme seiner Liebe zu veranschaulichen, die in seinem Herzen brannte. Dann hat er eine schwarz und weiße Feder vom Minare herabgeworfen — das besagt, daß er Tag und Nacht an sie denke und schon so leicht wie eine Feder vor Liebesgram gejammert habe.

Angesichts dieser poetischen Beleidigungen bemerkte der Richter, der den jungen Mann ruhig ausreden ließ, nur trocken, daß er alsdanns durch seine „Leichtigkeit" nun auf der Anklagebank sitze. Im übrigen stieß er ihn mit einer kleinen Geldstrafe laufen.

*

Ein grotesques Mißgeschick ereilte kürzlich in Prag einen Dieb, der mit drei Freunden in eine Likörfabrik eindringen wollte — offenbar, um sich gratis mit geistigen Getränken zu versehen. Als die tapferen Helden, der mutig durchs Fenster in die Fabrikationsträume eindrang, sprang so heftig von dem Fenster auf einen bedeckten Bottich, daß der Deckel nachgab. Der junge Mann fiel in einen schön präparierten Eierlikör. Bis zum Halse versank der erschrockene Uebeltäter und die Freunde draußen hörten nach einem großen Krach ein angstvolles Wimmern um Hilfe. Unter diesen verpfuschten Umständen war es aber der Bande seit unmöglich, ihre Spuren zu verbergen. Die Polizei folgte bald den auffallend vergoldeten Spuren des eierspaboten Jünglings und entwischte ihn. Sachen machen die Leute! Sachen . . . .

*

Vor drei Monaten heiratete in Los Angeles Professor Richard N. Archer, ein bekannter amerikanischer Sprachforscher und Historiker, die 18jährige Marobel. Die Verwandten, Freunde und Bekannten begrüßten das Ereignis als das Anfangen des langersehnten Glücks für das junge Paar. Sie waren entzückt, als schon vor einigen Tagen die junge Ehe wieder getrennt wurde.

Was war geschehen? Es war eine Hochzeitsreise nach Honolulu geplant, der romantischen Hauptstadt der Hawaii-Inseln, in der das junge Paar den Honigmond verleben sollte. Aber während Marobel von Strandkostümen, Gesellschaftskleidern und Cocktail-Gesellschaften träumte, war der junge Ehemann unbedingt der Ansicht, daß man vor dem Antritt dieser Reise die Sprache der Eingeborenen lernen und die Geschichte dieser Inselgruppe studieren müßte. Das erteilte der Gelehrte seiner unglücklichen jungen Frau Sprachunterricht, hielt Vorträge über die verschiedenen Dialekte und ihren Ursprung, führte sie zur Bibliothek, wo er ihr große Bücher über Geschichte vor die Nase setzte, und schließlich unterwarf er sie am Ende jeder Woche einem eingehenden Examen, um genau feststellen, welche wissenschaftlichen Fortschritte die junge Frau gemacht hatte.

Drei Monate lang ertrug Marobel schweigend diese tägliche Arbeitslast, dann aber war sie übergangt, daß sie doch nicht die richtigen Eigenschaften besaß, um die Frau eines Sprachforschers zu sein. Sie verzichtete auf den Traum von Honolulu, auf die schöne Seefahrt, auf den Professor Archer und reichte Scheidungsklage ein, die bei dem Richter volles Verständnis fand und zu ihren Gunsten entschieden wurde.

*

Die Drexel State Bank im Süden Chikagos wurde vor kurzem zum Schauplatz einer Szene, die selbst in Chikago Aufsehen erregte. Eine junge, elegante Frau, die man später als die 30jährige Mrs. Mary Schuch identifizierte, drang plötzlich in das Zimmer des Bankpräsidenten ein und legte ihm einen Zettel vor, auf dem zu lesen war: „Schreiben Sie einen Scheck über 5000 Dollar aus und verschaffen Sie mir das Geld, da ich sonst mit zwei Pfunden Nitroglyzerin das ganze Gebäude in die Luft sprengen werde." Drohend hielt die unheimliche Besucherin dem Chef die zwei Fläschchen unter die Nase. Der Präsident glaubte dem entschlossenen Gesichtsausdruck der jungen Dame entnehmen zu können, daß sie ihre Drohung ernst meinte. Er schrieb, um einen Katastrophe zu vermeiden, den Scheck aus, den er, stets bedacht vor der Banditin, vom Vizepräsidenten gegenzeichnen und vom Kassierer ausbezahlen ließ. Auf dem Wege zum Kassierer jedoch Gelegenheit, einem Diener ein Zeichen mit den Augen zu geben, der unauffällig einen Polizisten von der Straße holte. Mit ihren 5000 Dollar in der Tasche lief die Räuberin dem Beamten gerade wegs in die Hände. Man nahm ihr mit äußerster Vorsicht die beiden Flaschen ab, um dann die Feststellung zu machen, daß sie nur Wasser enthielten.

*

In Wiesbaden in Franken wurde vor einigen Tagen eine junge Frau aus dem Gefängnis entlassen. Doch bereits nach wenigen Schritten in der Freiheit bekam sie heftige Magenschmerzen und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Bei einer sofort vorgenommenen Operation wurde festgestellt, daß sich im Magen des Mädchens zwei eiserne Fensterhaken befanden, die es im Gefängnis verschluckt hatte. Trotz der gut verlaufenen Operation starb die Frau an einer mitverschluckten Nagelfeile, die man erst später entdeckte und die ihr schwere innerliche Verletzungen beigebracht hatte.

Xaver Xanten.

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele!

In einem großen Krankenhaus in Boston wurde zur allgemeinen Freude der kleinen Patienten in der Kinderabteilung eine große Zaubervorstellung abgehalten. Ein unbekannter Zauberer unterhielt seine aufmerksame Zuschauerschaft, die in ihren Betten kaum stillsitzen konnte, mit seinen aufregenden Kunststücken. Als zum Schluß noch ein weißes Kaninchen wie durch ein Wunder unter den Händen des sonderbaren Mannes verschwand, kannte die Begeisterung keine Grenzen. — Der Zauberer aber war wenig begeistert, denn er konnte trotz allem Hokuspokus sein weißes Kaninchen nicht wieder zum Vorschein bringen. Alles Suchen half nichts, das Kaninchen blieb weggezaubert. Erst als der Zauberer bereits nach Hause gegangen war, gab plötzlich der kleine achtjährige Bobby McConell unter seinen Kissen das Kaninchen hervor und zeigte es triumphierend den andern Kindern.

*

Ein Schönheiten der Hafenstadt und die Reize der verführerischen Chileninnen genügten nicht, uns lange in der Zivilisation festzuhalten. Nachts träumte ich von der Wildnis. Ich sah, wie die kleine Häuptlingstochter Bataqe trauerte. Braune, fehnige Hände klopften auf die Signaltrommeln der Garajas.

Fred sagte: „Ich gehe zurück!"

Vor uns lag ausgebreitet die große Karte Zentralbrasiliens. Unsere Finger tasteten den Eisenbahnlinien und Flußläufen nach. Wir sahen uns an.

Fred hob den Kopf: „Ich, Quatsch, einfach quer durch!"

Und zustimmend fegte ich die Karte vom Tisch. Wir standen auf. Die Wildnis hatte unsere Seele vergiftet.

Die Stadt ohne Regen

Unsere Kassen wiesen beträchtliche Löcher auf. Als Antofagasta ging es noch. Wir fuhren vornehm im Anden-Expreß. Dann nahmen wir uns für den Weitermarsch zwei Esel. Sie kannten mit uns ins Kaffeendickicht, warfen uns ab und trotteten gemütvoll zurück. Wir wanderten durch Fischerdörfer der Küste bis Tocopilla, wo wir vorübergehend eine Stellung annehmen mußten. Die Bucht liegt eingebettet zwischen himmelhohen, steilen und kahlen Felsbergen. In Tocopilla regnet es nie. Ein 75jähriger Greis erzählte es uns. Erhatte sein Lebtag noch keinen Regen wahrgenommen. Das Wasser, das man dort benutzt, wird aus dem Meer durch Destillation gewonnen. Die paar Villen der reichen englischen Ingenieure und der übrigen Europäer sind der einzige Luxus in Tocopilla. Sogar ein paar Blumengärten hatte man dorz angelegt. Sie werden mit dem kostbaren Wasser getränkt.

Es war unsere Aufgabe, die englische Kolonie zu bewachen. Wir waren zu sechzehn Nachtwächtern. Jede volle Stunde mußte durch einen Signalpfiff angegeben werden. Dies diente dazu, daß wir uns untereinander von dem Wohlbefinden jedes einzelnen überzeugen und den Engländern, die bis früh in den Morgen im langgestreckten Klubhaus Whisky tranken und sich auch sonst gehörig langweilten, beweisen konnten, daß wir wach und auf dem Posten waren. Bloß wußten die Engländer nicht von unserer Erfindung. Wir besahen nämlich Weckeruhren. Wer gerade Wache hatte, pfiff zweimal, und der andere konnte eine Stunde länger ausruhen von den Studien, die er tagsüber betrieben hatte. Es war eine gesruhsame Zeit. Sie wurde beendet durch einen bösen Zwischenfall. Beschromber, die wir bis zu ihrem Felsennest draußen vorm Ort verfolgten, lockten uns mit voller Absicht in ihre Höhlengegend, während ihre Komplizen zur selben Zeit ungestört eine Villa ausplünderten. Tags darauf entlief man uns und hielt uns die Hälfte des Lohnes ab . . . zur Schadenregulierung. Der Beruf eines Detektivs wird an den Fehlern erlernt, die man in der ersten Zeit begeht. Ich schwor mir, keinen Verbrecher mehr zu verfolgen — und doch . . .

(Fortsetzung folgt.)

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

5. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Schließlich lächelte Marina und seufzte.

„Es wird wieder sehr langweilig werden, heute abend!" sagte sie. „Mister Strachey erzählt mir, wie drollig seine Hunde sind, und er wird getränkt sein, wenn ich um zehn Uhr zu gähnen anfange!"

Jetzt warf sich Coloman Petsch plötzlich in den Sessel neben Marina. Und zum erstenmale war er nicht mehr der fühl überlegende Hochstapler, als der er dieses Hotel betreten. Zum ersten Male war er nichts, als ein heißblütiger, von dem Zauber eines jungen Weibes erfüllter, mit stürmischen Worten werbender junger Mensch.

„Marina!" sagte er. „Vielleicht sind wir nur wenige Minuten noch allein. Ein seltsamer Zufall hat es gefügt, daß sich unsere Wege noch einmal kreuzten, nachdem ich — damals in Venedig für Sie eintreten durfte. Sollte es . . . mehr als ein Zufall sein, daß ich Ihnen noch einmal begegnete?"

Marina schwieg. Ihr ganzer Körper schien den Worten des Mannes an ihrer Seite zu lauschen.

Ein Kellner kam und stellte Herrn von Hallersteins Whisky auf den Tisch nieder. Kleines der beiden achtete darauf.

Marina seufzte.

Und endlich antwortete sie.

„Ja, ich habe auch schon darüber nachgedacht, wie seltsam das Leben zuweilen spielt. Ich dachte zu träumen, als ich Sie bei meiner Ankunft — an der Seite meiner Mutter sitzen sah!"

Sie lächelte, die junge, blonde Marina Parsons. Sie lächelte Coloman Petsch an, dessen schwarze Augen dicht vor ihrem Gesicht funkelten.

„Erzählen Sie mir, Herr von Hallerstein! Berichten Sie mir, wie alles gekommen ist!"

Aber noch ehe Coloman etwas antworten konnte, fuhr Marina schon wieder auf, als käme ihr etwas Unliebsames ins Gedächtnis.

„Ach!" sagte sie und blickte geaualt. „Nun wird gleich Mister Strachey hier sein. Um neun Uhr will er in die Halle kommen!"

„Schade!" sagte Coloman und lächelte.

Und Marina sprang auf.

Ihr ganzer Körper atmete hastigen Entschluß.

„Wir werden — nicht mehr da sein, wenn Mister Strachey kommt!" lachte sie. „Sind Sie einverstanden, Herr von Hallerstein? Sie werden mir Berlin zeigen! Oh, eine feine Idee!"

Sie war wirklich noch ein ganzes Kind, die junge, stolze Erbin der Parsonsschen Millionen.

„Eine geradezu glänzende Idee!" rief Coloman Petsch.

Man lachte sich an. War ganz benommen von einer plötzlichen, heißen, uneingestandenen Erregung.

Ein Page wurde herangewinkt. Zwei Minuten später hatte man die leichten Mäntel um die Schultern.

Das Personal der Halle, der Empfangschef, der Portier machten dumme Gesichter.

Lachend, rasch, hastig beinahe, wie auf der Flucht schritten der Herr von Hallerstein und Miß Marina dem Ausgang zu. —

Erst als man, ganz dicht Seite an Seite, in einem Mietsauto saß, kam etwas wie ein Ringen in die Hände. Man nahm ihr mit äußerster Vorsicht die beiden Flaschen ab, um dann die Feststellung zu machen, daß sie nur Wasser enthielten.

*

In Wiesbaden in Franken wurde vor einigen Tagen eine junge Frau aus dem Gefängnis entlassen. Doch bereits nach wenigen Schritten in der Freiheit bekam sie heftige Magenschmerzen und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Bei einer sofort vorgenommenen Operation wurde festgestellt, daß sich im Magen des Mädchens zwei eiserne Fensterhaken befanden, die es im Gefängnis verschluckt hatte. Trotz der gut verlaufenen Operation starb die Frau an einer mitverschluckten Nagelfeile, die man erst später entdeckte und die ihr schwere innerliche Verletzungen beigebracht hatte.

Xaver Xanten.

müsse er hohnlachend alle diese Bedenken abstreifen und dürfe nichts tun, als nur dieser Stunde leben, hemmungslos, ohne nachzudenken, ohne zu fragen, was daraus werden solle . . .

Vor irgendeiner Bar ließ er halten.

Er kannte das Lokal, kannte die Mädchen darin und die Mädchen ihn.

„Wir werden tanzen!" sagte Marina, während man ihr den Mantel abnahm. „Fein!"

Und Coloman lachte strahlend. „Ja, wir werden tanzen!"

Aber es wurde mehr als ein Tanz.

Es ward ein augenblickliches Verschmelzen zweier Körper, ein Ineinanderfließen, ein betörender Rausch.

Coloman streifte mit den Lippen die blonden Stirnlöckchen, die dicht vor seinem Gesicht flimmerten. „Sie sind die schönste Frau Berlins, Marina!"

Das Mädchen antwortete nicht.

Als der Tanz zu Ende war, stand in ihrem ein wenig erhitzten Gesichtchen eine seltsame Veränderung zu lesen.

So hatte sie noch nie getanzt, die schöne, kühle, ihre amerikanischen Anbeter tyrannisierende Marina Parsons. Sie trank, während man sich in einer Nische auf schmeichelnde Polster fallen ließ, mit Hast und Begierde einen ganzen Kelch des teuren Schaumweins aus, den Coloman bestellt hatte.

Und dann rief wieder die Musik. Man lag wieder Brust an Brust in einem alles vergessenden Taumel.

„Ich habe Sie vom ersten Augenblick an geliebt!" flüsterte Coloman in Marinas Ohr.

Es war nicht einmal gelogen, was er sagte!

Marina schwieg. Sie tanzte mit geschlossenen Augen und dachte an ihre Tränen, die sie ihrer Freundin Edna damals an jenem Tage in Venedig vergeweint.

Ja, dies war der schönste Abend ihrer Europareise. Beinahe der herrlichste Abend, dessen sie sich überhaupt entsann.

Coloman Petsch aber fiel es mitten in einem wilden Tango ein, daß er nur fünfzig Mark an Barschaft habe. Einen Augenblick lang kochte ein heißer Zorn auf den geizigen Onkel in ihm auf. Dann aber zwang er sich zum Nachdenken.

Es gab Auswege genug aus dieser Situation, für einen so findigen Hecht, wie Colomann Petsch es war.

Er hatte Kredit hier in diesem Lokal. Aber — es wäre immerhin peinlich gewesen, wenn Marina irgendwie aufmerksam geworden wäre.

Also etwas anderes!

Etwas ganz anderes! — Coloman Petsch fühlte eine heiße Welle über sich hinfluten. Er preßte den schmalen Körper Marinos wie besitzergreifend an sich. Und er spürte nichts von Gegenwehr.

In einer der nächsten Tanzpausen ging er ans Telephon und rief eine ihm bekannte Garage an. Bei dieser pflegte er als „Herrenfahrer" seine Autos zu mieten. Er war als prompter Zahler daselbst bekannt, denn Demeter Stoikow „tate Wert darauf, daß man in kleinen Nebensachen Ehrenmann sein müsse. Allerdings kannte man Coloman nur unter dem Namen eines Doktor Haller aus München. Aber das schadete nichts.

Ein telephonischer Anruf genügte.

„Gewiß, Herr Doktor! Den kleinen, schwarzen Mercedes, wie gewöhnlich. Wir bringen den Wagen vor die Türe! Sidderbar! Gern! Wie bitte? Wegen der Bezahlung? Es ist recht, Herr Doktor kommen dann morgen vorbei! Gute Fahrt!"

Coloman Petsch hing den Hörer wieder ein. Er setzte sich zu Marina, deren Augen ihn fragend noch von seinem Gesicht ließen.

Man trank eine zweite Flasche Sekt.

Coloman Petsch legte mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der einen Pack Tausendmarkscheine in der Tasche hat, vierzig Mark auf den Tisch, als man ihm diskret meldete, der Wagen des Herrn Doktor sei gebracht worden.

„Danke!"

Man erhob sich.

Marina hing sich zärtlich in ihres schlanken Tänzers Arm, während man das Lokal verließ.

Sie hörte mit strahlenden Blicken Coloman zu, als dieser ihr einen kecken Plan entwickelte, noch jetzt in der Nacht „irgendwohin" hinaus fahren zu wollen „in die Natur".

Es drehte sich so herrliche, träumende Seen in der Umgebung. Und stille Schlösser. Und Tanz unter blühenden Bäumen . . .

„Wie reizend!" flüsterte Marina.

In ihrem heißen Köpfchen flimmerte es und drehte sich ein buntes Rad, das farbige Funken zu sprühen schien.

Sie setzte sich ohne das mindeste Zögern neben ihren Kavalier.

Man fuhr los.

Coloman Petsch fuhr wie der Teufel. Er wand sich mit seinem geliehenen Fahrzeug durch alle Fährnisse des nächtlichen Verkehrs. Gewann rasch eine der großen Ausfallstraßen, auf denen er den Wagen rasen lassen konnte, was dessen Pferdekräfte hergaben.

Marina war das gewohnt.

Sie lehnte auch im Hundertkilometertempo beseligt an des Fahrers Schulter, als säße man in einem behaglichen Sessel irgendwo beim Tee.

„Der Mond kommt herauf!" flüsterte sie einmal, wobei sie mit der Linken den Oberarm Colomans umfaunte.

Da mähzigte er zum erstenmal das Tempo des Wagens.

Ein kleines Kiefernwäldchen dämmerte nahe an der Straße. Und es blinkte tatsächlich, wie bestellt, auch die blanke Fläche eines kleinen Gewässers daneben.

Man fuhr ganz langsam, hielt schließlich an.

„Wie wohltuend ist dieser Gegensatz!" sagte Marina. „Nach dem bunten Lärm der Bar dieser heilige Frieden!"

Sie sagte das sehr hübsch. Vielleicht war sie auch ein wenig stolz darauf. Coloman Petsch aber schlug plötzlich den Arm um das Mädchen und preßte seinen Mund heftig auf Marinas Lippen.

Sie küßten sich.

Es ward ein langer, heißer Kuß. Marina wehrte dem Manne nicht. Sie lag in den Polstern des Wagens und fühlte eine nie gekannte Seligkeit in sich. Groß und hell lachte der Mond über dem schwarzen Wäldchen. Auf der hellen Fläche des Wassers spielte der Nachtwind mit Hunderttausenden von Silberstückchen.

„Wir wollen . . . ein wenig gehen!" sagte Marina endlich.

Coloman steuerte gehorsam den Wagen an die Straßenseite, und man stieg aus.

Arm in Arm gingen die beiden Liebesleute auf den kleinen See zu.

Der Mond war hell, daß man sogar die Ziffern auf der kleinen Uhr erkennen konnte, die Marina an ihrem nackten Unterarm trug.

Es war zehn Minuten nach Mitternacht.

Marina stieß einen kleinen Schrei der Ueberraschung aus.

„Wie? So spät schon?"

Die Zeit war ihr verflogen wie noch nie.

Coloman lächelte. „Laß' die dumme Uhr, Liebling! Wir wollen uns diese schönen Stunden nicht kürzen lassen!"

Nein! Gewiß nicht. Auch Marina mochte das nicht. Sie schmiegte sich an den innren Mann. Man stand dicht am Wasser, das kleine Wellchen plätschernd ans Ufer schickte.

Wie oft habe ich schon am nächtlichen Meer gestanden und doch nie gemerkt, wie schön es ist! dachte Marina, ganz benommen und verwirrt.

Und plötzlich dachte Arme um Colomans Nacken schlingend, flüsterte sie ihm voll heißer Zärtlichkeit ins Ohr:

„Du! Liebster! Durch dich erst sehe ich, wie schön die Welt sein kann!"

Coloman streichelte über den blonden Kopf des Mädchens. Man stand in enger Umschlingung, war blind und taub gegen alles, was rundum vorging.

Man achtete auch nicht auf zwei dunkle Gestalten, die drüben auf der Fahrstraße sich plötzlich dem dort haltenden Automobil näherten. Erst, als mit einem Male der Motor aufheulte, wurde Coloman wach aus dem Rausch seiner Zärtlichkeit.

Aber da war es zu spät.

Der Wagen fuhr schon an. Jagte nach dreißig Metern bereits in einem wahren Höllentempo dahin. Er war verschwunden, ehe eine halbe Minute verstrichen war.

Coloman Petsch stand eine Weile wie versteint.

Auch Marina war blaß und erschrocken.

„Ihr Wagen, Herr von Hallerstein!" klagte sie voll Teilnahme. Und dann, aufbrausend: „Mein Gott! Wie komme ich nun heim? Was wird Mama sagen?"

Da lachte Coloman Petsch.

Er belachte den Vorfall wie einen gelungenen Witz.

Es war zum ersten Male, daß ihm — ein anderer Gauner übertrumpft hatte.

Coloman Petsch verstand Spaß. Er war großzügig, wie die meisten Leute seines Zeichens.

„Keine Aufregung, Liebling!" sagte er gelassen zu Marina. „Die Kerle kommen nicht weit. Die meisten gestohlenen Wagen werden rasch wieder ermittelt. Ueberdies bin ich versichert. Und was dich anbelangt, so

Die Stadt der Todeskandidaten

Ein deutscher Arzt schuf Brasiliens Lepra-Kolonie. — Richter, Aerzte und Polizisten sind Leidensgefährten

Unter der Leitung eines deutschen Arztes, des bekannten Pathologen Professor Bingeler, ist in Pyrolliten in der Nähe von Sao Paulo eine „Stadt der Lepraktanken" gegründet worden, um den in diesen Breitengraden noch immer zahlreichen Opfern des furchtbaren Aussatzes eine Heimat zu geben und zugleich die Mitwelt vor der Ansteckungsgefahr zu schützen.

Es ist keine Leprakolonie im üblichen Sinne, kein düsterer Verbannungsort, wie zahlreiche andere derartigen Siedlungen. Es ist eine kleine Stadt, die zwar hermetisch von der Außenwelt abgeriegelt ist, in deren Mauern es sich jedoch recht bequem leben läßt. Da gibt es Kinos, Kaffeehäuser, Restaurants und Läden, da findet man ein kleines Theater, das sogar gelegentlich Opern aufführt, mehrere Sportplätze, auf denen Fußball-Meisterschaftskämpfe, Tennisturniere und sonstige Wettkämpfe ausgetragen werden. An der Spitze steht ein dem Bürgermeister, der zugleich der Standesbeamte ist, seines Amtes waltet, und selbst eine Zeitung, die ausschließlich im Orte selbst zum Verkauf gelangt, müssen die Einwohner der Leprastadt — es mögen etwa 13 000 sein — nicht entbehren.

Hier sind alle Menschen Schicksalsgefährten. Die Maschinenschreiberin im Kino, der Schiedsrichter, der das Fußballspiel leitet, der Tenor, der in „Carmen" den Don José singt, das kleine Freudenmädchen, das Hausmädchen bei der Kellner, der die Gäste des Kaffeehauses bedient. Ja, auch der Bürgermeister ist ein Opfer der Infektionskrankheit, wie auch ein Teil der medizinischen Lehrermannschaft innerhalb der Leprastadt erkrankt sind. Die Krankheit zieht sich bekanntlich über viele Jahre, oft über 8—10 und noch länger, ehe sie zum vollständigen Verfall und tödlichen Ausgang. So können jene Aussätzigen, bei denen die Lepra noch nicht weit vorgeschritten ist, ihrem Beruf nachgehen. Auf diese Weise wurde die Gründung dieses eigenartigen Gemeinwesens möglich, in dem sämtliche Funktionen, von den Beamtenstellen bis zu den Handwerkern und Kaufleuten von Leprosen ausgeübt werden.

Man glaubt, daß diese Stadt eine recht traurige Siedlung sein müsse. Um so überraschter ist man über das muntere Leben, das hier herrscht. Die armen Menschen haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden und pertilgen, dem Dasein mit zährender Tapferkeit die schönsten Seiten abzugewinnen. Man veranstaltet Volksfeste, Maskeraden und Tanzabende, viele Patienten, die sich im Anfangsstadium der Krankheit befinden, dürfen sogar heiraten; ihre Kinder nimmt man ihnen freilich sofort nach der Geburt weg, damit sie von den aussatzen Eltern nicht angesteckt bleiben. Die Polizisten, die für Ordnung sorgen und den Verkehr regeln, sind ebenso leprakrank wie die Richter, die in einem eigenen Gericht das Sagen tragen, daß die Gesetze nicht verletzt werden. Man legt hier freilich angesichts der Tatsache, daß die Mehrzahl der Einwohnerschaft sich aus Todeskandidaten zusammensetzt, nicht so strenge Maßstäbe an. Wenn die Tanzabende ihre Wetten erklingen läßt, dann sind Not und Tod vergessen. Man tanzt mit Leidenschaft, man schmückt sich schmuck und läßt sich vom Friseur verschönen, und wären die Tore der Stadt nicht von Wächtern der Staatlichen Gesundheitsbehörde streng bewacht, käme gar niemand auf den Gedanken, daß sich hier eine Stätte tiefsten menschlichen Elends befindet.

Herdfeger besser denn je

gehen wir zum nächsten Dorfe und telephonieren!"

„Ja! Das wollen wir!" sagte Marina.

Irgendwo, weit drüben, ragten Dächer niedrig aus der hellen Nacht. Ein paar spärliche Lichter waren dort sichtbar.

Man ging Arm in Arm darauf zu.

Marina lehnte im Gehen immer wieder den Kopf an Colomans Schulter. „Ich bin an allem schuld!" klagte sie. „Ich war es, die den törichten Einfall hatte, aussteigen zu wollen!"

Und noch einer Weile:

„Bist du mir sehr böse, Lieber?"

Coloman riß die schlanke Gestalt an seiner Seite wieder an sich. „Sprich nicht so, Dummchen! Ich habe dich lieb!"

„Aber du sagst mir gar nicht, daß . . . daß . . ." fing Marina da zu stammeln an.

„Was soll ich dir noch sagen, Marina?"

„Daß . . . du . . . ach, ich weiß gar nicht, wie ich das sagen soll!"

Man stand eng umschlungen und küßte sich. Die beiden Körper schmiegten sich in heißer Nähe aneinander.

Bis das Mädchen plötzlich, halb schluchzend, halb lachend zu sprechen anfing:

„Du sollst mir sagen, daß ich dir nicht nur ein Spielzeug für diesen Abend bin! Du mußt mir verraten, daß du mich immer lieb haben willst. Daß du . . . bei mir bleiben . . ., und mich heiraten willst!"

Coloman, um dessen Nacken die Arme Marinas in enger Umschlingung lagen, stutzte und horchte auf.

Amerika, dachte er. Ja, diese kleine war eine ganz echte Amerikanerin trotz ihrer deutschen Mutter.

Aber er fand sich rasch zurecht. Er nahm Marinas Gesicht zwischen beide Hände. Die Augen des Mädchens, die an ihm hingen, waren jetzt ganz dunkel in dem ungewissen Licht der Mondnacht.

„Aber sagst du mir nur ein Spielzeug sein sollst!" fragte er, und seine Stimme wurde tief vor Zärtlichkeit. „Ich habe dich lieb, Marina! Lieber als alles auf der Welt! Und wenn du mir deine Hand anvertrauen willst für das ganze Leben . . ."

Er schwieg plötzlich.

Er mußte nicht, wie es kam, aber er mußte mit einem Male an seinen Onkel Demeter Stojkow denken. Greifbar deutlich war ihm der Alte plötzlich vor Augen. Als seien die verkniffenen Augen des alten Spötters bohnvoll fragend auf den Neffen gerichtet.

Er lachte, der alte Gauner Demeter Stojkow. Schüttelte sich vor Lachen über den gefühlvollen Neffen, der es fertig brachte, einer goldenen Gans aus Amerika alten Ernies einen — Heiratsantrag zu machen, anstatt, wie es vorgesehen war, die „Schwiegermutter" um einen fetten Betrag zu erleichtern.

Ueber Coloman Petsch kam es wie eine Ernüchterung.

Er hatte einen Fluch unausgesprochen auf den Lippen.

In verteufelt verfahren war die Karre plötzlich.

Was Mistreß Edith wohl dazu sagen würde, daß er — mit ihrer Tochter in süßer Zweisamkeit nächtlicherweile spazieren fuhr?

Ob sie noch immer so freigebig war, dem Herrn von Hallerstein den versprochenen Scheck herauszuschreiben?

Coloman Petsch wurde es heiß. Er dachte an Demeter Stojkow, der jetzt wohl in der Kistriner Straße unweit des Telephonpavillons saß und auf einen Anruf des Neffen wartete. Auf die Meldung, daß alles geordnet sei und man morgen irgendwo an einem Bankschalter das Geld holen könne.

Ja, es hatte sich was mit dem Geldholen!

„Wir wollen jetzt telephonieren gehen!" sagte Coloman Petsch plötzlich. Und so jählings vor dieser Umschwung, daß Marina wie aus einem Traum erwachend auffuhr.

„Na!" sagte sie jedoch gehorsam. „Mama könnte sich ängstigen! Ich will ihr auch gleich am Telephon sagen . . ."

Marina vollendete nicht. Sie legte nur den Kopf an des Mannes Schulter und schloß die Augen.

„Ich meine", sagte Coloman und seufzte beinahe ungeduldig, „ich denke, wir wollen darüber nicht gleich am Telephon sprechen!"

„Nicht? Warum nicht!" fragte Marina, zu Coloman aufblickend. „Ich bin so glücklich!"

Coloman lächelte. Aber es war mehr eine Grimasse, als ein Lächeln. „Geduld, mein Liebling!" sagte er und drückte Marinas Hand.

Dann ging man weiter, auf die näher gerückten Häuser zu. Es war ein in tiefem Schlaf liegendes Dorf, daß man nach dreißig Minuten erreichte.

Nur im Dorfkrug war noch Licht. Ob man telephonieren könne, fragte Coloman. Die schläfrige Wirtin blickte erstaunt. Ja, gewiß! Aber erst morgen früh um acht Uhr wieder. Vorher nicht. Die Poststelle habe keinen Nachtdienst.

Diesmal blieb der Fluch auf Colomans Lippen nicht unausgesprochen. Und Marina seufzte erschrocken: „Was sollen wir tun?"

„Gibt es kein Auto in dem Dorf?" fragte Coloman, der jetzt Schweißtropfen auf der Stirne hatte.

„Nein!" antwortete die Wirtsfrau. „Nur unser Fritze hat ein Motorrad. Aber der ist nicht zu Hause!"

„Da sind wir ja richtig am Ende der Welt!" stöhnte Coloman Petsch. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und verlangte einen Schnaps.

Marina aber lachte. Sie schien sich rasch in die neue Lage zu finden, ja sogar Spaß daran zu bekommen. „Ach, so schlimm ist das doch gar nicht. Es wird doch wohl zwei Zimmer für uns geben in diesem Hause?"

Aber die Wirtin schüttelte lächelnd den Kopf. „Fremdenzimmer haben wir keine!" antwortete sie, während sie dem Herrn von Hallerstein den gewünschten Schnaps eingoß. „Aber früh um halb vier fährt Nachbar Kunze schon mit seinem Milchwagen zur Bahn!"

„Schon?!" Coloman Petsch lachte laut und lange. „Aber das ist ja ausgezeichnet! Ganz ausgezeichnet!"

Und dann begann er, ohne Marina anzuschauen, plötzlich in tiefem Nachdenken vor sich hinzustarren. Er war ganz geistesabwesend, sah auch kaum auf, als Marina sich neben ihn setzte und schüchtern nach seiner Hand griff.

Du hast Scherben gemacht, Coloman Petsch! sprach eine Stimme in ihm. Es schien die Stimme Demeter Stojkows zu sein.

Mister Strachey bedankt sich

Es war drei Uhr in der Nacht, und in den Hotelzimmern von Mistreß Edith Parsons war das Licht noch nicht erloschen. Sie selbst hatte sich, noch immer in der Robe, mit der sie im Theater gewesen, soeben auf eine Chaiselongue ihres „Salons" niedergelegt, des Stehens und zwecklosen Umherlaufens müde. Sie war erschöpft, gänzlich ermattet, völlig aufgelöst!

„Dies ist die schrecklichste Nacht meines Lebens!" klagte sie, ein zerknülltes Taschentuch auf die Augen pressend. „Ich muß einen Arzt rufen lassen! Mein Herz, Wilmot, mein Herz . . .!"

Der Sekretär hatte einen schweren Stand. Aber er besaß bei aller Geschmeidigkeit doch ein gut Teil angelsächsischen Phlegmas und zeigte sich der Lage gewachsen.

„Es ist kein Grund zu übertriebener Aufregung, Mistreß Parsons!" sagte er. „In Berlin ist drei Uhr nachts noch lange keine späte Stunde. Und wenn ich das Verhalten dieses Herrn von Hallerstein auch unverzeihlich finde, so wird meines Erachtens die ganze Sache doch eine höchst einfache Aufklärung bekommen, indem Miß Marina vermutlich mit dem Herrn irgendein Vergnügungslokal besucht hat!"

Der Herr von Hallerstein!

Mit welcher Gelassenheit der Sekretär diesen Namen nannte! Er konnte ja nicht ahnen, daß sich jedesmal bei der Erwähnung dieses Herrn in Edith Parsons' Herz etwas zusammenzog wie ein schmerzhafter Krampf. Ganze Bäche bonn kalter Enttäuschung waren über sie hinweggeströmt, Fluten von Bitterkeit und grimmiger Eifersucht, als sie bei der Heimkehr vom Theater erfahren hatte, was sich zugetragen.

Ja, sie war verschmäht, genasführt, betrogen von diesem jungen Laffen, der es verstanden hatte, sich in ihr Herz zu schleichen und sich nun kein Gewissen daraus machte auch noch der Tochter den Kopf zu verdrehen!

„Gehen Sie mir noch einmal von dem Baldrian, Wilmot!" befahl Mistreß Edith als einzige Antwort auf des Sekretärs tröstende Worte. „Mein Herz wird immer unruhiger. Es ist schon beinahe beängstigend. — Was macht Mister Strachen? Ist er jetzt zu Bett gegangen?"

Wilmot lief, das Fläschchen mit dem Baldrian zu holen. Es war ihm lieb, nicht gleich Rede und Antwort stehen zu müssen.

Denn was er von Mister Strachen zu melden hatte, war nicht geeignet, Frau Edith ruhiger zu stimmen.

Als man vom Theater gekommen war, hatte der junge Amerikaner in einem Sessel der Halle gesessen, in demselben, in dem er Platz genommen, als er Punkt neun von seinem Zimmer herabgekommen war, um verabredetermaßen Marina zu treffen. Und Mister Strachens Gesicht war wie von Stein gewesen. Als sei der gute Junge plötzlich alt und weise geworden, gezeichnet von den ersten bitteren Erfahrung seines jungen Lebens.

Jetzt aber — Mister Wilmot wußte es durch eigene Beobachtung — war Austen Strachen dabei, seine Koffer zu packen. Er hatte es Wilmot mit dürren Worten gesagt. Hatte erklärt, daß er „genug habe", daß er sich bedanke, daß er in dieser Nacht noch abführe. Zurück nach Philadelphia, wo man sicher daran interessiert sei zu erfahren, auf welch zweifelhafte Weise Mrs Marina Parsons sich während ihrer Europareise belustige.

Der kluge Herr Wilmot wußte nur zu genau, daß es dem enttäuschten Freier durchaus ernst sei mit seinen Worten und mit seinen drohenden Anspielungen.

Er hatte in einer halbstündigen Unterredung dem Mister Strachey klar zu machen gesucht, daß das Ganze doch nur eine Lappalie sei, eine kindliche Laune des jungen Mädchens, und daß Mistreß Parsons sicherlich der jungen Dame energisch den Kopf zurecht stutzen werde.

Aber es war fehlgam:

Als sei dem Mister Strachen plötzlich der Star gestochen worden. Als habe er plötzlich eine geradezu erstaunliche Klarheit in seinem Urteil gewonnen. Er war nicht mehr der verliebte Jüngling, der er noch tags zuvor gewesen. Er war mit einem Male ein schnoddriger, kalter Yankee, der geneigt war, mit einer eindeutigen Handbewegung alle Welt einzuladen, ihm gefälligst den Rücken entlang zu spazieren.

Mister Wilmot sah ein, daß dieser Fall ziemlich hoffnungslos war.

Und auf die nunmehrige Frage seiner Herrin hatte er als Antwort nur ein diplomatisches Achselzucken. Er träufelte gewissenhaft zwanzig Tropfen Baldrian auf ein Würfelchen Zucker und reichte es Mistreß Parsons.

„Herr Strachey ist natürlich aufgeregt!" sagte er endlich. „Aber Sie werden mit ihm reden!"

„Gewiß werde ich mit ihm reden!" seufzte Frau Edith. „Wieviel Uhr ist es jetzt?"

Es ging auf halb vier.

„Ich werde . . . ein bequemeres Kleid anziehen, Wilmot!" sächzte die Dame Parsons. „Die Heimkehr meiner Tochter muß doch nun jede Minute zu erwarten sein, nicht wahr?"

„Jede Minute!" nickte der kluge Sekretär, ohne mit einer Wimper zu zucken.

Aber es wurde vier Uhr und es wurde fünf, ohne daß Marina auch nur ein Lebenszeichen gab.

Frau Edith Parsons war jetzt außer sich. Sie zog mit dem allmählich vor Uebermüdung erbleichenden Mister Wilmot hinab in die Halle und nahm sich einen der diensttuenden Herren des Hotelpersonals vor.

Was man tun könne in einem solchen Falle, wollte sie wissen.

Der Empfangschef vom Nachtdienst hob die glatten Schultern. Tja, da war natürlich schwer etwas zu sagen. Ob das Fräulein Tochter denn sonst immer früh zu Bett ginge? Ob es noch nie vorgekommen sei, daß sie mal auf einem Balle sich verspätet habe? Denn dafür gäbe es natürlich in Berlin tausend Möglichkeiten, und ein Grund zu unnötiger Sorge sich kaum vorhanden, zumal Mistreß Edith Parsons ja der Herr bekannt sei, unter dessen Schutz ihre Tochter sich befinde.

Da wurde Mistreß Parsons sehr nachdenklich.

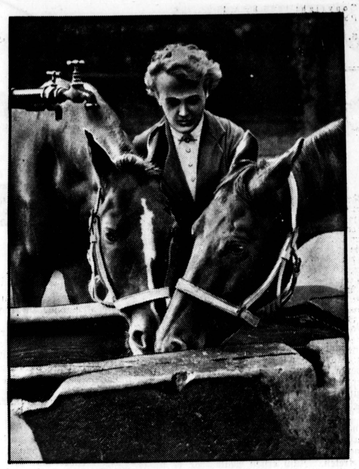
Freilich, dieser Herr von Hallerstein war ihr bekannt. Sehr gut bekannt sogar.

Aber . . ., wenn sie genauer nachdachte, was eigentlich wußte sie von diesem galanten, eleganten, aalglatten Kavalier, außer dem Namen und seiner angeblichen Geburtsstadt Wien?

„Gehen Sie mir einmal das Telephonadreßbuch!" verlangte Mistreß Parsons plötzlich, ohne auf ihres Sekretärs erstauntes Gesicht zu achten.

Sie hielt den umfangreichen Band bald in den ringaltzernden Händen. Sie blätterte eigenhändig Seite auf Seite um.

Sie suchte mit zitternden Zeigefinger Spalte um Spalte ab.



Das nennt man Freundschaft

(Zander-K.)

Aber es gab keinen Teilnehmer in Berlin, Vororte-Teilnehmer, der den Namen Erich von Hallerstein führte.

Frau Parsons wollte es nicht glauben. Sie schob das Buch Mister Wilmot hin. Sie befahl ihm, selbst einmal nachzusehen. Und der Privatsekretär tat es mit dem gleichen Mißerfolg.

„Dann bitte einmal das Adreßbuch!" hauchte Mistreß Parsons.

„Welchen Buchstaben bitte?" kam die eifrige Rückfrage.

„Den Buchstaben H!" Die Stimme Mistreß Parsons war kaum noch hörbar.

Und in dem diebhaubigen Buche, das ihr jetzt gereicht wurde, stand ebenfalls kein Mensch, der Erich von Hallerstein geheißen hätte.

Mister Wilmot sah seine Herrin besorgt an. Es schien auch einiger Grund zur Besorgnis vorhanden, denn das Gesicht Frau Ediths war wachsbleich. Sie sah aus wie eine Dame von fünfzig Jahren. Sie hatte zwei steile Falten auf den Wangen, und ihre Mundwinkel bogen sich scharf nach abwärts.

„Es muß etwas geschehen, Mister Wilmot!" sagte sie endlich, während sie langsam in einen Sessel sank.

Der Sekretär sann einige Sekunden nach. „Ob wir nicht vielleicht doch noch eine halbe Stunde warten wollen?" schlug er endlich vor.

Frau Edith aber antwortete nichts mehr. Sie blickte plötzlich nach hinten, wo am Ende des Vestibüls die teppichbelegten Treppen zu den Stockwerken hinauf führten. Sie hatte den Mund ein wenig geöffnet und keuchte nach Atem.

Denn die Treppen herab kam, mit der Rechten seine beiden Hündchen an einer Leine führend, in der Linken einen kleinen, flachen Aktenkoffer, Mister Austen Strachen.

Er hatte trotz des frühen Morgens eine Zigarette im Mund und schien, gelassene Heiterkeit zur Schau tragend, recht guter Dinge zu sein. Gemächlich kam er näher, fragte ruhig, ob seine Koffer bereits zur Bahn gebracht seien, und nahm aus den Händen eines jungen Hotelsekretärs seine letzte Rechnung entgegen.

Frau Edith aber schnellte in die Höhe.

„Sie wollen — abreisen, Mister Strachey?" Ihr Atem war knapp. „Sie wollen zu einer Stunde abreisen, in der ich in größter Sorge um meine Tochter bin? Es muß Marina etwas zugestoßen sein, anders kann ich mir das nicht erklären, Mister Strachey!"

Aber da geschah etwas, was niemand im Kreise erwartet hätte.

Austen Strachen lächelte. Er lächelte in der Tat, ein dünnes, kühles, abweisendes Lächeln. Und was er dann sagte, war nicht dazu angetan, der armen Mutter Parsons irgendwelchen Trost zu spenden.

„Sie werden zugeben, daß dies einzig und allein Ihre Sache ist!" sagte nämlich der Mister Austen Strachen aus Philadelphia. Und damit legte er einen Geldschein auf das Zahlbrett des Hotelbüros, nickte leichthin dem Mister Wilmot zu, zerrte befehlend an der Leine seiner Pekinghündchen — und schritt zum Portal hinaus, dessen Drehtür ein etwas übermächtig auslebender Page diensteifrig in Bewegung setzte.

Man hörte noch das Klappen einer Autotür, dann wie ein Wagen anfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Deutscher Haushalt im Busch

Hausfrauensorgen unter afrikanischer Sonne — Als weiße Frau unter hellhäutigen Negern — Ein Erlebnisbericht von Gisela Pfeiffer

Mein Wohnsitz, der mir 16 Monate lang zur Heimat werden sollte, war das kleine Dorf Lompta, tausend Kilometer von der Küste entfernt, auf dem Hochland von Ngaundere. Dort hat sich der greise Bobo Haram zur Ruhe gesetzt, der Herrscher der Bororo-Fulbe, eines nomadisierenden Rinderhirtenvolks. Die Bororo-Fulbe sind keine dunkelhäutigen Neger, sondern ein hellhäutiges, sehr rassefrohes Volk, das vor vielen tausend Jahren, von Asien kommend, in Afrika einwanderte. Boben Haram nahm uns sehr freundlich auf und schlachtete sogar ein großes Kalb als Willkommenszeug. Er löste die etwas schwierige Wohnungsfrage auf eine sehr einfache Art und Weise: einer seiner sechs Schwiegerväter wurde ausgemietet, und wir erhielten dessen Gehöft. Na, man kann es so benennen. Es war ein Matsfeld, umgeben von einer hohen Mattenwand. Kleine Pfade schlängelten sich zwischen den übermannshohen Stauden hindurch, die zu freien Plätzen führten, auf denen runde Hütten mit spitzen Strohdächern standen. Es war ein wahrer Irrgarten, dessen kompliszierte Anlagen wir erst enträtselten, als der Mais abgeerntet war und man einen Ueberblick über das Ganze gewinnen konnte.

Die beste Hütte mit Lehmmauern und mit Strohdach, die einigermaßen wasserdicht auszusah, erwählte ich zum Schlafzimmer. Mein neues Heim war geradezu luxuriös. Es hatte etwa drei Meter Durchmesser, die Lehmwand war mannshoch, das nagelneue Dach in tadellosem Zustand, und am Eingang erhob sich sogar eine spanische Wand aus Lehm, die Unbefugten den Einblick in mein Reich verwehrten. Diese Wand hatte leider den großen Nachteil, daß sie das Licht wegnahm und infolgedessen das Innere der Hütte stockdunkel war. In der hintersten Ecke ließ ich das Bett mit dem Moskitonetz aufstellen. Als Bettvorleger diente eine Grasmatte und ein kleiner Hocker als Tischchen für die Lampe. Die Blechkoffer mit dem Drum und Dran, auf das man in als zivilisierter Mensch nicht ganz verzichten kann, wurden an der Wand entlang auf die Erde gestellt. An Nageln und Wäscheleinen, die wir von den Bambusstäben des Daches aus spannten — Binsfaden und Draht gibt es im Busch nicht — bewuchsen Kleider und Mäntel. Während des Tages hielt ich mich in einer Hütte auf, die als Eß-, Wohn- und Arbeitsraum diente. Sie hatte statt der Lehmwand eine Mattenwand, durch die verhältnismäßig viel Tageslicht eindrang — leider auch Regen. Auch das Dach war nicht ganz dicht.

Großreinemachen mit Palmwedel und Gras

Die Boys, der Koch und der „small boy", der kleine Junge, sein Gehilfe, waren unweit der Küche in der „Küsgloche" einquartiert, einer Hütte, die wirklich so aussah und die nur aus Gras und Zweigen geflochten war. Von den sanitären Einrichtungen schweige ich — die Küche war ein Palast dagegen. Der Koch war verantwortlich für alles. Zu seiner Hilfe hatte er den etwa 16jährigen „small boy"; zum Wasserholen und für die schwere Arbeit, die Baumstämme und das Brennholz aus dem Busch zu schleppen, stand mir noch ein Mann zur Verfügung, ein wahrer Riese namens Garba, der früher als Träger bei der deutschen Schutztruppe gedient hatte. Der Koch hatte ein „Gipsi" mit einem Negermädchen angefangen, die in ihren Gehört allerlei Kräuter zog und meine Gemüselieferantin war. Die zarten Bande hatten den großen Nachteil, daß der Hühnchen unter dem Bonnande. Spinat zu holen, halbe Tage lang verschwunden war. Da half dann Garba aus. Aber man darf nicht glauben, daß er etwa ein hundertprozentiger Engel war, auch er hatte seine Schwächen. Manchmal war das Wasser, das er aus der Quelle holen sollte, ganz gelb und schmutzig oder voll grasgrünem, übelriechendem Schlamm. Dann war er zu faul gewesen, bis zu der Quelle zu gehen und hatte das Wasser aus dem Fluß geholt oder, was viel schlimmer war, aus dem Morast unterhalb des Dorfes.

Das waren so die Hausfrauensorgen des Alltags. Dazu gehörten übrigens auch noch Besuche durch die Dorfköter, die uns mehr als einmal das Essen vom Herd wegfraßen, wie der Koch bei seinem Gemüsemädchen war, Garba Wasser holte und der „small boy", der von beiden zum Aufpassen angestellt war, am belichten Tage in der „Küsgloche" lag und schnarchte. Trotzdem man alles, was man an Kleidern, Wäsche und Bettzeug besitzt, täglich sonnt, ist einmal in der Woche Großreinemachen. Jeder Gegenstand, vom Handspiegel bis zum Bett, wird aus den Hütten herausgeschleppt und auf die Erde gelegt oder über den Mattenzaun gehangen. Besenerlatz sind die Palmwedel. Zweige oder schilfartiges Gras. Dann sollten auch der Ruß und die Spinnweben im Strohdach entfernt und etwaige Ratten- und Mäuselöcher rund um die Hütte zerstört werden. Manchmal wird es auch tatsächlich getan.

Große Wäsche mit wenig Wasser

Während die Jungens die Hütte sauber machen, sieht man die Sachen durch. Plötzlich sind handtellergroße Löcher, in die Kamelhaardecken gefressen worden — Termiten! Die Petroleumlampen, gewöhnliche Stallaternen, werden inspiziert. Fünf Stück hatte ich. Eines Tages waren sämtliche Gläser zerbrochen. Wie es geschehen war — das weiß keiner. Erfah gibt es nur an der Küste. Bis man ihn bekommt, vergehen sechs bis acht Wochen. Während dieser Zeit haben wir uns dann jeden Nachmittag selbst Kerzen aus dem Wachs der wilden Bienen gegossen; es war wie im Mittelalter! Wäschewaschen war die Aufgabe von Garba. Er setzte sich zu dieser Tätigkeit vor die Hütte auf die Erde. Zwischen den gespreizten Beinen hielt er eine Aluminiumschüssel mit kaltem Wasser; warmes anzuwenden, war ihm nicht beizubringen. In der Schüssel selbst befand sich einzig und allein das Stück, das er gerade wusch — sei es nun ein Bettuch oder ein winziges Taschentuch. Zum Waschen verwandte er die Seife. Die sich die Eingeborenen selbst aus einer Baumrinde kochen. Sie sieht zwar kohlschwarz und wenig verlockend aus, aber sie macht einen schönen weißen Schaum und ist brauchbar. Zum Spülen verwandte er sonst nur wenig Wasser wie möglich, er mußte es sich ja selbst holen.

Plätten tat dann wieder der Koch. Das Eisen hatte eigentlich mit Kohle geheizt werden müssen, aber glühende Holzstückchen taten es auch. Wenn endlich alles vorüber war, lief ich in den ersten Tagen wie ein kleines Kind ganz begeistert die Hähne auf- und zugedreht und empfand freudestrahlend das Glück der Zivilisation.

Vom alten Gewürzhandel

und was von ihm übrig blieb

Ein Interessanter Streifzug

Handel mit Gewürzen war einstmals die Quelle größter Reichtümer, und unter den deutschen Gewürzhändlern hat es bedeutende Geschlechter gegeben, die durch ihren Einfluß mannigfache Wirkungen auf das gesamte Kulturleben ausübten. Was um 1600 in Augsburg die Zugger, in Nürnberg die Preller, das waren in Frankfurt am Main die Heller, die Melem, die Ammelburg, aber nur die letzteren haben sich bis fast in die jüngste Zeit in ihrem Stammhaus „Zum weißen Hahn" gehalten.

Die Gilde der Gewürzkaufleute vermochte sich nur deshalb eine so harte wirtschaftliche Stellung zu erringen, weil damals ganz Europa und namentlich Deutschland von einem uns heute unbegreiflichen Gewürzhunger befallen war. Wir machen uns schwer eine Vorstellung davon, welche Mengen von Gewürzen unsere Vorfahren zu sich nahmen. Bis zu den Kreuzzügen war die nordische Küche auf die Gewürze der heimischen Pflanzenwelt beschränkt, in der Hauptsache auf Dill, Fenchel, Anis, Kümmel, Majoran, Thymian und einige Pfefferarten. Das Hauptgewürz, das Salz, war sehr teuer und Monopol der Landesherren, aus dem sie ihre Haupteinkünfte bezogen. Seit 1000 fanden die Gewürze des Orients immer größeres Begehren, so daß z. B. der Preis von Zimmetrinde um 1500 nach unserem Geld auf 200 Mark je Pfund stieg! Die Gerichte, die man im 16., 17. und 18. Jahrhundert auf den Tisch brachte, wären für unsere Mägen heute ungenießbar! So berichtet der von Hannover nach Moskau zu dem bereits totkranken Friedrich dem Großen berufene Leibarzt Zimmermann, daß sich der König trotz seiner unsäglichen Warnungen die an sich schon überaus gewürzten Suppen noch mit ganzen Eßlöffeln voll gestoßener Nelken, auch Pfeffer und Muskat, verschärft habe. Auch die sogenannten Milzgewürze fanden überall in hoher Gunst, von denen uns nur der schwach mit Zimt und Zitrone versetzte Glühwein erhalten blieb. Besonders Liebesleute erwarteten von scharf gewürzten Liebestränken wahre Wunder.

Während Europa in diesen Jahrhunderten von ewigen Kriegen, Pestilenz und wirtschaftlichen Zusammenbrüchen gepeinigt war, blühten die Gewürzhäuser. Einer der bedeutendsten ist das bereits genannte Gewürzhaus „Zum weißen Hahn" in Frankfurt a. M. Von wilden Bienen gegossen; es war wie im Mittelalter! Wäschewaschen war die Aufgabe von Garba. Er setzte sich zu dieser Tätigkeit vor die Hütte auf die Erde. Zwischen den gespreizten Beinen hielt er eine Aluminiumschüssel mit kaltem Wasser; warmes anzuwenden, war ihm nicht beizubringen. In der Schüssel selbst befand sich einzig und allein das Stück, das er gerade wusch — sei es nun ein Bettuch oder ein winziges Taschentuch. Zum Waschen verwandte er die Seife. Die sich die Eingeborenen selbst aus einer Baumrinde kochen. Sie sieht zwar kohlschwarz und wenig verlockend aus, aber sie macht einen schönen weißen Schaum und ist brauchbar. Zum Spülen verwandte er sonst nur wenig Wasser wie möglich, er mußte es sich ja selbst holen.

Plätten tat dann wieder der Koch. Das Eisen hatte eigentlich mit Kohle geheizt werden müssen, aber glühende Holzstückchen taten es auch. Wenn endlich alles vorüber war, lief ich in den ersten Tagen wie ein kleines Kind ganz begeistert die Hähne auf- und zugedreht und empfand freudestrahlend das Glück der Zivilisation.

Ernte für den Wäscheschrank

Auf einem Morgen wuchs die ganze Aussteuer . . .

2 Dutzend Bettlücher
2 Dutzend Bettbezüge
4 Dutzend Kopfkissenbezüge
6 Tischtücher
3 Dutzend Mundtücher
2 Dutzend feine Handtücher
3 Dutzend Wirtschaftstücher
5 Dutzend Geschirrtücher
2 Dutzend Staffhandtücher
4 Kaffeedecken

Vorhänge für sechs Fenster.

Mancher, der diese Zahlen liest, wird den Kopf schütteln und denken: wieder eine von den Uebertreibungen, mit denen man den Bauern Flachsanbau schmackhaft machen will. Nein! Uebertreibungen sind es nicht, sondern Zahlen, die aus der Praxis erreachnet sind. Und zwar sind diesen Berechnungen feine Nelwchzahlen zugrundegelegt, sondern Zahlen, die noch etwas unter dem Durchschnitt liegen, affo von jedem erreicht werden können.

Folgende Zahlen gelten für eine unterdurchschnittliche Flachsernte pro Morgen: 25 Zentner Rohernte, davon 20 Zentner entsamtes Stroh 2.5 Zentner Samen und 2.5 Zentner Kapselspreu. Aus dem Stroh gewinnt man etwa 20 Prozent Gesamtfaser, das sind nach Abzug des Röstverlustes 375 Pfund spinnfähige Faser. Davon ist ungefähr die Hälfte langfaserig, die andere Hälfte Hede oder Werg. Daraus lassen sich 380 Meter feines Leinen und 196 Meter Bergleinen bei 90 cm Breite herstellen. Wer noch selbst spinnt und webt, kann aus der oben angegebenen Menge der spinnfähigen Faser die Richtigkeit dieser Berechnung nachprüfen. Außerdem kann jede Hausfrau ausrechnen, ob die in Stückzahl aufgeführte Aussteuer auf einem Morgen in einmaliger Ernte wirklich gewachsen ist.

Vielen wird diese Tatsache erstaunlich vorkommen. Es wird zwar in den seltensten Fällen heute noch so sein, daß auf einem Hof der Flachs von seiner Aussaat bis zur fertigen Wäschegarnitur selbst verarbeitet wird. Unsere Großmütter wußten, welches Maß an Arbeitsleistung dazu gehört. Wir bringen heute unseren Flachs zur Flachsrösste und wissen oft nicht, was da mit ihm geschieht. Doch manche Höfe gibt es auch heute noch, die nach alter Ueberlieferung die Schätze des Wäscheschrankes von eigenen Feldern ernten.

Aber auch wenn der Flachs sich nicht auf dem Hofe selbst in Leinen verwandelt, sollte es in der heutigen Zeit, in der die Rohstoffbeschaffung von so lebenswichtiger Bedeutung für unser Volk ist, jedem gestatten zu wissen, daß das Volksvermögen um diese Werte vermehrt wird, um ihn willig der Forderung nachkommen zu lassen, die durch den Flachsanbau heute gestellt wird. Der Gedanke, daß durch jeden Morgen Flachs die Grundlage zur Aussteuer eines deutschen Mädchens geschaffen wird, sollte einem die Schwierigkeiten, die mit dem Flachsanbau verbunden sind, leichter machen und ihn als einem Ehrendienst werden lassen. Aber auch die materielle Seite der Angelegenheit ist erfreulich, denn der Erlös, den eine normale Flachsernte einbringt, hat einen guten Klang im Beutel. Und bei der Mehrarbeit, die die Flachsernte erfordert, stellen sich zahlreiche Hilfskräfte zur Verfügung: der Ehrendienst der NS.-Frauenschaft und die Hitlerjugend, um nur einige zu nennen.

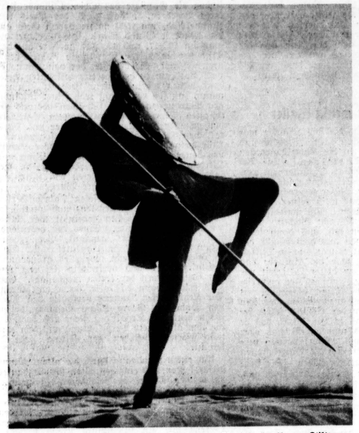
Lily Eisendraht

Hausfrausorgen im FEBRUAR: keine Sorgen!

Der Speisezettel für den Februar

Die deutsche Hausfrau hat sich immer in vorbildlicher Weise bereitwilligst beim Einkauf der Lebensmittel den Gegebenheiten des Marktes angepaßt und damit den Forderungen des Alltags entsprochen. Der Markt bringt auch im Monat Februar kaum nennenswerte Veränderungen, so daß es ein Leichtes ist, unter den reichlich gebotenen Nahrungsmitteln abwechslungsreiche Mahlzeiten herzustellen.

Werden Sie sich der Annehmlichkeit bewußt, persil-gepflegte Wäsche zu tragen — zum gepflegten Körper gehört persil-gepflegte Leibwäsche!



Die Meisterin der Schule, Frau Professor Chadek, in ihrem Stiltanz: Die Amazone.

„Ich werde Tänzerin!"

Hellerau-Laxenburg

die klassische Schule für Gymnastik und Tanzrhythmik

Zu den berühmtesten Gymnastikschulen Europas gehört in erster Linie die in der Ostmark im Schlosse Laxenburg bei Wien eingerichtete „Schule von Hellerau-Laxenburg". Diesen Namen führt die Schule nach ihren vergangenen und gegenwärtigen Wohnsitzen, und zwar nach der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, wo sie seit 1919 in dem von Tessenow für sie erbauten Hause untergebracht war und jetzt nach ihrem gegenwärtigen Standort Laxenburg bei Wien. Hier befindet sie sich in einem Lustschloß aus dem 15. Jahrhundert, in einem uralten Park, ein bevorzugter Aufenthaltsort der Kaiserin Maria Theresia.

Die Schule Hellerau-Laxenburg ist eine körperliche Erziehungsstätte, die pädagogische und künstlerische Ziele umfaßt. Sie sieht ihre Aufgabe in der Heranbildung von Lehrern für Gymnastik, für Rhythmik und musikalische Erziehung und künstlerischen Tanz, wie in der Ausbildung von Berufstänzerinnen. Die Eigenart dieser Schule liegt einerseits in der besonderen Betrachtungsweise der Bewegung, ihrer Gesetzmäßigkeit in anatomischer und physikalischer Hinsicht, anderseits auch in der Erfassung der Musik und ihrer Gesetzmäßigkeiten, unter besonderer Berücksichtigung der Wechselbeziehungen von Tanzbewegungen und Musik. Die Erkenntnis auf diesen beiden Gebieten bietet die Voraussetzung für alle reproduktive und selbstschöpferische Tanzgestaltung.

Außer der Berufsausbildung werden in dieser Schule Sonderkurse abgehalten, die den Zweck haben, Laien in die Lehrweise der Schule einzuführen und Fachleuten die Gelegenheit zur Fortbildung zu geben. Insgesamt wurde die Schule Hellerau-Laxenburg in den letzten 12 Jahren von über 3 000 Teilnehmern aus allen Ländern der Welt besucht. In pädagogischer Hinsicht ist die Lehrweise dieser Tanzhochschule durch die zahlreichen diplomierten Vertreterinnen und Lehrerinnen im In- und Ausland, die alle einst Schülerinnen von Hellerau-Laxenburg waren, rühmlichst dokumentiert. In künstlerischer Hinsicht hat eine eigene Tanzgruppe in ganz Europa mit über 500 öffentlichen Vorführungen unter wiederholten allerersten Auszeichnungen ihre Qualität unter Beweis gestellt. Seit der Wiedergründung der Tanzgruppe Hellerau in Laxenburg im Jahre 1922 war die Schule von der Tanzmeisterin Valeria Kratina geleitet, der jetzigen Ballettmeisterin von der Staatsoper Dresden; seit 1930 ist die künstlerische Leitung in den Händen der Meisterschülerin von Valeria Kratina, der Frau Professor Chadek, einer Sudetendeutschen.

O. Sch.

Klagelied, eine hervorragende, sehr ausdrucksvolle Tanzpose (Fotos 5: F. Carl.)

„Spannen und Entspannen!" — Eine wichtige Uebung der jungen Tänzerinnen

Der Wirbelwind

Fliegende Menschen: Grätschsprung zu Dreien

Haus, Hof und Garten

Neues aus der Landtechnik

Was die Grüne Woche 1939 brachte

Der bekannte Landarbeitermangel bedingt einen verstärkten Einsatz der Landtechnik. Es kommt vor allem darauf an, die Mechanisierung der kleinen und mittleren Betriebe, die unter der Leutenot am meisten leiden, mit allen Mitteln voranzutreiben. Die deutsche Landmaschinenindustrie steht hier vor neuen, großen Aufgaben. Die „Grüne Woche 1939" zeigte, daß die Industrie in den letzten 1½ Jahren, seit der großen Reichsnährstands-Ausstellung in München, nicht geschlafen hat.

Im Vordergrund des Interesses steht heute der Bauernschlepper, besteht doch die Absicht, in den nächsten Jahren rund 400 000 Bauernhöfe damit auszurüsten. Im letzten Jahre sind verschiedene Neukonstruktionen bzw. verbesserte Typen auf den Markt gekommen, die zum Teil auf der „Grünen Woche" gezeigt werden. Beim Stock-Diesel-Schlepper mit einer Leistung von 20 PS sind Motor, Kupplungsgehäuse und Getriebe zu einem verwindungsfreien Körper verlagert, die lebensnotwendigen Teile sind vollkommen gekapselt und so gegen Staub und Schmutz geschützt. Die Geschwindigkeit beträgt 16 Kilometer im 3. Gang. Der Schlepper wird mit Riemenscheibe und Zapfwelle, weiter mit einem Grasmähbalken von 5 Fuß ausgerüstet. Für bestimmte Böden können verstellbare Greifer Verwendung finden. Etwas größer, nämlich 25 PS, ist die Leistung des Schlüter-Diesel-Schleppers. Es handelt sich hier um eine wendige und zuverlässige Maschine, die ebenfalls mit Mähbalken ausgerüstet ist. Noch stärker ist der Kemna-Diesel-Universalschlepper von 35 PS, für den ein Deutz-Motor verwendet wird. Es handelt sich hier schon um eine Maschine, die mehr für größere Betriebe in Betracht kommt, dieser Typ soll sich besonders für schwere Straßentransporte eignen.

Sehr wichtig sind die richtigen Zusatzgeräte für den Bauernschlepper, vor allem die Pflüge, die durchweg mit reichem Zubehör ausgerüstet sind, um möglichst viele Arbeiten verrichten zu können. Kleinschlepperpflüge müssen mit einem oder mehreren Scharen arbeiten können, die gezeigten Typen lassen erkennen, daß man auf leichte Umbaumöglichkeiten besonderen Wert legt. Für Kleinbetriebe mit zersplitterter Feldlage werden jetzt auch Schlepperpflüge nach dem Wendepflugprinzip gebaut.

Unter den Erntemaschinen, denen im Interesse der Arbeitserfparnis ebenfalls besondere Bedeutung zukommt, findet der deutsche Mähdrescher-Binder starke Beachtung. Nach langjährigen Versuchen ist es bis heute gelungen, eine tadellos arbeitende Maschine herauszubringen, die gleichzeitig mäht, drischt, reinigt und bindet. Zum Antrieb dient ein normaler Schlepper von 35 PS, die Leistung beträgt durchschnittlich 150—175 Doppelzentner Körner pro Tag, sauber gereinigt und sortiert. Zur Bedienung sind 2 Mann erforderlich. Ein wichtiges Problem ist auch die Mechanisierung der Kartoffel- und Rübenernte. Es gibt jetzt bereits Kartoffelroder mit einfacher Arbeitsweise, aber von durchaus solider Konstruktion, die weniger als 900 RM kosten. Auch auf dem Gebiete der Vorratsroder sind weitere Erfolge erzielt worden. Ein gezogter Roder läßt sich ohne Schwierigkeiten zu einer Rübenerntemaschine umbauen. Bei einem weiteren Roder sieht man einen neuen Reihenablage, wodurch die Kartoffeln, von Erde und Kraut getrennt, sauber in einer Reihe auf dem Boden abgelegt werden. Zudeckerlifte sind damit ausgeschaltet. An Rübenerntemaschinen sieht man vor allem die Typen, die durch verschiedene Vorführungen im letzten Herbst bereits bekannt geworden sind. Es handelt sich hier um 2 Systeme, die Einfachroder, die die Rüben lediglich herausziehen und vom gröbsten Schmutz reinigen, sowie die Sammelroder mit weiter gehender Reinigung und Ablage der Rüben in Haufen. Besondere Beachtung verdient der Zuckerrübenroder Fleuster BR mit absteppender Reinigungsvorrichtung, der von der Hauptvereinigung der deutschen Zuckerrübenwirtschaft als das am besten entwickelte Gerät durch eine Prämie von 5000 RM ausgezeichnet worden ist. Starke Ausdehnung hat der Maisanbau erfahren, auch hier ist die Schaffung geeigneter Ernte- und Verarbeitungsmaschinen sehr wichtig, da die Maisernte in der jetzigen Form noch zu viel Handarbeit erfordert. Man sieht hier besondere Maisdrescher, ferner Maisentkörner für Klein- und Mittelbetriebe, Entfleischungsmaschinen, Maiskolben-Zerreiß- und Schrotmaschinen in den verschiedensten Ausführungen. Auf Einzelheiten kann im Rahmen dieser kurzen Uebersicht nicht eingegangen werden.

Dr. W. E.

Aus Praxis und Wissenschaft

Vorbereitungen für die Kückenaufzucht

In der Geflügelaufzucht beginnt jetzt die arbeitsreichste Zeit. In Kürze sind die ersten Küken zu erwarten, alle Vorbereitungen müssen jetzt getroffen werden. Von großem Einfluß auf den Erfolg der Aufzucht ist die Sauberkeit der Stallungen, die häufig nach Auslaufen alte Säcke, die täglich in eine bprozentige Kreolinlösung getaucht werden, zum Abtreten.

Pollo

So werden Maulbeeren gepflanzt

Die erste Voraussetzung für eine gewinnbringende Seidenraupenzucht ist eine genügend große Maulbeeranlage. Unser Klima bietet der Maulbeere neben ausreichender Wärme und reichlicher Feuchtigkeit ein üppiges Wachtum. Wichtig ist nur, die Anlage nach den richtigen Gesichtspunkten zu treffen. Um möglichst schnell die Ernte der Blätter als Futter für die Seidenraupen steigern zu können, empfiehlt sich die Maulbeere als Sträucher oder Büsche zu ziehen, denn nur diese Pflanzenformen werden sehr schnell ertragfähig.

Als Anlageform kommt sowohl die Hecke als auch die geschlossene Pflanzung in Betracht. Der einreihigen Heckenpflanzung gibt man manchenorts den Vorzug, weil sich die einzelne Pflanze üppiger entwickeln kann, was sich im Gegensatz zu der zweireihigen Pflanzung auf den Ertrag in späteren Jahren gut auswirkt. Die Pflanzen werden bei Heckenpflanzung in einem Abstand von etwa 50 Zentimeter in der Reihe gepflanzt. Dazu ist allerdings ein mehrere hundert Meter langer Streifen erforderlich, denn, um eine Seidenraupenzucht wirtschaftlich betreiben zu können, benötigt man etwa 1000 Jährige Maulbeerpflanzen. Wer über genügend großes Land verfügt, wird sich auch zu einer geschlossenen Pflanzung entscheiden können. Hier gilt es ganz besonders, die Abstände sowohl in den Reihen als auch die Abstände der einzelnen Reihen genügend groß zu wählen. Die Reihenabstände sollen mindestens 2,50 Meter, die Pflanzen in den Reihen mindestens 1 Meter Abstand voneinander haben. Je mehr Licht Zutritt zu den einzelnen Maulbeerbäumen hat, um so besser ist die Laubqualität. Bevor die Pflanzung angelegt wird, muß der Boden sorgfältig vorbereitet sein. Am besten ist es, wenigstens den Untergrund des Pflanzstreifens zu lockern. Freudigsten Wuchs zeigen die Maulbeerbäume auf mildem Lehmboden. Absolut falsch ist es aber, anzunehmen, daß selbst in magersten Sandböden Maulbeersträucher sich üppig entwickelten.

Die richtige Pflanzzeit sind die Monate März und April. Wenn die Pflanzen bei ihrer Ankunft nicht sofort an Ort und Stelle gesetzt werden können, müssen sie in einen Einschlag gebracht werden. Die Pflanzreihen laufen möglichst von Norden nach Süden. Vor der Pflanzung werden die Wurzeln mit einem scharfen Messer, mit der Schnittfläche nach unten, etwa um ¼ oder ½ zur Hälfte zurückgeschnitten. Beim Pflanzen lassen ist darauf zu achten, daß kein Hohlraum zwischen den Wurzeln entsteht, und zur Förderung der Wurzelbildung mischt man der Pflanzerde eine reichliche Gabe Kompost bei. Nach der Pflanzung werden die 4 stärksten Zweige auf 4—5 Augen zurückgeschnitten, alle übrigen Triebe werden entfernt. Die Maulbeerpflanzen bezieht man durch Vermittlung der Reichsfachgruppe Seidenbauer e. V., Berlin.

Heinz Dick

Kalbt die Kuh heute Nacht?

Als Anzeichen der herannahenden Geburt seien bekanntlich: Vergrößerung des Euters und Lockerung des Beckenbandes genannt. Ist die Geburt mitunter noch auf sich warten, es kann noch viele Tage und Nächte dauern. Sorgsame Tierhalter kommen auf diese Weise häufig um den Schlaf, da sie während der Nacht nach der Kuh sehen müssen. Ein sicheres Mittel zur Feststellung der kurz bevorstehenden Geburt haben wir in der Temperaturerniedrigung, worauf R. Obl, Thüringische Viehpflege- und Melkerschule, Jena-Zwätzen, in Nr. 51 der „Deutschen Landwirtschaftlichen Tierzucht" hinweist. Während der Trächtigkeit steigt die Körpertemperatur an, ganz besonders in den Abendstunden. Kurz vor der Geburt, etwa in den letzten 19—24 Stunden, sinkt sie aber auffallend auf die normale, ja sogar unter die normale Körperwärme der Kuh. Der Temperaturrückgang beträgt nach den Erfahrungen von R. Obl 0,5—1 Grad Celsius gegenüber einer Normaltemperatur von 39,5 Grad Celsius. Die Feststellung der Temperatur erfolgt mittels eines Fiebertermometers im After. Bei etwas Geschick und größter Ruhe bestehen keinerlei Schwierigkeiten. R. Obl hat dieses Verfahren seit 8 Jahren erprüft und empfiehlt die allgemeine Anwendung.

Silbenrätsel.

a — ap — ben — bor — chiod — chro — di — di — e — e — en — erbs — ev — ga — ge — gra — han — i — im — ing — it — krant — krut — la — la — lauf — leib — lin — mus — nik — no — pe — pro — ras — re — re — re — rer — ri — ri — richt — ro — sa — sams — sel — si — ie — ste — tag — te — tel — tit — to — tor — um — un — us — va — ver — vi — vi — vi — o — val — wer — werk — wie — wig — wurst — zeug.

Aus vorstehenden 69 Silben sind 25 Wörter zu bilden, die in der ersten Buchstabenreihe von oben nach unten und in der fünften von unten nach oben, einen Ausspruch von Ovid ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. griechische Meergöttin 2. Deckungs- und Angriffsmittel im Festungskrieg 3. übertülpte Pflanzen 4. Konserve 5. Heldendichte 6. bandartiges Gewand 7. Seelingsbeize 8. Grundstoff 9. männlicher Vorname 10. Wanderhändler 11. Gewürzpflanze 12. Nebenform des Sonnabend, 13. japanischer Siegerkampfer, 14. kleines Raubtier, 15. italienischer Hochruf, 16. junger Soldat, 17. Handwerksgerät 18. Eßlust, 19. heller Fischtern, 20. Humanist 21. Handfeuerwaffe 22. Heilsalbe 23. Stegreifdichter, 24. Salatpflanze 25. steifes Schweinshaar.

Silbenanfügungsaufgabe.

Luke — Sitz — Sekt — Pferd — Rock — Druck — Lade — Mut — Mange — Bett — Lere — Mund — Bier

Einem jeden der vorstehenden Hauptwörter ist eine der nachfolgenden Silben voranzusetzen, so daß neue Hauptwörter, jedoch ganz anderen Sinnes entstehen. Diese müssen in ihren Anfangsbuchstaben miteinander verbunden die Kosezeit junger Eheleute ergeben.

ei — ed — ein — fe — hei — in — lau — nu — o — rou — ta — tra — wis

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter waagerecht: 1 Titelgestalt eines Dramas von Hebbel, 4. badische Landschaft 7. elektrotechnischer Begriff 8. Fluß in Belgien, 9. Bergung im Harzvorland 11. Haustier. 12. das Unverfälschte. 13. Stoffwechselorgan 14. Ort im Harz. — Senkrecht: 1. lichter Körper, 2. Rinnstein 3. unsterbliches Wesen 4. festliches Lied 5. ausdrucksvolle Bewegung 6. Flächenmaß 10. Norne 11. Lebensträger.

Gegensätze.

Zu den nachstehenden je zwei Wörtern sind die Gegensätze zu suchen. Ein jeder von diesen muß ein zusammengesetztes Hauptwort ergeben: 1 Ernst Spugetier: 2. Stirrn Sack; 3 Mach. Fluß; 4. Lebens Freund; 5 Schmutz, ungnädig; 6. Vor Stiefel. 7. Schale, Hof; 8. Blau. Balken.

Ein Buchstabe weniger.

Band — Baer — Werft — Trank — Felot — Fehde — Buchne — Pollen — Feste — Rice — Ahie — Klappe — Sorger — Kanton — Watte — Korea — Zone.

In jedem der vorstehenden Wörter ist einerlei an welcher Stelle ein Buchstabe zu streichen Diese Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, ein Sprichwort.

Rätsel.

Was ist's das mit der Sonn' erwacht
Und das der Mensch am Abend macht?

Abtrichrätsel.

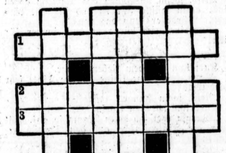
In den nachfolgenden Wörtern sind Buchstaben in der daneben stehenden Zahl zu streichen:

Charis (4). Berta (2). Metran (3). Erfurt (3). Alter (2). Herford (4). Kreisel (4). Streber (4). Skalde (3).

Die verbleibenden Buchstaben verbinde man nunmehr wieder zu Wörtern die eine Bitte unserer gefiederten Lieblinge an die Menschen ergeben.

Erdkundliches Doppelgitter.

a a a a a a, b b b b, e e e e, h h t t t r, n n, o o, q q, r r r r, s f t t t t t t, u u u u, v v, z z



Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. gedachte Erdlinie, 2 Stadt in Rumänien. 3. Stadt in Bayern. 4. Stadt am Bodensee.

„Der 7. Tag" antwortet

Ferkelaufzucht (E. Z. in O.). Bei der Aufzucht junger Schweine habe ich schon öfter Schwierigkeiten und Verluste gehabt. Kann die Ursache im Rauschen der Muttersan liegen?

Antwort: Das Rauschen der Mutterfau ist frühestens 4 Wochen nach dem Absetzen zu erwarten. In diesem Zustand ist die Empfindlichkeit der Milch herabgesetzt, sie ist dann auch weniger bekömmlich. Wenn die jungen Ferkel beim Rauschen der Sau noch nicht an Futter gewöhnt sind, dann können schon Erkrankungen eintreten, weil dann infolge zu geringer und weniger bekömmlicher Milch die Ernährung der Ferkel nicht ausreicht. Um allen Schwierigkeiten zu entgehen, soll man Ferkel schon 2 Wochen nach dem Wurf an Zufutter gewöhnen. Dazu läßt man sie in eine Nebenbucht und erzieht sie dort in flachen Holztrögen zum Fressen. Als Futter haben sich gequetschte Körner, die mit Anis und Fenchel gemischt werden, bewährt. Nach etwa 3 Wochen müssen die Ferkel auch an anderes Nebenfutter gewöhnt werden.

Mast von Kapaunen (H. D. in B.). Aus der vergangenen Sommerbrut habe ich viele Hähne erzielt, die ich nach 10 Wochen kapaunisierte. Welches Futter gibt man am besten zur Mast?

Antwort: Sie haben die Kapaunisierung zum günstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mast kann eigentlich zu jeder Zeit beginnen. Wichtig ist, daß man den Tieren immer ausreichende Mengen Futter (Grundfutter; Kartoffeln) gibt, während sie nicht in den freien Auslauf gehören. Stallhaltung mit genügend Bewegungsfreiheit ist zu empfehlen. Etwa 10 Tage vor dem Schlachten bekommen die Tiere, in einem Drahtkäfig eingesperrt, dreimal täglich Weichfutter, das aus sehr fein gemahlenem Haferschrot besteht und mit dickflüssiger Magermilch angerührt wird. Einmal täglich gibt man Gerst und etwas Kalkkalk zu. Mit diesem Futter erzielt man eine gute Fleischqualität, die besonders zart ist.

Streich Anfang und Schluß.

Uredom — Triest — Stark — Melasse — Tiber — Brosam — Hammer — Girlande — Wisent — Warze — Barte — Heirat — Kanzlei — Marder — Sonate — Friede — Planet — Figaro

Von vorstehenden 19 Wörtern streiche man den Anfangs- und Endbuchstaben und bilde aus den verbleibenden Buchstaben durch Umstellen neue Wörter.

Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben, miteinander verbunden einen alle Jahre wieder Einkehr haltenden guten Freund und Hausgenossen.

Auflösung aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Leta, 2. Laib 3. Ina, 4. Haima 5. Alu 6. Atair, 7. Sit 8. Giraffe, 9. Arq. 10. Raten, 11. Bar, 12 Amara 13 Eta, 14. Ding 15. Brom. — Senkrecht: 1. Lias, 2. Lat. 4 Havanna, 16. Elsa, 17. Kauri 18 Ala 19 Imi, 20. Berl 21. Faber 22 Erato, 23 Ural, 24. Gram. 25 Ami. 26. San. 27 Era.

Aus welcher Richtung? Wenn der Wind während des ganzen Fluges bis zum Nordpol aus Westen geweht hat, dann kommt er am Nordpol immer aus Süden denn am Nordpol gibt es keine West- oder Ostrichtung, sondern nur eine Südrichtung.

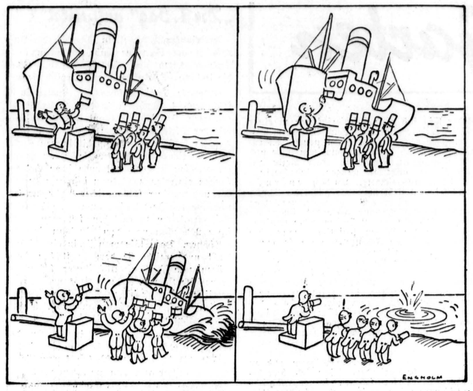
Silbenrätsel: 1 Antagan, 2. Eleonore. 3 Dialog 4. Edda. 5 Mühesahl 6. Teleskop. 7. Akazie 8 Glycerin 9 Januar, 10. Akanthe 11. Zeitung — Jeder Tag hat seine Plagen.

Rätsel: Die Stiefel.

Rechenrätsel: Limonade.

Kreisrätsel: 1 Dolch. 2 Elite 3. Lynge, 4. Regen 5 Teich. 6 Sexta. 7. Stiel 8. Schuh. 9. Segen 10. Wilde 11. Satin. 12 Tisch 13. Manne 14 Rhein 15. Ibsen. — Die Tugend ist sich selbst ihr Preis

Scheiberätsel Gut Wetter!



Der Stapellauf (Söndagsn.)

Schwer zu machen

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen", sagte der Zahnarzt, „daß es sehr ein wenig weh tun wird! Aber es ist gleich vorüber. Also beißen Sie die Zähne zusammen — und machen Sie, bitte, den Mund recht weit auf!"

*

In einem Sanatorium besucht der Chefarzt einen Patienten und fragt ihn: „Wie geht's, Herr Schulze?"

„O danke, Doktor, sehr schlecht!"

„Ja, Herr Schulze, wir haben Südwind, das hüten die Patienten immer!"

Der Oberarzt geht. Nach einer Viertelstunde erscheint der Assistenzarzt:

„Wie geht es Ihnen, Herr Schulze?"

„Es könnte wohl nicht schlechter gehen."

„Na, ja, wir haben Südwind, Südwind ist immer ungünstig", lautet die beruhigende Antwort des Arztes. (Koralle)

Der Jähzornige

„An meiner Weckuhr habe ich viele Reparaturen!"

„Schlechtes Fabrikat?"

„Nein, ich feuere sie jeden Morgen an die Wand, wenn sie mich aufweckt!"

Beim Wort genommen

Der Vater sagte: „Ein braves Kind sollst stets seinen Eltern . . .!"

Meinte Karl: „Darf ich auch mit zu deinem Stammtisch?" (Fliegende Blätter)

*

„Was sagen Sie zu diesem Wetter?" fragt der alte Herr freundlich seine Tischnachbarin.

„Es ist gräßlich", antwortete sie, „solch einen Winter haben wir lange nicht gehabt!"

„Doch, wissen Sie nicht mehr — vor etwa vierzig Jahren."

„Mein Herr", unterbricht sie ihn wütend, „ich verbitte mir solche Anzüglichkeiten!"

Ein Problem

Boller kennt die Zwillingsbrüder Fritz und Franz, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen. Mit Fritz ist er sehr gut Freund, Franz dagegen flimmert sich wenig um ihn. Einmal begegnet er einem der beiden Brüder. In der Meinung, es sei Franz, redet er ihn mit „Sie" an.

Da fragt der andere: „Aber wir sagen doch schon lange „Du" zueinander?"

„Ach, entschuldigen Sie! Weißt du, ich habe Sie für deinen Bruder gehalten!"

„Sind Sie schon vorbestraft?"

„Nein, Herr Vorsitzender, immer erst nachher." Zeichnung: Hannesen (M).

König Gustav von Schweden nahm kürzlich eine Parade ab und fragte dabei einen langen Gardisten nach seinem Namen.

„Andree, Majestät!" lautete die Antwort.

„Oh, da tragen Sie ja einen in unserem Vaterland berühmten Namen!" sagte der König. „Wissen Sie etwas von Ihrem Namensvetter?"

„Jawohl, Majestät! Der Herr Leutnant hat mir gesagt, daß der Luftschiffer Andree im Ballon den Nordpol erreichen wollte, aber nicht zurückkehrte."

„Hat der Leutnant Ihnen noch mehr von Andree erzählt?"

„Jawohl; er sagte, es wäre ein Jammer, daß er mich nicht mitgenommen hat!"

Der Unterschied

Der kleine Marx wollte den Unterschied zwischen Visite und Visitation wissen, und sogleich war der Vater zur Erklärung bereit. Er sprach: „Da ist ein großer Unterschied, mein Kind. Wenn wir zu Großmutter gehen, so ist das eine Visite; wenn aber die Große mutter zu uns kommt, so ist das eine Visitation."

*

„Ich möchte ein Geschenk für einen Herrn, der Gedichte schreibt!"

„Wie wär's denn mit einem hübschen Papierkorb?" (Neue J. Z.)

„Da staunst du, was? Aber seit der alte Herr die neue Krawatte geschenkt erhalten hat, trägt er seinen Bart auf diese Art." („Lile.")

Er trägt sie auf Händen

„Unser Nachbar ist seit 15 Jahren verheiratet, aber er trägt noch immer seine Frau auf Händen — wenn in einem Kraftakt. Er ist nämlich Akrobat."

*

Auf Hakenschmalz kommt ein Mann zu und sagt:

„Verzeihen Sie, ich möchte gern zum Bahnhof!"

Hakenschmalz lüftet höflich den Hut und lächelt: „Bitte sehr!"

*

„Also, wenn ich Ihnen das Darlehn geben soll, dann müßte Ihr Freund für Sie bürgen. Würde er denn das tun?"

„Unbedingt, ich bürge ja auch immer für ihn!"

*

Kurt kam aus dem Nebenzimmer.

„Papa, kostet eine kleine flasche Tinte sehr viel Geld?"

„Nein, mein Junge."

Kurt schüttelt den Kopf.

„Warum regt sich dann Mama so auf, weil mir die Tintenflasche auf den Teppich gefallen ist?"

Neues Wort

Kroll: „Der Herr darf ist der Dramenfriseur unseres Stadttheaters."

Voll: „Du meinst wohl Damenfriseur?"

Kroll: „Nein, Dramenfriseur. Er ist nämlich Dramaturg."

Der rüstige Großpapa

„Denke dir, Großvater", sagte der junge Mann, „nun kann ich dir bald zu deinem hundertsten Geburtstag gratulieren!"

„Hoffentlich, Ferdinand! Aber man weiß doch nie . . ."

„So darfst du nicht sprechen, Großvater!"

„Na, na, mein Junge, aber du hast dir doch jetzt ein Motorrad angeschafft . . ." (Lektor)

*

Peter bekommt seit diesem Monat zehn Pfennige Taschengeld. Der Vater erzieht ihn zur Sparsamkeit.

„Wenn du am Sonntag noch die zehn Pfennige hast, bekommst du von mir noch zehn Pfennige dazu."

Peter hat am Sonntag noch die zehn Pfennige. Stolz zeigt er sie dem Vater. Der Vater gibt ihm hocherfreut den zweiten Groschen. Peter nimmt das Geld und verschwindet. Er verschwindet zu seinem Freund Kurt.

„Auskassiert war dein Tip, Kurt. — Hier hast du deine zehn Pfennige zurück!"

Logik

„Wat, beduselt soll ick sind? Nee! — Wenn ick wirklich beduselt wäre, denn würde ick er nie zugeben, det ick beduselt bin. — Nu weeß ick aber ganz genau, det ick beduselt bin, solange ick bin ick nich beduselt!"

*

Die gute Mutter kam nach Hause. Drei Stunden war sie fortgewesen. Die Kinder warteten in der Küche. Evi lief ihr sofort entgegen. Fiel ihr stürmisch um den Hals. Herzte und küßte sie.

„Gute Mutti! Schöne Mutti! Liebe Mutti!"

Der sechsjährige Hans stand daneben wie ein Klotz.

„Stehst du, Hans", sagte die Mutter. „Kein Schwesterchen ist viel lieber zu mir als du!"

Der Junge nickt erwachsen: „Na, Mama, aber ich habe auch nicht vor zehn Minuten die große Vase im Speisezimmer zerbrochen!"

„Oeffnen Sie, Sie können sich nicht verleugnen. Ihre Schuhe stehen vor der Türe!"

„Ich bin in Hausschuhen ausgegangen." („Moustique.")

Gemütlich

Meyhaer zum davoneilenden Einbrecher: „Einen Augenblick, mein Herr, ich möchte Sie noch eben in meine Kundenliste eintragen."

*

„Sind Sie auch der Meinung, daß jeder Mensch von seiner täglichen Umgebung beeinflußt wird?"

„Nicht immer! Ich habe z. B. einen Mann gekannt, der viele Jahre einen Sprengwagen fuhr und dann doch an Alkoholvergiftung gestorben ist." (Die Argonaut)

*

„Dein Aufsatz ist gut, Günter, aber er stimmt mit dem Aufsatz von Emil Wort für Wort überein. Was muß ich daraus folgern?"

„Daß Emils Aufsatz auch gut ist, Herr Lehrer!" (Berliner Illustrierte Zeitung)

Die Hilfe

Junge Hausfrau: „Minna, haben Sie der Köchin gesagt, daß ich ihr nachher helfen will?"

Hausmädchen: „Ja, aber sie meint, ob's nicht vielleicht einen anderen Tag sein könnte — heute hätte sie zuviel zu tun!"

Nichtachtung

Der Marquis de M., ein Mann, dessen kecke Zunge in ganz Frankreich bekannt war, hatte sich seinen Titel erkauft. Napoleon sagte während eines Hoffestes zu ihm: „Ich kann diejenigen nicht achten, die sich den Adel kaufen!"

„Und ich kann diejenigen nicht achten", entgegnete der Marquis, „die ihn verkaufen!" (Lustige Blätter)

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Doktor, ich habe in der Hast eine falsche Maske erwischt." („Everybodys Weekly.")

Fritz lacht nicht

Mein Sohn Fritzchen ist eine Marke. Ich kenne ihn. Deshalb nahm ich ihn am letzten Sonntagmorgen ins Gebet.

„Fritz", sagte ich mit väterlicher Würde, „heute mittag kommt Onkel Gustav zu Besuch. Onkel Gustav hat sehr krumme Beine. Ich bitte mir aus, daß du nicht darüber lachst!"

„Aber Papa, wo werde ich!"

Es war mittags 12 Uhr. Onkel Gustav saß auf dem Kanapee, die dickbauchige Likörflasche vor sich. Fritz betrat das Zimmer, eine großem Bogen um ihn herum und murmelte: „Und wenn einer gar keene Beene hat, ick lache nich!"

*

„Findest du nicht, daß Theobald ein kluges Gesicht hat?"

„Ja, aber ich weiß nicht recht, ob er nicht simuliert."

*

„Was hast du denn mit dem Pfennig gemacht, den ich dir gestern gab, Kurt?"

„Ich habe ihn in die Sparbüchse getan."

„Das war klug, mein Junge! Hier hast du eine Mark als Belohnung!"

„Die tue ich aber nicht in die Büchse! Mit dem Pfennig konnte ich ja nichts anfangen."

*

Schüchterner Bewerber: „Ich komme, um deine Schwester zu besuchen."

Kleiner Bruder: „Na, ich weiß. Sie hat erwartet, daß Sie kommen würden."

Bewerber: „Ja? Das ist herrlich! Hier hast du eine Mark. Woher wußtest du, daß sie mich erwartet?"

Kleiner Bruder: „Weil sie ausgegangen ist."

Das stimmt

„Hm — das soll ein Bild von Schindler sein."

„Ja — aber ich weiß, daß es mir nicht gut gelungen ist. Schindler ist eben sehr schwer zu treffen!"

„Das stimmt! Das wirst du erst merken, wenn es ans Bezahlen geht!" (Illustrierter Beobachter)

*

Peterchen ist in letzter Zeit recht unartig, und sein Vater verspricht ihm eines Morgens beim Wegerben fünfzig Pfennige, wenn er sich den ganzen Tag über gut beträgt.

Abends ruft er den Jungen: „Jetzt will ich mal die andern gar nicht fragen, ob du wirklich brav gewesen bist. Sag du mir selbst: hast du die fünfzig Pfennige ehrlich verdient?"

Peterchen schweigt einen Augenblick: „Gib mir zehn Pfennig, Vati", sagt er leise.

(Die Woche)

Hühneraugen

Hornhaut, Schwielen, Warzen u. dergl. werden rasch u. schmerzlos entfernt mit Efasit-Hühneraugentinktur. Kosmetisch, glänzend bewährtes Präparat, starke Tiefenwirkung. Verlangen Sie aber Preis RM -.70

Efasit

In Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften auch Efasit-Fußbad, Efasit-Creme, und -Fußpuder erhältlich.

Ehrenbahnung

diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag K Herne i. W. Mühlenstr. 7

Die Anzeige

erschließt den Markt, sie fördert Nachfrage und Bedarf, ist daher im heutigen Wirtschaftsleben nicht mehr wegzudenken

„Nicoton" gegen Bettnässen

Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke Nieheim, Kr. Höxter

Badefrau schützt Ihr Gehör aber nicht vor Ohrenschmerzen! ARLMINA garantiert! Haltspat, wasserabweisend u. bleibt durch Weichteil auch b. Schaben elastisch. In Apoth. 30-90 Pf. ARLMITOL Spandau.

Schlankheit in der Tasche

Schlank bleibt man durch den bewährten Rat Richtertee. Wenn die Zeit dazu fehlt, nimmt man Drix-Tabl. oder Dragees aus den wirksamen Drogen von Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee

auch als Drix-Tabletten-Drix-Dragees

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Haupt schriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite angenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 4. Vj. 38: 43181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

4. Jahrg. – Nr. 8 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 19. Februar 1939

Verlagspostanstalt Paderborn

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Kopfsprung in die Fröhlichkeit

Wann geraten die gewohnten Gesetze bürgerlicher Stabilität ins Wanken? Wann steht die Welt im Zeichen von Licht, Farbe, Wein und Musik, so ein kleines bißchen auf den Kopf? Wann werden die mannhaftesten Entschlüsse, diesmal bestimmt nicht mitzumachen, kräftigst in den Wind geschlagen? Schwierige Frage! Im Fasching natürlich! Schon in den Tagen des Januar ist in langen Sitzungen der in jedem Jahre am Aschermittwoch Sterbende neu geboren worden. Das närrische Kind seiner närrischen Eltern (zumeist sind es Dürer) ist in wenigen Wochen schon prächtig gediehen, ist groß geworden, und mit ihm ist auch die Wundergewalt seines Zepters gewachsen, bis sich schließlich in diesen Tagen nur mehr die wenigen seinem gebietenden Einfluß zu entziehen vermögen. Man hat sich schon oft gefragt, was dem denn eigentlich solche Macht über die Gemüter verleiht. Ist es so, daß die im allgemeinen doch auf ernste Dinge gerichtete menschliche Natur ein Ventil braucht, ein übermenschliches Ventil zur Fröhlichkeit, oder stellen wir im Fasching eine Fortsetzung der großen Frühlingsfeste unserer Vorfahren sehen? Die dem auch sei, in diesen Wochen und vor allen Dingen in der letzten Woche vor dem großen Kehraus ist er jedenfalls eine absolute Wirklichkeit — und, im Vertrauen gesagt, wir sind nicht böse drum. Wie können uns höchstens wundern, Wunders zum Beispiel über die tausend Abwandlungen und Schattierungen, in denen uns der alte ewig junge Prinz mit der Schellenkappe entgegentritt. Klein innerhalb der deutschen Grenzpfähle hat er ungezählte Gesichter und Temperamente. In Wien gibt er sich „fesch", in München „zünftig" und in Köln „e besche jeck". Es gibt Städte —, wo er sich offensichtlich besonders wohlfühlt. Städte, in denen sich ihm zuliebe ungezählte ausschließende Künstlerstände mühen (womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch die Beine in diesen Tagen in seinen Diensten stehen), ja in diesen Faschingszentren hat er sich sogar einen Tag ausgesucht, wo er in großen Umzügen seine Macht demonstriert und all das, was an ausgelassener Laune, Einfällen, gutmütigem Spott und froher Gestaltungskraft in einer solchen Stadt anfonsten mehr oder weniger im Verborgenen blüht, ins bunte Licht einer konfetti- und luftschlangenprotzenden, masken- und pritschenbewehrten Faschingsöffentlichkeit rückt.

Aber es ist nicht so, daß etwa das Land in diesen Tagen arbeits stünde. Im Gegenteil. Eine Fülle altesten und besten deutschen Fastnachtsbrauchs, in den sich unverfälschter Volkshumor spiegelt, hat sich gerade in Dörfern und kleinen Landstädten erhalten. Am Oberrhein zum Beispiel führt am sogenannten „unsinnigen Donnerstag" ein seltsamer Zug durch die Dörfer. Auf dem „Block", einem mit Bändern und Blumen bekränzten Baumstamm, kauert Prinz Karneval und verteilt mit Geißelhiebe seine anzüglichen Sprüche und Derbleien unter die lachende Menge. Ein Troß von Masken begleitet ihn, Türken und Türkinnen, Zigeuner, Barbiere und Astrologen mit ungeheuren Fernrohren, von denen jeder natürlich seine bestimmte Rolle hat. In Luzern heißt der letzte Donnerstag vor dem Aschermittwoch der „Fritschistag", angeblich nach einem Manne namens Friedlin, der im 15. Jahrhundert mit den Eidgenossen tapfer gegen Karl den Kühnen stritten, später ganz auf seinem Gute lebte und alljährlich nur am Donnerstag vor Fastnacht in die Stadt gekommen sei, um mit den alten Kriegskameraden die Erinnerung an dramatische Heldentaten zu feiern. In seinem Testament bestimmte er eine größere Summe zu einem alljährlichen festlichen Umzug seiner Zunftbrüder am Fastnachtsdonnerstag. So ziehen denn jedes Jahr Männer in mittelalterlicher Landsknechtstracht durch die Straßen, mehr ernst feierlich als ausgelassen, zuletzt hoch zu Roß die „Ehelente Fritschi". Der Freitag nach dem unsinnigen Donnerstag heißt in manchen Gegenden Schwabens der „lüßige", der ruhige, weil jeder versucht, möglichst früh, so lange die anderen Hausbewohner noch schlafen, ihnen das Gesicht mit Ruß zu beschmieren. Kein Wunder, daß hier am nächsten Morgen einige Leuchten etwas schwarz sehen.

Je mehr wir uns das Kaleidoskop des Karnevals im einzelnen betrachten, um so bunter und verwirrender wird das Bild. Welche Wünsche werden zum Beispiel nicht in diesen Hochtagen laut, gewinnen Form und Gestalt! Wünsche, die zum Teil Jahre hindurch auf dem Grunde bürgerlich solider Seelen ruhten. Da möchte ausgerechnet der biedere und weiß Gott goldtreue Familienvater Krause in der galanten Maske eines verführerischen Don Juan das Herz seiner (selbstverständlich) den Gatten begleitenden und vielleicht als feuriges Pulsmädchen verkleideten besseren Hälfte wieder einmal erobern. Da verspürt der sonst nicht zu den Kühnsten zählende Herr Müller (wie bitten den Herrn sich wegen Preisgabe dieses Geheimnisses nicht bei uns beschweren zu wollen) plötzlich den unwiderstehlichen Drang, als Torero sämtliche Stiere der Welt in die Arena zu fordern. Die menschliche Seele zieht in kühnem Schwung nach jenen Lebensträumen, die aus natürlichen Gründen meisten verschlossen bleiben müssen. Geben wir ihr für die wenigen Tage und Stunden des Faschings wenigstens den Schein der Wirklichkeit.

Gegenüber der Derschiedenartigkeit dieser Wünsche gibt es aber auch große Gemeinsamkeiten, zumindestens des deutschen Faschings. Zum Beispiel in Punkto Musik. Nicht nur, daß man sich dieser Zeit gerne in beschwingtem Rhythmus durch die im festlichen Flitterglanz erstrahlenden Räume paarweise bewegt, es gibt darüber hinaus auch ganz bestimmte Melodien, die im Westen oder Süden des Reiches ihren Geburtsort haben und die von Kopf bis Fuß auf Fasching eingestellt sind. Selbst auf ältere und gesetzte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft üben diese Lieder einen seltsamen und unwiderstehlichen Zauber aus: sie zwingen förmlich zum Mitsingen und Mitschunkeln, jenen Hauptbeschäftigungsarten der richtigen Karnevalsbefliffenen. Diese Lieder werden gesammelt. — Nein, nicht nur in den Notenmappen der Musiker, auch in den Herzen der fröhlichen Männlein und Weiblein, die den närrischen Prinzen gerne haben. Jedes Jahr kommen zwei bis drei neue Lieder dazu. In diesem mit der Zeit stattlich angewachsenen Repertoire ist alles für den Faschingsbrauch zu finden. Von der unvermeidlichen Aufforderung zum gegenseitigen Duzen bis zu der prophetischen Voraussage, daß auch Du am Ende kornblumen- oder sonstwie blau bist. Damit wären wir übrigens bei einer weiteren Gemeinsamkeit der Faschingsfreude angelangt, beim Blauseln. Wie fast jeder praktisch und zumindestens jede theoretisch weiß, gibt es tausend Wege zu diesem „Idealzustand", dessen Schilderung wir uns infolgedessen sparen können. Wir könnten vielleicht noch in jenes ebenfalls den Karneval aller Breiten und Zonen gemeinsame Kapitel hineinleuchten, das Carl Amor höchst persönlich zu schreiben pflegt — aber auch dazu sind wir zu diskret. Lassen wir die Betrachtung, das Erlebnis soll sprechen!

hek.

Fasching — schmackhaft gemacht! Foto: Ufa

Florian zerbricht eine Geige

Von Werner Jörg Lüddecke

Der Stehgeiger des kleinen Konzertkaffees zog sich durch die Hintertür zurück, um seine vertraglich zugesicherte, halbstündige Pause einzulegen. Er hatte seine Geige gegen das Notenpult gelehnt, und es achtete zunächst auch niemand darauf, — bis das Instrument plötzlich umfiel, das Podium herabkugelte und sich spektakulär den Hals brach. Aus heiterem Himmel jagungen. Die Gäste sahen sich betreten an. Wie war das nur möglich gewesen? Wahrscheinlich wohl war sie ins Rutschen gekommen . . . In diesem Augenblick machte sich die zerbrochene Geige selbständig und verschwand schluchzend unter einem Tisch, wo sie zunächst kurze Zeit verblieb, um sich dann weiter auf Wanderschaft zu begeben. Und siehe, das Rätsels Lösung wurde sichtbar. Die Geige hing in der Handschlinge einer langen Hundeleine, an deren anderem Ende ein Dackel befestigt war. Wie sich später herausstellte, der Dackel Florian. Er also zerbrach die Geige. Sicher nur versehentlich und im Vorbeischleichen. Und nun fühlte er sich sehr am Platz und wollte gehen. Doch niemand öffnete ihm die Drehtür. Wohingegen der Geiger, angelockt durch den Wehklang seines Instruments, wieder den Ort seines Wirkens betrat.

Der Fall kommt ins Rollen. Als nämlich der junge Stehgeiger höflich und bescheiden bittet, der Besitzer des Hundes möchte sich doch melden, bleibt ringsum alles still. Der Kaffeehausbesitzer nimmt sich der Sache an. „Meine Herrschaften", sagte er und lächelte dabei noch verbindlich, „der Besitzer des Hundes wird doch nicht wollen, daß der Künstler die Kosten für die Reparatur allein trägt. Er möchte sich doch melden, und man kann die Sache in aller Ruhe besprechen." Aber es meldet sich niemand. Da seufzt der Kaffeehausbesitzer tief und gibt die Leine des Hundes frei, „Lauf zu Herrchen", sagt er. Gemein so etwas. Die Gäste des Kaffees freuen sich diebisch. Der Hund Florian indes läuft pflichtgetreulich zu einem älteren Herrn, der zeitungslesend am Fenster sitzt. Und schwanzwedelt, „Aha", sagt der Geiger. Er verbeugt sich höflich vor dem Alten und fragt: „Verzeihung, ist das Ihr Hund?"

„Wie meinen Sie?" — „Ob Ihnen das Tier gehört?!"

„Verzeihung, Sie müssen etwas lauter sprechen. Ich höre sehr schwer."

Der Pianist, der die großen Arien und die kleinen Schlager gegen ein Extrahonorar singt, springt dem schüchternen Geiger bei. Die Umsitzenden halten sich die Ohren zu. Der Alte nickt verstimmt. „Endlich mal ein Mensch, der deutlich spricht. Nein, es ist nicht mein Hund. Aber vor etwa zehn Jahren hatte ich einen Pudel, — und eines Tages — Da hat der Kaffeehausbesitzer das Tier schon wieder weggezerrt. „Sich Herrchen. Männe!"

Florian schwanzwedelt und springt — hopp — auf den leeren Stuhl neben einem dicken Herrn. Dort rollt er sich friedlich zusammen und schickt sich an zu schlafen. Der Dicke klopft unter dem Kreuzfeuer der schadenfrohen Blicke rat an. „Mißwieh! Du bist wohl verrückt! Gerade ich, wo ich jawiele keine Hölzer leiden kann! Marsch! Florian kneift die Rute ein und flüchtet in den Schutz eines jungen Ehepaars. Die Frau lacht hilflos und verlegen, — der Herr exekiert sich und wünscht zu zahlen, Florian aber zieht ein Haus weiter.

Die Angelegenheit wird lustig. Alle Gäste beteiligen sich. —

„Sie haben den Hund doch vorhin mit Kuchen gefüttert!" — „Ich? Daß ich nicht lache. Ich habe ja gar keinen Kuchen gehabt! Ehrl Bitte habe ich Kuchen gehabt?! — „Nein. Aber mir war so, als der Herr dort drüben . . . Ich will natürlich niemanden verdächtigen." — „Was ich Ihnen auch nicht raten möchte. Herr!!!" „Ich weiß wem er gehört", meldete sich schließlich jemand.

„Na also! Warum denn erst so schüchtern!"

„Bitte, keine Umständlichkeiten. Er gehört der Dame in der Nische dort drüben."

„Daß ich nicht lache! Von hier aus können Sie sich gut überzeugen, daß die Nische überhaupt leer ist." — „Ja, jakra, da hat doch vorhin noch . . ."

Die Sache wird unbehaglich. Das junge Ehepaar möchte gern gehen und traut sich nicht. Der schwerhörige Herr wüßte gern, was eigentlich los ist. Der Geiger ist traurig, der Kaffeehausbesitzer wütend, und eine alte Dame verlangt eigentlinnig Musik. Dann ist da noch ein junger Herr. Er kam ganz zuletzt und garantiert ohne Hund. Er genießt die kleine Vorstellung mit der Behaglichkeit des unbeteiligten Beschauers und ist überdies nicht abgeneigt, dem eventuellen Besitzer des Dackels mit ein paar Mark unter die Arme zu greifen, falls es sich für diesen um ein Vermögen handeln würde.

Da plötzlich stößt Florian einen Freudenblaffer aus und eilt einer jungen und überaus hübschen Dame entgegen, die ohne Mantel und Hut das Kaffee betritt und sich in der bereits erwähnten Nische niederläßt. „Nun, Florian, bist Du inzwischen auch brav gewesen?"

Gesenkten Hauptes nähern sich Stehgeiger, Kellner, Pianist und Kaffeehausbesitzer. „Gnädige Frau, wir haben die unangenehme Pflicht . . ." Die traurige Geschichte von der zerbrochenen Geige löst bei der jungen Dame Tränen aus. „Aber ich habe sicher gar nicht soviel Geld bei mir!"

Da erwacht in dem jungen Geiger der Kavalier. Er macht eine großartige Handbewegung und sagt: „Selbstverständlich geht das zu meinen Lasten. Bitte, es handelt sich nur darum, festzustellen, wem dies Tierchen überhaupt gehört. Keinesfalls kann ich das Geld annehmen. Es handelt sich um eine Kleinigkeit, die ich selbst reparieren kann. Zudem bin ich auch gegen solche Unfälle versichert."

Alle Anwesenden sind überzeugt, daß es sich absolut nicht um eine Kleinigkeit handelt, und daß der junge Geiger die Sache mit der Versicherung geschwindelt hat. Aber er läßt sich auf keine Verhandlungen mehr ein. Die Wogen der Handlung ebben ab. Man versöhnt sich und lacht. Ja darüber hinaus freundet man sich an, da man sich nun sozusagen kennt. Vor Tisch zu Tisch geht die Unterhaltung. Der junge Herr, aber als letzter kam, sitzt der Dame mit dem Dackel Florian am nächsten. „Ich habe nämlich auch einen Dackel", sagte er. „Er heißt Krause und hat mich bereits sieben Hosen gefostet." Aber trotzdem. Die junge Dame findet das verständlich. Später brechen die beiden zusammen auf.

Am Abend nach Geschäftsschluß nimmt sich der Kaffeehausbesitzer, der ein gutes Herz hat, den Stehgeiger beiseite und sagt: „Sie sind zwar ein guter Geiger, aber ein schlechter Geschäftsmann. Ich will mal ein Auge zudrücken. Da." Und er steckt dem Musiker einen Geldschein in die Tasche. Die Angelegenheit hätte nun an sich ein gutes Ende gefunden. Indes, es geht noch weiter. Wenige Zeit später kommt für den jungen Geiger ein eingeschriebener Brief.

Sehr geehrter Herr Kapellmeister!

Ich bin so überglücklich wegen der Sache mit Ihrer zerbrochenen Geige! Bitte nehmen Sie doch das anliegende Geld ruhig an. Ein kleiner Zuschuß zu der Reparatur. Herzliche Grüße Ihre ergebene . . .

Und wieder ein paar Tage später kommt ein zweiter eingeschriebener Brief. Mit mehreren Geldscheinen als Anlage.

Lieber Freund.

Die Sache mit Ihrem zerbrochenen Instrument hat meinem Leben eine neue Wendung gegeben. Erlauben Sie, daß ich durch Sie dem Schicksal ein kleines Dankopfer bringe, das ich dem Brief beilege . . .

Der junge Geiger legte all die Geldscheine zusammen, nahm sein Sparbuch hinzu und kaufte sich das so lang ersehnte Saxophon.

„Das kannst du nicht ahnen . . . !"
Deike-M.

„Mein allerbestes Ich!"

Nachdenkliche Karnevalsgeschichte von Friedrich Bröger

Er hieß Peter und war Bildhauer. Die Akademieprofessoren, bei denen er arbeitete, hatten viel väterliches Wohlwollen für seine Begabung. Er war ein fanatischer Arbeiter, ein wenig wild und menschenscheu und hatte wenig Talent zur Liebenswürdigkeit.

Sie hieß Anna und modellierte in der Akademie zärtliche kleine Tierfiguren; aber das nahm niemand sehr wichtig, sie selbst auch nicht. Die Kommilitonen nannten sie die schöne Anna und betrachteten sie mit Wohlwollen, aber durchaus nicht väterlich. Man huldigte ihr und freute ihr Konversationsbild men, und sie nahm das mit dem Vergnügen hin, das jedes schöne und gesunde Mädchen an solchen Dingen hat. Deshalb war es um so seltsamer, daß sich die schöne Anna gerade mit Peter verlobt hatte, die leichte, blonde und fröhliche Anna mit dem schwerfälligen Peter. Er war ein hagerer, langer Kerl, mit einem klugen und zerarbeiteten Raumkopf, der wenig Haare und viele Falten zeigte und eine kleine Warze zwischen Nase und Mundwinkel.

Nun gab es jedes Jahr in der Faschingszeit ein Atelierfest, das schon eine lange Tradition hatte; viele Jahrgänge hatten bereits Phantasie und Arbeit an die wechselnden Saaldekorationen gewendet, und deshalb ging man an die traditionelle Fröhlichkeit mit einigem Ernst heran. So kam man nach vielen Beratungen auf das Motto: Die vereinigten sieben Himmel. Jeder erscheint als sein bestes Ich! Es sollte also jeder in der Rolle und in der Gestalt erscheinen, in der er sich gerne gesehen hätte. Man glaubte, daß die vereinigten sieben Himmel, den Olymp eingeschlossen, Anregungen für alle erdenklaren Wunschträume bieten könnten; seien es nun Götter, Halbgötter, Helden oder Philosophen. Darüber hinaus wurde noch beschlossen, daß alle guten Künstler, die durch ihr Werk die großen Schaktruhen der Völker bereichert hatten, auch als Bürger des einen oder des anderen der sieben Himmel betrachtet werden sollten.

Anna nahm mit Vergnügen an den Vorbereitungen zum Fest teil. Aus irgendwelchen Gründen fand sie, daß sie sich als Diana besonders gut ausnehmen würde. Peter bestritt das, wie gewöhnlich.

„Außerdem", sagte er, „ist Diana die Göttin der Jagd und tritt gewöhnlich mit einem Hirsch auf. Ohne Hirsch keine Diana!"

„Das ist doch nicht so wichtig", meinte Anna. „Ein Bogen tut es auch."

Peter schüttelte den Kopf.

„Bogen und Pfeil gehören dem Eros, welcher der Gott der Liebe ist. Er ist aber männlichen Geschlechts und wird nicht älter als höchstens acht Jahre, das kannst du auf jedem Kitschbild sehen. Klassische Mythologie schwach!"

Anna mochte keinen Streit und sagte friedlich:

„Es darf jeder kommen, wie er sich gern sieht. Und ich sehe mich eben gern als Diana mit dem Bogen. Und in welcher Gestalt willst du kommen, Peter?"

„In keiner Gestalt werde ich kommen!" meinte Peter streitlustig, denn er stritt oft, gern und mit Vergnügen. „Ateliersfeste und lockeres Künstlervölkchen, das ist doch alles haarig!"

Anna tippte ihm leicht und zärtlich mit dem Finger gegen die kleine Warze im Mundwinkel.

„Ach Peter", seufzte sie, „du mußt das nur richtig verstehen! Und dann möchte ich doch so gern einmal wissen, was du gern sein willst!"

„Weißt du das noch nicht?" fragte Peter halb spöttisch, halb ernst.

„Du redest ja nie davon! Höchstens sagst du etwas von Arbeit und Ehrlichsein, aber das ist doch so allläglich und gar nicht interessant. Gibt es denn unter allen Seelen in sämtlichen Himmeln gar keine, die dir passen würde?"

Peter schien nachdenklich und zögerte.

„Vielleicht Diogenes?" rief Anna eifrig. „Das würde dir stehen!"

Plötzlich lachte Peter herzlich.

„Ich werde kommen! Aber ich komme allein und ich sage dir nicht, in welcher Gestalt. Du mußt mich suchen!"

„Und du kommst wirklich als dein bestes Ich?"

„Als mein bestes Ich, das ich zur Verfügung habe!" Peter lächelte hinterlistig. „Aber jetzt mußt du mich allein lassen, Anna! Ich habe noch zu arbeiten!"

Als Anna in den Festsaal kam, von deffen Decke schön gemalte Wolkentürme hingen, war er schon voll von einem fröhlichen Schwarm. Anna war mit sich zufrieden, mit der griechischen Frisur, mit dem phantasievollen Faltengewand. Es kam ihr auch gar nicht darauf an, daß sie nun ein einwandfrei griechisches aber mythologisches Mädchen war; viel wichtiger war doch, daß sie ein hübsches und hübsch angezogenes Mädchen war. Sie war sehr begierig, das auch von Peter zu hören, deshalb suchte sie ihn eifrig. Aber es war nicht so einfach. Da waren mindestens fünf Masken, die für sich in Anspruch nahmen, Diogenes zu sein. Drei davon schieden nach einer näheren Prüfung aus, sie waren zu klein. Von den anderen war aber der eine augenscheinlich der alte Kunstgeschichtsprofessor Riebart, und der andere tanzte mit einer dunkelhaarigen, dicken Griechin und zwar so gut, wie es Peter mit seinen ungeschickten Beinen nicht fertigbrachte. Es gab auch sonst noch genug Masken mit langen Beinen und großen Händen, aber in keiner konnte Anna den verkleideten Peter entdecken. Sie wurde langsam des Suchens müde und sornig auf den Gefuchten, weil er ihr kein Zeichen gab. Sie trank zwar, scherzte und tanzte mit den anderen, aber sie war doch ein wenig traurig. Denn sie war sehr neugierig gewesen, den Gott aber den Helden kennenzulernen, der zu sein Peter Sehnsucht hatte.

Sie wanderte ziellos durch den fröhlich:n Trubel, der Musik nach, die irgendwo zwischen den phantastischen Wolkentürmen spielte. Da stieß sie in einer halbdunklen Grotte, in der ein Tisch stand, auf eine einsame Maske. Anna blieb plötzlich stehen und erschrak sehr. Die Maske wandte langsam ihr papiernes, bemaltes Gesicht ins Helle. Es war Peters Gesicht, von einer geschickten, aber nicht gerade reifevollen Hand aus irgendeiner Papiermasse gemacht. Es war nicht eben bösartig verzerrt, aber witzig und mit feinem Gefühl ins Grotesk-Groteske verändert, ein olympischer Gott Peter sozusagen. Auch die kleine Warze am Kinn war nicht vergessen worden, sie hatte sich im Gegenteil sehr ins Olympische vergrößert.

Zuerst war Anna überrascht über die wirklich großartige Maske, dann aber wurde sie wütend. Sie meinte nämlich, die Maske wäre das Machwerk irgendeines Kommilitonen, der einen Groll auf Peter hatte. Peter sorgte ja immer und mit Vergnügen dafür, daß es solche Leute gab.

„Das ist gemein!" sagte sie. „Nehmen Sie die Maske ab, wenn Sie Mut haben!"

Die Maske schüttelte den Kopf und sagte mit verschleierter und verstellbarer Stimme:

„Kann ich nicht!"

Je länger sie die Maske betrachtete, um so erstaunter wurde Anna und um so wütender. Der Mann, der die Maske geschaffen hatte, war ein Künstler, und Anna liebte Peter zu sehr, als daß sie nicht auf einen Mann eifersüchtig gewesen wäre, der ihm in irgendeiner Hinsicht überlegen war. Sie nahm ihren kleinen Bogen und schlug damit blindlings über das Maskengesicht. Der andere stand auf und nahm die Maske ab. Es war Peter. Er lachte vergnügt und sagte:

„Was hast du denn? Ich habe dir doch versprochen, ich komme als mein bestes Ich. Seit wann bekommt man für erfüllte Wünsche Ohrfeigen?"

„Aber was soll denn das heißen?" fra
Anna.

Peter bemühte sich um die eingebeulte N
der Maske.

„Schade!" meinte er. „Sie war gar nicht schlecht! Uebrigens hat es wenig Zweck, sich fremde Häute zu träumen. Es ist besser, m füllt seine eigene aus, selbst wenn sie nicht glänzend ist, wie man sie gern hätte."

Anna stand eine Weile still und nachdenk Dann nahm sie Peter mit einer plötzlichen wegung die Maske aus der Hand und setzte ihm wieder auf den Kopf.

„Ich verliebe dich!" sagte sie zärtlich. „I wenn jetzt einer sagt, daß deine Haut n glänzend ist, dann kratz ich ihm die Au aus! Komm tanzen!"

Während sie tanzten, dachte sich Peter. Anna und er sich nun eigentlich nichts m zu sagen hätten, als ein gewisses lautes deutliches Ja.

Dies nebenbe

Es leuchtet unbedingt ein, daß rein zahlmäßig die meisten Verkehrsunfäll sich im allgemeinen an den Hauptve kehrsstraßen ereignen. — von beso deren Gefahrenpunkten für einen auch ringeren Verkehr abgesehen. Diese Tatsa findet sich in einer Erhebung bestät welche in der Reichshauptstadt Berlin Grund der Verkehrsunfälle in den Jahr 1933/34 und 1936/37 über die Veränderung der Verkehrsunfälle durchgeführt wurde. D zeigt sich, daß im Rahmen der allgemei Zunahme der Unfälle und Zusammenst die Vermehrung in erster Linie bei den h her schon unfallreichsten Straßen eingetre ist, d. h. bei den Straßen mit über 100 U fällen im Jahr. Der Anteil der unfallrei sten Straßen an der Gesamtzahl der Unfäl der 1933/34 noch wenig mehr als 36 v. betragen hatte, war 1936/37 auf rund 41 v. gestiegen. Die Verkehrsentwicklung und damit zusammenhängende rasche Anstei der Verkehrsunfälle bis vor kurzer Z trifft also maßgeblich und vor allem Hauptverkehrsstraßen, denen deshalb für Verkehrssicherung besonderes Augenme zugewendet werden muß. Daß aber da auch die anderen Stellen des städtisch Straßennetzes nicht außer acht gelas werden dürfen, erweist sich an dem hoh Anteil tödlicher Unfälle in den vergleic weise unfallarmen Straßen.

*

Reichsamtsleiter Kriegler, der Präsid der Reichsrundfunkkammer, veröffentlicht „Rundfunkarchiv" einen Leistungsbericht, dem sich ergibt, daß die Leistungen der deutschen Reichssender im letzten Geschäftsj wieder eine bedeutende Steigerung erfuhr Die zwölf Sender des Altreiches hab 158911 Sendungen mit einer Se dedauer von 75101 Stunden durg geführt. Die Durchschnittsdauer eines Run funktages betrug 17 Stunden und 9 Minu bei 36 Sendungen. Der Anteil der Mu am Rundfunkprogramm ist erneut gestieg und zwar auf 69,7 Prozent gegenüber 6 im Vorjahr. Die Vorträge gingen demgeg über von 7,1 auf 5,9 zurück. Eine klei Steigerung weisen auch die Anteile des Z funks und der Nachrichten auf. Der deutsc Rundfunk stellt heute die wirtschaftliche sis eines großen Teils der deutschen Ku und der Künstlerschaft dar. Ueber die M wirkung am Programm fließt den künstle schen Kräften starke materielle Unterstütz zu. Das Geschäftsjahr 1937/38 brachte w der eine Steigerung der Mitwirkungen über 9 Prozent auf 565 923. Dabei hand es sich nur um freie, nicht um festangest Kräfte. Dem gigantischen Hörerzugang v über 2½ Millionen im Jahre 1938 entsp chen die Produktions- und Absatzziffern den neuen Volksempfänger und den Kl empfänger. In den letzten vier Monaten Jahres konnten über 800 000 politische Ge produziert werden, von denen fast 700 im gleichen Zeitraum im Inland abgese wurden. Daneben konnte der Absatz Markengeräten auf über 900 000 Stück, mehr als das Doppelte der Vergleichszeit Jahres 1935, gesteigert werden. So brach das starke Anwachsen der Rundfunkentwi lung für 1938 einen allein durch den Rus funk veranlaßten Geldumsatz von weit ü einer halben Milliarde.

*

Eine Laterne mit rotem Ring.

Was kann das nun bloß schon wieder se Da haben doch vor einiger Zeit von sechs Laternen in unserer Straße vier ei roten Ring bekommen. Das muß auch die Autobesitzer in unserer Nachbarsch irgendwie einwirken, denn bis dahin w jede Laterne eine Garage für sich. Seitd aber die roten Ringe da sind, drängen s die Autos, deren Besitzer keine richtige G rage haben, unter den Laternen ohne Si fen zusammen und verbringen dort die Nac Neugierig, wie ich nun mal bin, habe heute den Versicherungsvertreter von nebe nach dem Grunde gefragt. Brummt Mann: „Sie scheinen aber mächtig viel G zu haben und nicht zu wissen, wohin da Es hört sich so an, als ob es Ihnen Sp machen würde, für uns all die Strafbefehle bezahlen, die wir zugestellt erhalten, w wir unter einer Laterne mit einem ro Ring um den Mast nach 22 oder 24 Uhr das ist örtlich verschieden — parken." W um denn in aller Welt, will ich wissen, hat in allen Zeitungen gestanden", meint Mann. „Laternen mit einem roten Ring den Mast werden zu der örtlich festgesetz Zeit vorzeitig gelöscht. Es darf aber kein Wagen unbeleuchtet auf der Straße ste Wer also unter einer so gekennzeichne Straßenlampe parkt, muß entweder sein A die ganze Nacht selber beleuchten oder Strafe zahlen. Da ist es schon klüger, fahren unter eine Laterne ohne Ring."

Zum Stapellauf des Kriegsschiffes „Bismarck"

An den Feierlichkeiten des Stapellaufes unseres größten Kriegsschiffes „Bismarck" unserer Kriegsmarine, nahm auch der Führer teil. Unser Bild: Die Ankunft des Führers in Hamburg. Neben ihm Generaladmiral Raeder und General Knochenhauer. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex)

Hermann Göring in den Tobis-Ateliers

Ministerpräsident Generalfeldmarschall Göring stattete den Tobis-Ateliers in Berlin-Johannisthal einen Besuch ab, um sich unter Führung des Regisseurs Hans H. Zerlett von dem Fortschritt der Aufnahmen des großen Filmwerkes „Robert und Bertram" zu überzeugen. (Presse-Hoffmann, Zander-Multipl.-K.)

Mussolini auf dem Militärflugplatz in Neapel

Der Duce bei der Besichtigung eines Militärflughafens in der Nähe von Neapel, wohin er sich in seiner eigenen Maschine begeben hatte. (Zander-Multiplex-K.)

Papst Pius XI. †

Nach 17 Jahren seines Pontifikates ist Papst Pius XI. gestorben. (Zander-M.-K.)

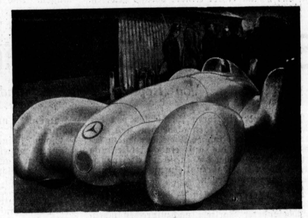
Das Geburtshaus des Papstes, der am 31. Mai 1857 in Desio bei Mailand geboren wurde. (Erich Zander, K.)

Dr. Robert Ley in London

Die Tagung des internationalen Beratungsausschusses des Weltkongresses „Freude und Arbeit", der zu einer dreitägigen Sitzung in London zusammengetreten ist, wurde durch Ministerpräsident Chamberlain eröffnet. — Von links nach rechts: Neville Chamberlain, Gustavus T. Kirby, USA., der Präsident des Kongresses, der englische Erziehungsminister, Earl de la Warr, Dr. Robert Ley und der englische Vertreter, Sir Noel Curtiss-Bennentt. (Associated Preß, Zander-Multiplet-K.)

Oberleutn. Pulkowsky tödlich verunglückt

Auf seinem Rückflug von Australien ist der deutsche Flieger Oberleutnant Pulkowsky in Madras tödlich verunglückt. (Weltbild, Zander-Multipl.-K.)



Caracciolas neuer Rekord

Der neue Mercedes-Benz-Rennwagen, mit dem Rudolf Caracciola auf der Reichsautobahnstrecke bei Dessau den neuen Rekord fuhr. (Presse-Hoffm., Zander-M.)

Unaufhörlich kommen rotspanische Söldner über die Grenze

Zu beiden Seiten der Pyrenäenstraßen nach Frankreich liegen zu Tausenden und Abertausenden die Gewehre der entwaffneten Rotspanier. (Weltb., Zander-M.-K.)

Flüchtlinge warten mit ihren Herden

an der Grenze, bis ihnen der Eintritt nach Frankreich erlaubt wird. Warum sie, die nie eine Waffe zur Hand genommen haben, Haus und Hof verlassen, um in ein fremdes Land zu gehen, ist ihnen offenbar selbst nicht klar.

Welt der Frau

Natürlich in USA.:

Die „freiesten" Frauen der Welt

Kleine Kinder werden verheiratet — Und das alles im Schatten der Freiheitsgöttin

Der Deutsche wird bekanntlich ehemündig, sobald er die Volljährigkeit erlangt hat, die Frau einige Jahre früher. Dann wenn schon für die gewöhnlichen Rechtsgeschäfte des Alltags ein Mindestmaß geistiger Reife unabdingbare Voraussetzung ist, um so mehr muß dies für einen Akt gelten, der zwei Menschen zur innigsten Gemeinschaft sämtlicher Lebensverhältnisse verpflichtet. Dazu gehört naturgemäß außer der geistigen die sittliche und die körperliche Reife. Während die Satzung des Großen Friedrich, das Allgemeine Landrecht, noch ausdrücklich den Zweck der Ehe festlegt: Kindererzeugung und Kindererziehung, hat das Bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1900 — getreu seinem liberalistischen Geiste! — von einer solchen Erwähnung Abstand genommen. Erst das Dritte Reich trägt dafür Sorge, daß die alte Form wieder mit einem neuen Geiste erfüllt wird, der dem Ernst und der Heiligkeit der Ehe als der Keimzelle für Volk und Staat entspricht.

Man sollte eigentlich annehmen, daß in Gottes eigenem Lande", daß bei den Nachfahren der Pilgerväter, die vor Jahrhunderten den Grundstock der nordamerikanischen Union errichteten, mindestens die gleiche Sittenstrenge maßgebend sei. Aber heute muß sie sich im Schatten der Freiheitsgöttin einer höheren Macht beugen, wenn sie mit ihr in Widerstreit gerät, dem Liberalismus. Seltsam genug: die Moral, die mit Argusaugen über die Wahrung und Beachtung der weiblichen Rechte wacht, läßt es ohne weiteres zu, wenn unmündige Kinder, wenn neunjährige Mädchen in das Ehebund gezwungen und gewaltsam darin festgehalten werden!

In vielen amerikanischen Zeitungen konnte man unlängst das Bild eines merkwürdigen Paares bewundern, eines 34 Jahre alten Bergmannes, eines Witwers, der eine Zehnjährige geheiratet hatte! Und das war nicht etwa gegen den Willen der Eltern des Mädchens geschehen! Es handelte sich keineswegs um eine der hart zu bestrafenden Entführungen. Nein, die leibliche Mutter der kleinen Rose Columbus hatte die Eheschließung mit allen Ehren und Riten zuwege gebracht. Sie war ja nur auf das „Glück" ihres Kindes bedacht gewesen. Denn das Mädchen hatte bis dahin mit ihrer Schwester und den beiden Eltern in erbarmungswürdigen Verhältnissen leben müssen, unter den vorhängenden Felsen eines Hügels, zwei harte Winter lang! Der erlebte Ehemann aber konnte der Familie ein festes Dach bieten, ein Blockhaus mit zwei Zimmern! Sollte man da nicht zugreifen? Die Mutter machte es recht „geschickt". Sie lief zum Richter und erwirkte die Heiratserlaubnis, indem sie dem Beamten erklärte, die Tochter sei schon 15 Jahre alt. Daraufhin erteilt sie den Schein. Und der Witwer, der Bergmann Fleming Tackett in Prestonsburg, trat vor den zuständigen Reverend, einen ehrsamen Grobschmied. Der staunte nicht wenig. Er glaubte zunächst, es handle sich um Rose's ältere Schwester. Aber man verwies ihn auf die Urkunde, und er wagte keinen Widerspruch mehr. Aufgeschwatzte Verehelete bildeten unter freiem Himmel einen Kreis. Man rief die „Braut" vom Spielplatz, wo sie sich ahnungslos mit Gleichaltrigen tummelte. Dann erklärte der Grobschmied den Vierundsechzigjährigen und die Zehnjährige zu rechtmäßigen Eheleuten! Der Gatte legte die Arme um die Schultern der scheuen Kleinen, die im Hängerkleidchen, in baumwollenen Strümpfen und verwetzten Schuhen stand. Bald darauf saß das Paar mit der Schwester und den Eltern der „Frau" in das neue Heim, in die beiden Räume des Blockhauses . . .

Ob diese „Ehe" glücklicher sein wird als der Lebensbund, den die neunjährige Eunice Winstead im Oktober 1936 mit dem 22jährigen Charles Johns schloß? Das war ja damals zu den Eltern des Mannes, obwohl diese mit der Heirat durchaus nicht einverstanden waren. Die Schwiegermutter empfing die unerwünschte Auserwählte ihres Sohnes mit einer gebörigen Tracht Prügel! Die jungen Leute mußten mit zwölf Menschen in einer sechs Meter langen Stube und in einem kleinen Schlafzimmer hausen. Sie konnten keine eigene Wohnung erschwingen. Der Mann hatte tagsüber auf dem Felde zu arbeiten. Die junge „Frau" aber war den Quälereien der Schwiegermutter ausgeliefert. Auch die Schule bot ihr keine Zuflucht. Der Lehrer, der die Heirat mißbilligte, spartе nicht mit Ohrfeigen. Eunice klagte ihrem Manne ihr Leid. Da nahm der Verbiendete sie aus der Schule. Nun hatte die Schwiegermutter völlig freie Hand. Sie trieb es schon dafür sorgen, daß diese sogenannte Ehe wieder auseinanderging! Sie würdete der Kleinen die schwersten Arbeiten auf und machte ihr das Leben zur Hölle. Aber Eunice klammerte sich an ihren Mann um Hilfe an. Aber er war ohnmächtig. Zudem glaubte er seiner Mutter, die über den Eigensinn und die Faulheit des Mädchens klagte. Eunice erhielt immer weniger Essen und immer mehr Prügel. Schließlich, als sie das Dasein nicht mehr ertragen konnte, flüchtete sie zu den Eltern. Aber da rief der verlassene Ehemann das Gesetz zu Hilfe. Der Sheriff mußte das Mädchen aus den Armen der leiblichen Mutter reißen und zur Schwiegermutter bringen. Die tobte nun ärger als zuvor. Wieder züchtigte Eunice, und wieder brachte der Sheriff sie zurück. Als die junge „Frau" zum dritten Male der Hölle entrann, rafften sich die Eltern der Vielgequälten endlich auf und verlangten die Lösung des unnatürlichen Bandes. Aber vorderhand erscheint es unentschieden, ob die Gesetze die Trennung gestatten werden . . .

Wer möchte den ersten Stein auf diese Kinder werfen? Zweifellos niemand. Schuldig ist allein die Satzung, die den Menschen schrankenloser Selbstbestimmung überläßt und ihm gerade dadurch Gewalt antut.

Sprachschöpfer Kind

Von „Ropeki", „Peilekäng" und „Soldatenhäusern"

Wenn Kinder in ihren Ausdrücken von der Sprache der Erwachsenen abweichen, sind zwei verschiedene Arten solcher Abweichungen zu beobachten: solche, die auf einer Fehlleistung beruhen, und solche, die in schöpferischer Tätigkeit des Kindes ihren Ursprung haben und Neubildungen darstellen.

Zu den erstgenannten — den Fehlleistungen also — gehören Fremdwörter, die Kinder mit besonderer Vorliebe nachzusprechen suchen. Für das Wort Prospekt hörte ich von ein und demselben Kinde „Rokekt", „Mispekt", „Sprokrekt"; statt Apparat wurde das viel schwierigere „Arroarat" gebildet, für Photographieren „Grafofotieren", für Krokodil „Kokelidi", für Telephon merkwürdigerweise, nur im Silbenrhythmus dem Vorbilde angepaßt, „Peilekäng", wobei noch zu beachten ist, daß das Schrillen des Telephons im Pei hell nachklingt.

Weit aufschlußreicher aber sind die Neubildungen, vom Kinde neugeschaffene Bezeichnungen für Menschen und Dinge. Die Tätigkeit des Verkaufens führt dazu, daß der Kaufmann von Kindern „Verkaufmann" genannt wird. Eine Vierjährige hieß einen Gastwirt „Mittagessenverkaufmann".

Andere Wörter werden bekannten angeglichen. So bildete ein Kind, offenbar nach dem ihm geläufigen pikfein: „pifneu", „pikjauber", „pikartig". Eine junge Dame namens Irene wurde „Frälein Sirene" gerufen, für Garage fand ein Dreijähriger die Bezeichnung „Autofall" und für Kaserne „Soldatenhäuser".

Einem kleinen Mädel hatte es das Wort „sauber" angetan; alles Helle und Freundliche hieß sauber: Weißbrot war sauberes Brot, eine blonde Lockenpuppe war „sauberes Püpp", Omi, die weiße Haare hatte, war die „saubere Omi" zum Unterschied von der jüngeren Muttersmutter, die ob ihrer schwarzen Haare einfach die „schwarze Omi" hieß.

Ein kleines Mädel, dessen Vater Arzt war, der Reisen vorlag, nannte alles Lesbare Rob, ein anderes, im gleichen Alter, unterschied Bilderbücher und „Buchstabenbücher".

Bisweilen führt die Fähigkeit des Kindes, Beobachtungen in Worte zu fassen, zu Ausdrücken, deren Anschaulichkeit überrascht. Ein Vierjähriger fragte seine Mutter, die ihn, die Stirne runzelnd, ernstlich ermahnte: „Mutti, warum hast du denn so'ne geschwollene Stirn?"

Derselbe kleine Junge, gewohnt, daß Silberpapier für die Hitlerjungen gesammelt wurde, schuf dafür die Bezeichnung „Hitler-Papier", und nach dem Besuche des ungarischen Reichsverweserpaares von Horthy, den er mit dem Führer zusammen bei der Parade sehen durfte, unterschied er zwischen „unserem Hitler" und dem „ungarischen Hitler".

Solche sprachschöpferische Tätigkeit des Kindes lehrt uns, wie sich im Kinde allmählich geistige Kräfte entfalten und von dem Reichtum unserer Muttersprache zeugen.

Katharina Radetzky

Der Mode hinter die Schliche gekommen

Schönheitsfehler, die Karriere machten — Ein Hühnerauge bringt den Schnabelschuh

Gewissenhafte Biographen berichten, daß Goethe zu kurze Beine, Schiller Sommersprossen und Moltke sehr große Ohren gehabt habe. Es scheint der Zweck solcher Feststellungen zu sein, zu zeigen, daß auch die sonst der Menschheit Höhen Wandelnden sich zuweilen mit allerlei Schönheitsmängeln abfinden müssen. Und es lohnt sich kaum, solche fiktiven Schönheitsfehler dem gütigen Vergessen zu entreißen, wenn sie nicht vielfach die Anlässe zu der Entstehung von merkwürdigen Moden und Trachten gewesen wären.

Freilich — Genies wie Goethe und Schiller waren erhaben über körperliche Mängel, und ein Moltke hielt es für unter seiner Würde, seine großen Ohren unter seiner Kopfbedeckung zu verstecken, wie dies der ebenfalls großohrige König Midas tat, als er die phrygische Mütze trug.

Manche Mode, die sich oft sogar bis in unsere Gegenwart erhalten konnte, fand in diesem Beitreben ihren Ursprung. Es waren durchaus nicht immer Frauen, deren Eitelkeit sich modeschöpferisch auswirkte. Im Jahre 1000 lebte in Paris der Graf von Plantagenet, ein reicher und vornehmer Lebemann. Doch ausste ihn ein Hühnerauge das auf der großen Zehe seines rechten Fußes saß und so groß war, daß er keinen gewöhnlichen Schuh anziehen konnte. Um dies unangenehme Gebrechen zu verbergen, erfand der Graf Schuhe mit langen, aufwärtsgebogenen Schnäbeln. Die Mode bemächtigte sich schnell dieser merkwürdigen Fußbekleidung, und bald gab es in der Pariser Gesellschaft niemand mehr, der nicht ein Paar Schnabelschuhe trug. Die Schnäbel wurden mit Werg ausgestopft. Je vornehmer ein Mann, desto länger die Schnäbel an seinen Schuhen. Ritter und Barone trugen Schuhschnäbel von einem Fuß. Grafen und Fürsten solche von zwei Fuß Länge. Es war die Sehnsucht manches Witzigers, auch auf „So großem Fuße" leben zu können, ein Wunsch, der bald Redensart wurde.

Wenn man zeitgenössischen Schriftstellern glauben darf, so verdankt auch die Perücke ihren Siegeslauf durch die Welt einem Schönheitsfehler. Ludwig XIV. soll sie nur deshalb zur führenden Haartracht erhoben haben, weil sie sozusagen den leichten Höcker auf seinem Rücken verdeckte.

Schönheitsfehler sind häufig nichts als ein Ueberschuß an Wachstum. Die beiden Töchter des Franzosenkönigs Ludwig IX. z. B. hatten übermäßig entwickelte Füße. Um diese gewaltigen Gebwerkzeuge den Blicken der Mitwelt zu entziehen, erfanden die Prinzessinnen gemeinsam mit einer findigen Hofdame das Schleppenkleid, das die großen Füße vortrefflich verhüllte. Die Schleppe hat seitdem unzählige Anfeindungen getrotzt und ist jahrhundertelang getragen worden, ohne daß ihr ursprünglicher Zweck noch bewußt war.

Noch heute trägt man das Fichu, ein mit Spitzen verziertes Schleiertuch, um den Hals. Seine Erfinderin ist die Gemahlin Philipps des Dritten gewesen, die darunter die Länge des Halses zu verbergen hoffte, den böse Zeitgenossen „Schwanenhals" nannten.

Auch die merkwürdige Mode des Reifrocks wird von einem historischen Schönheitsmangel abgeleitet. Eine spanische Infantin, deren Hüften bedenklich des Ebenmaßes ermangelten, erdachte ihn. Die reizende Mode des edelsteingeschmückten Strumpfbandes erfand eine Geliebte des französischen Königs Franz I. Niemand wußte, daß der altberühmte „Belle Ferronnière", ein kostbarer Brillant, den sie an einem Seidenband über der Stirn trug, eine entstellende Brandnarbe zudeckte.

Josephine, die Gemahlin Napoleons I., führte die Mode ein, ein Spitzentaschentuch in der Hand zu halten und häufig an die Lippen zu führen. Sie tat es allerdings nur deshalb, um ihre schlechten Zähne beim Sprechen und Lachen zu verbergen.

Nicht selten war es eine falsche Mutterliebe, die mit ähnlichen Mittelchen auch kleine Schönheitsmängel der Kinder zu bemänteln suchte. Wohlmeind berührt dieser einen Gewohnheit gegenüber das schlichte Wort einer deutschen Mutter, der Mutter des deutschen Gelehrten Helmholz, die in einem Brief an ihren Sohn einmal schrieb: „Gerade mein erstes Kind, du nämlich, mein Wunderkind, wie ich dich von deiner Geburt an nannte, wurde von allen unkühn gefunden. Mich beunruhigte das alles aber nicht. Ich bewunderte mein Kind, so wie es war. Als Jäckelte mich, wie es die Augen öffnete, an, und ich sah nichts als Geist und Verstand."

O. G. Foerster

Bei mir darf nichts umkommen, sagt Frau Säuberlich!

Deshalb schützt sie ihre Lebensmittelvorräte durch peinlichste Sauberkeit vor Verlust und Verderbnis. Da sollten Sie sich einmal die Speisekammer ansehen: alles blinkt und blitzt wie nach dem Großreinemachen! Kostet solch appetitliche Sauberkeit nicht viel Zeit und Arbeit? Ach wo, denn wer klug ist, nimmt Imi! Dieser vielseitige Reinigungshelfer entfernt Fett-, Schmier- und Schmutzrückstände in Sekundenschnelle, denn Imi wirkt schnell und gründlich.

IN DER SPEISEKAMMER können Sie Imi z. B. für folgende Sachen verwenden:

Fußböden, Wände, Fensterscheiben, Regale, Steintöpfe, Krüge, Eimer, Kannen, Schüsseln, Flaschen, Näpfe, Schmalz-, Butter-, Öl- und Marmeladendehälter, Honiggläser, Käseglocken, Kochöfen, Brotbüchsen, Milchtöpfe und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne iMi's Hilfe aus!

3204469

Die fröhliche *Krankenstube*

Eine Erinnerung von H. M. Heidrich

Es ist etwas Eigenes um die milde Hand einer Frau, deren Sorgen man ganz besonders in Krankheitszeiten empfindet. Haben Sie schon mal von einer fröhlichen Krankenstube gehört? Von Menschen, die sich gern an ihr Krankfein erinnern? Es lag sich so gut in dem kühlen Bett, es war so wohltuend, hin und wieder den leisen Schritt der Frau zu hören und ihren freundlichen Blick durch die geöffnete Tür zu sehen, ob auch nichts fehle, ob man einen Wunsch habe. Da schlief man denn ein in dem Bewußtsein: es wacht jemand für dich, du bist behütet wie ein Kind . . .

Wie ein Kind — das ist das richtige Wort. Der Kranke möchte zu Kind sein dürfen, um erneut wieder in die Geborgenheit hinein zu wachsen. Erwacht man dann nach langem Schlaf, findet man gar neben seinem Bett eine Blume oder irgendeine Erfrischung. Wundervoll, solch eine Krankheit! Die Sonne scheint zum Fenster herein, und man fühlt: noch ein paar Tage der Ruhe, solcher Ruhe, und man kann wieder aufstehen denken.

Man hatte Fieber und war sehr krank. Man wirrt es noch an der großen Schwäche. Wer hat die Krankheit eigentlich getragen, wer hat sie fortgenommen? Man erinnert sich einer zarten Hand, die immer wieder die Stirne kühlte, leiser Worte auch, die so tröstlich und beruhigend klangen. Und sieht man und träumt der Genesung entgegen. Die Hände greifen zur Blume auf dem Tisch neben dem Bett. Wie schön sie ist! Hat man eine einzelne Blume früher so gesehen? Nein, man hatte keine Zeit dazu. Nun ist sie da, und nun fühlt man, wie Leben zu Leben drängt. Man wird wieder jung am jungen, zarten Wachstum der Blüte. Auf einmal weiß man, was alles man versäumt hat und nachholen muß.

Da tritt auf leisen Sohlen die Frau ins Zimmer. Wie sie es nur fertig bringt, immer zu lächeln? Sie ist fürwahr eine Lebenskünstlerin — man hat das vor der Krankheit garnicht genug gewürdigt. Oder bekommt man erst in der Krankheit richtig sehende Augen? Sie bringt die Krankenkost. Wie hübsch sie das alles angerichtet hat. Eigentlich dachte man noch nicht ans Essen, nun hat man auf einmal Appetit. Sie setzt sich ans Bett, während man ißt. Wie früher die Mutter, muß man wieder denken . . .

Dann geht sie hinaus, und der Blick gleitet durchs Zimmer. Sah der Raum immer so freundlich und hell aus? Und dann denkt man weiter und sieht plötzlich die vielen Menschen, die sein so liebes Zuhause haben, keine gütige Frau, die so meisterlich zu pflegen weiß. Segen der Familie — man lächelt glücklich vor sich hin und wirft einen Dankesblick zur Tür, hinter der die Frau schafft, der man die fröhliche Krankenstube verdankt. Wenn man wieder auf sein wird, denkt man träumend, soll sie es doppelt so gut haben . . . .

Dame mit hoher Haube und Schleier auf einem Drahtgestell (um 1450)

Der Damenhut im Wandel der Zeiten

Von Kopfbinden, Kruselern und „Wagenrädern"

In seinen Anfängen hat zweifellos der Frauenhut bei unseren Vorfahren, bei der Germanin das Netz und das Kopftuch zum Vorgänger. Mit Stolz trug die Germanin ihr wundervolles Blondhaar lang herabwallend oder umhüllte es mit einem aus Wollfäden geknüpften Netz. Auch ein durch einen bunten Rand geschmücktes Kopftuch wurde in germanischer Zeit über das geschorene Haar gebunden, aber als Staatsschleier über Kopf und Körper gelegt. Verheiratete Frauen trugen ihr Haar mit Spangen und Nadeln aufsteckt, ein Vorrecht, das noch im Mittelalter erhalten blieb. Auch im frühen Mittelalter bleibt die Kopfbedeckung der Frau von untergeordneter Bedeutung.

Weitverbreitet ist ein Mantel aus buntem Stoff mit Goldfäden gemustert, der Kopf und Schulter einhüllt und nur durch die Arme in Falten gelegt wird. Wenn auf diese Weise das Haar der karolingischen Frau auch oft bedeckt war, so wissen wir doch aus alten Schilderungen, daß die Töchter Karls des Großen sich mit purpurnen Kopfbinden und edelsteingeschmückten Kronen schmückten, oder ein goldener Reif und goldene Schnüre mit bunten Steinen durch das blonde Haar gewunden waren. Zum Kopftuch und Netz gesellte sich bei der Frauenwelt des 11. und 12. Jahrhunderts die Stirnbinde, die in purpur oder goldburchwirkt das Antlitz der deutschen Frau schmückte. Aus der Stirnbinde, die später breit und mehrfach um den Kopf gewunden wurde, entwickelte sich im 13. Jahrhundert das sogenannte Gebende. Das Gebende ist die häufigste Kopfbekleidung der Frau jener Zeit, bestehend aus einem Stirnstreifen aus steifem Leinen und dem eigentlichen Gebende, ein Band, das fest um Kopf und Kinn gebunden, mit dem Stirnreif zusammen eine einheitliche Kopftracht bildet. Etwa zur gleichen Zeit erscheint das Schapel, ein reifartiger Kopfschmuck, der sogar heute noch unter der gleichen Bezeichnung in der Schweiz und im Schwarzwald (Jungfrauenkranz) bekannt ist. Das Schapel seinerzeit von Frauen und Männern in gleicher Weise getragen, konnte ebenso ein Silberreif wie ein kostbarer Blumenreif, wie ein kunstvoller Metallring mit Perlen und Edelsteinen sein; Schapel wie auch das Gebende wurden im Mittelalter je nach Mode und Geschmack mit Schleiern und Kopftüchern, häufig bis über die Schultern hängend, verschönt.

Es ist wahrscheinlich, daß die erste, ausgesprochen als Hut in unserem Sinne zu bezeichnende Kopfbedeckung, ein Sonnenschutz war, der aus der Landbevölkerung hervorgegangen ist. So sind auch die ersten Formen Hüte des 13. und 14. Jahrhunderts breitkrempige, flache Hüte gewesen, die durch ein Kinnband festgehalten wurden und ausgezeichnet vor der Sonne schützten. Es ist die gleiche Hutform, die wir noch heute als Volkstracht in vielen deutschen Gauen antreffen. Eine zweckmäßige Bekleidung für Reisen, aber auch für Arbeiten auf dem Lande konnte sich über Jahrhunderte behaupten, eine Kroagenkappe, Gugel genannt. Schon im 14. Jahrhundert gab die Gugel Veranlassung zu modischen Uebertreibungen, wie die „Geschwänzte Gugel", bei der die Kappenzipfel eine sinnlose Verlängerung bis auf den Boden erlitt. Das Gebende wurde im späteren Mittelalter abgelöst durch den Kruseler, wieder eine Kopfbedeckung der Frau, die sich durch haubenartiges Legen des Kopftuches entwickelt hat.

Das 16. Jahrhundert brachte dann das Kopftuch wieder, das allerdings durch ein Drahtgestell gestützt mit vielen Falten zu einer Haube geformt wurde. Die Haubenmode ließ der Phantasie der Frau breiten Raum. Während jedoch der Mann nach Frauenart sein Haar kunstvoll frisierte, verschwand der schönste Schmuck der Frau, das Haar, unter einer Haube, ja, es wurde da, wo es unter dieser hervorschaute, sogar abrasiert. Die Frauenhaube wurde aus weißen, aber auch bestickten Stoffen, aus Leinen, Spitze, Seide, Samt oder Brokat in den eigenartigsten bizarren Formen gefaltet, mit Drahtgestellen aufgetürmt zu einem eckigen Gebäude oder zu einem zuckerhutspitzen Kegel, dem sogenannten Hennin, an dem ein Schleier wie eine Fahne bis auf den Boden herabhing. Die sonderbarsten Formen waren in der gesamten bürgerlichen Welt verbreitet. Im allgemeinen war die Haube die Kopfbedeckung der verheirateten Frau, wie man denn auch heute noch spricht von Mädchen „unter die Haube" bringt. Vom 15. bis 16. Jahrhundert trugen die Frauen in Deutschland die Hinderhaube, eine durch Draht gestützte flache Scheibe am Hinterkopf, mit

Die Tochter des Malers Jos. Stieler mit einem Florentiner um 1850. Gemälde von Stieler

Umschwung der Hutmode, die im 17. Jahrhunderts kam ein mit einer Kalotte, einem Barett oder einer Haube verdeckte Frisur verschwand, statt dessen wurde das Haar wieder frei getragen, locken umrahmten das Frauenantlitz, und das Haar wurde wieder mit Juwelen, Perlen, bunten Federn, Rosetten, Bändern und Schleifen geschmückt. Gleichzeitig trat aber auch ein dem Männerhut ähnlicher Damenfilzhut mit Federschmuck in Erscheinung. Er war hochköpfig mit schmaler Krempe. Um 1670 aber trat ein neuer Wandel ein, zur Zeit der Männerperücke, in der das Haar der Frau auf dem Kopf des Mannes endete. Das Frauenhaar, das bis dahin zwanglos und natürlich getragen wurde, trug wieder in Locken aufgetürmt. Auf dem Haar thront die berühmte Fontange, die 50 Jahre lang das Modebild der Frau beherrscht hat. Die Erfinderin dieses Kopfputzes soll die Mätresse Ludwigs 14. die Herzogin von Fontange gewesen sein. Die Fontange ist ein aus spitzen geformter fächer- oder terrassenförmig nach vorn ansteigender Kopfputz. In der modischen Uebertreibung erreichte dieses Gebäude aus Spitzen und Draht um 1700 zwei Kopfhöhen. Um 1720 verschwand allerdings auch die Fontange wieder, gleichzeitig kehrte die Frisur zu geschmackvoller Bescheidenheit zurück. Die Frauen trugen wenig Hüte, sondern schmückten ihr Haar mit Blumen, Rosetten, Schleifchen und Reiherfedern. In der Mitte des Jahrhunderts beginnt dann wieder entsprechend den Reifröcken der Kopfputz in ungeahnte Höhen zu steigen. Auf der hohen Frisur saß ein kleines Strohhütchen, oder ein mit vielen Blumen, Bändern oder Federn geschmückter flacher Filzhut. Die vornehme Welt türmte die Frisur zu den phantastischsten Gebilden, so daß der Hut kaum eine besondere Rolle spielte. In der bürgerlichen Tracht spielte wieder die Spitzenhaube, damals

Ob Dir der Hut auch stehen würde, liebe Leserin? Foto: Terra (1), H. Martell (5)

sehr beliebt. Noch heute haben sich in der deutschen Volkstracht in vielen Gauen kunstvolle Hauben erhalten, erinnert sei an die bernischen Hauben der Spreewälderinnen.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts kam ein Hut auf, der aufgestülpt und linienbewegten weichen Krempe. Um 1670 wurden wieder sehr hohe Frisuren getragen, auf denen schräg seitlich vorn oder hinten kleine Hütchen saßen. Ende des vorigen Jahrhunderts erscheinen die größeren runden Hutformen, aus denen Anfang des 20. Jahrhunderts die umfangreichen mit Bleureusen geschmückten „Wagenräder" hervorgehen, die vielen noch in Erinnerung sein werden.

Seit dieser Zeit, besonders in der Nachkriegszeit, stand und steht die Damenhutmode im Gegensatz zur Herrenmode in einem so schnellen und starken Wechsel, daß kaum von einer einheitlichen Moderichtung gesprochen werden kann.

Rethels Mutter mit Spitzenhaube um 1850. Gemälde von Alfred Rethel

Adolf Henning: Dame mit Schutenhut. Mitte des vorigen Jahrhunderts

Michael Wolgemut (1434—1519): Ursula Tucher mit einer Haube und Kinnband

Abenteuer im tropischen Urwald

7. Fortsetzung

Ach, Quatsch, einfach quer durch!

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Wir bekamen Größenwahn

Unter uns lag Tocopilla, das regenlose Nest der Kontraste von arm und reich. An neuen Stadtfinderkleidern leuchten wir die Schwellen der elektrischen Zahnradbahn hinauf, die das Salitre von den Kordilleren zum Hafen befördert. Wir stiegen bis zu einer Höhe von 3 000 Meter und erreichten am dritten Tag das Minendorf Tocochico. Den Aerger über unsre Blamage bei der Verbrecherverfolgung erläuterten wir in der Kantine, wo Fred in einem Anfall von Größenwahn den sich zahlreich einfindenden Gästen vorzenommierte, was für todesmutige Draufgänger wir waren. Die Folge davon war, daß wir zwei Tage danach in den Städchen El Toco grande von einer Musikkapelle und der gesamten Schuljugend, die eigens wegen unsrer Ankunft frei bekommen hatte, empfangen wurden. Wir waren bereits in den frühen Morgenstunden aufgebrochen und auf diesen glanzvollen Einmarsch gar nicht vorbereitet.

Die Pfadfinderjugend begleitete uns am nächsten Tag zwanzig Kilometer weit in die trostlose Hochebene hinein, was unsern ursprünglichen Plan, mit der Andenbahn nach La Paz zu fahren, grausam zunichte machte. Wir befanden uns nun auf einer Höhe von etwa 4 000 Meter. Knirschend stampften unsre Füße durch den freitigenden grauen Salpeter. Die Luft war dünn. Heiß brannte die Sonne aufs öde Altoplano. Wir hielten uns rechts, nach Osten hin, auf die fernen Spitzen der Kordillerenkette zu. Kein Baum, kein Strauch, kein Tier, nicht einmal eine Fliege belebte diese Wüste. Wir konnten täglich höchstens dreißig Kilometer schaffen, denn die Lungen verweigerten den Dienst. Nachts war es eisig kalt. Selbst die dicken Decken, die uns von den Offizieren geschenkt worden waren, halfen kaum gegen die Kälte. Wir wanderten durch die Nacht, wir wanderten noch einen Tag und noch eine Nacht. Wir sprachen nicht mehr. Es war eine wenig beneidenswerte Lage.

Cichuas: Sehr unfreundlich

In Talapaca, einem fast ausschließlich von Cichuas-Indianern bewohnten Nest, standen wir endlich auf bolivischem Boden. Wir tauschten allen überflüssigen Ballast gegen Lama-Trockenfleisch und Trinkwasser ein. Die Cichuas waren unfreundlich und abstoßend. Sie staken in schmutzstarrender Kleidung, waren groß von Gestalt und wohnten in armseligen Hütten. Ständig kauten sie grüne Kokablätter, aus denen man Kokain gewinnt. Der grüne Saft lief ihnen mit dem Speichel aus den Mundwinkeln heraus. Ein widerlicher Anblick. Nicht nur tagsüber, auch nachts sollen sich ihre Kiefer automatisch kauend bewegen. Selbst die Frauen genossen häufig das geistötende Narkotikum der Kokablätter. Sie saßen in ihren Hütten und webten Decken aus Lamawolle. Jede dieser Decken war schon nach wenigen Tagen bunt und malerisch geschäftet. Was diese bunt und malerisch aussehen, erfordert die Zeit eines halben Menschenlebens. Wir mußten bald wieder weiter und die Cichuas legten, soviele keinen Wert auf unsern Besuch.

Der graue Salpeter machte einem Bleiebenden Weiß Platz. Lauter Salz. Die Sonne warf ihre Strahlen unerbittlich auf die Salzwüste. Unsere Augen brannten von den Lichtreflexen. Die Schädel brummten. Fred zuckte dauernd mit den Augenlidern. Dieses nervöse Leiden konnte auch später nicht mehr geheilt werden

Trotzdem: Wir lebten

Wieder nahm uns die Schrecknis der wasserlosen Wüste gefangen Cichuas, die wir unterwegs trafen, beten Hunde auf uns. Aus Angst vor weiteren Verfolgungen rannten wir über die Wellenkämme der Sandbänen, bis wir fielen vor freier Wicktell hatten. Die Jungen waren dick wie Klötze. Um unsern wahnsinnigen Durst zu löschen verzehrten wir den Rest der Zahnpasta. Endlich las eine Stadt vor unsern Blicken. War es eine Fata Morgana? Ich wollte schreien: „Fred, sie kommt näher!" aber die Stimme war mir tatsächlich eingetrocknet. Die Nacht brach herein. Wir fielen vor Erschöpfung zusammen. Am andern Mittag erreichten wir die erste Straße der Stadt Oruro. Wir stürzten auf die Treppe eines italienischen Restaurants und verloren die Besinnung. Der dicke Wirt versuchte lächelnd uns Wasser einzuflößen. Vor Schmerzen konnte ich nur einen Tropfen hinunterschlucken. Dann ging's langsam besser. Allmählich bekam das glühende Eisen, das scheinbar durch die Kehle rannte, den Geschmack von Wasser, von erquickendem, lang ersehntem Wasser. Während die guten Leute das Eisen herbeiholten, fielen Fred und ich gleichzeitig in tiefen Schlaf. 24 Stunden sind in meiner Erinnerung ausgelöscht. Ich verschlief sie. Das war unser Einzug in Bolivias dritkgrößter Stadt: Oruro.

Ein Vortrag im Kino von Oruro brachte uns wieder etwas Geld ein. Wir konnten gestärkt und erholt den Zug nach La Paz besteigen.

Die Wildnis ist ein Magnet

Der Leser möge mir an dieser Stelle des Beckerschen Berichts eine kurze Unterbrechung erlauben.

Ich beneide in dieser Nacht meinen neuen Freund um seiner Erlebnisse willen. Das Schicksal hat ihn gehörig geschüttelt und zerzaust. Aber er blieb auf den Beinen und wußte mit seinem Kopf und seinen Händen etwas anzufangen. Seine Südamerikafahrt waren kein romantisches Märchen, kein müheloses Schauen, keine reizvolle Abwechslung. Es ist ihm weiß Gott dreckig ergangen.

Aber warum hat er es überhaupt getan?

Es fragt sich, ob es lohenswert war. Es liegt mir auch fern, die Abenteuer dieses jungen Mannes als ein Zeichen von Mut und Tapferkeit zu preisen. Es war viel Leichtsinn im Spiel. Aber niemand hat das Recht, vom sichern Hafen der Bürgerlichkeit aus ein Urteil zu fällen über Dinge, die er nicht kennt.

Zwei junge Freunde haben sich fünfeinhalb Jahre durch Südamerika geschlagen, sie sind dorthin gekommen, wo gut ausgerüstete Expeditionen nie hinkamen. Sie haben etwas gelernt. Wißbegier und das Verlangen, die Ursprünglichkeit der fremdesten Fremde zu entdecken, trieben sie in Urwälder und menschenleere Einöden. Es war weder Arbeitsscheu noch Defadenz. Im Gegenteil, sie haben in diesen Jahren körperlich und zweifellos auch geistig mehr leisten müssen, als man es in Europa von ihnen als Arbeiter oder Angestellte verlangt hätte. Und nun, da Becker wieder in der Heimat lebt, wußt er nicht von den erregenden Bildern der Ferne aus und läßt sich nicht mit dem Hinweis darauf, daß er sich hier nicht mehr einleben könne, von andern Leuten bewundern und unterstützen, sondern sucht sich die ihm gemäße Lebensweise, das heißt, er arbeitet in einer exkautschen Unermüdlichkeit in gleich drei verschiedenen Berufen, um seine Tage auszufüllen und sein Brot zu verdienen. Er ist — wir erfuhren es schon eingangs dieser Aufsaßserie — behördlich zugelassener Privatdetektiv, Ausbilfsbriefträger und Musiker. Das kennzeichnet sicherlich am besten die Außergewöhnlichkeit dieses Menschen.

Seine lange Reise ist damals noch zu einer guten Zeit zu Ende gegangen. Man kann sich ans Trampen gewöhnen. Eines Tages ist es kein harmloses Trampen mehr, eines Tages wird es zum Werkeltspiel vor den Gesetzen. Es war das Glück dieses Mannes, daß er den Weg zurückfand. Bei vielen ist es anders gekommen. Sie unterlagen dem Gift der Wildnis. Dieser hier unterlag nicht.

Rheinisch maskierte Indianer

Wir rüsteten uns nach längerem Aufenthalt in La Paz, so fuhr Becker in seiner Erzählung fort, für eine große und lange Fahrt aus. Wir stiegen im Zug 5 800 Meter hoch hinauf und konnten oben auf dem Bahnsteig einer Station wie kleine Buben übers Eis gleiten. Wochen danach hätten wir in der paradiesischen Urwaldhölle des Matto Grosso unser halbes Leben für ein Eisstückchen hergeben. Unsere erste Etappe war Toroico, ein bolivisches Bergnest, das einer riesigen Burg ähnelt. Auf dem Weg zur Stadt sahen wir baumlange Indianer, welche die Straße vom Unkraut befreiten. Ueber ihren geflochtenen blauschwarzen Haarzöpfchen leuchteten helle ulkige Strohhütchen mit seltsamen Aufschriften: Mer sin geck! oder: Besuche mich am Abend! oder: Ich bin die 8! Wir konnten uns das Lachen nicht verbeißen bei diesem Anblick schwer schuftender indianischer Straßenarbeiter, mit denen sich irgendein Schalk von Vertreter einen grotesken Ulk erlaubt hatte. Solche Zuzhütchen trägt man im Rheinland zu Karneval oder bei Herrenpartien in vorgerückter Stunde. Und die Indianer waren so stolz auf diesen eigenartigen Kopfschmuck.

Vom Toroico ging's langsam am Offhang der Anden abwärts ins tropische Flußtal des Rio Beni. Wir mußten noch eine ziemlich ernsthafte Bergfitung aushalten und einige andere Quälereien erdulden, bis wir auf einem Floß einer Balsa, Fuß faßten und gemächlich nach Norden trieben, der brasilianischen Grenze zu. Hinter Reyes nahm uns der Urwald wieder in seinen Bann, die Erlebnisse mit Indianern begannen von neuem. Unsere Sehnsucht ging in Erfüllung, wir lebten das Leben der Wildnis.

Unsere Absicht war es, den Amazonenstrom hinabzufahren bis zur Einmündung des Rio Xingu. Diesen Fluß wollten wir stromauf rudern, um zu unsern alten Garajos zu gelangen, bei denen wir in unserer jugendlichen Einfalt Gold zu erhandeln hofften. Denn mittlerweile hatten auch wir den Wert des Goldes erkannt. Unser Plan wurde in Santarem durchkreuzt. Wir sollten den Parallelfluß des Xingu, den Rio Tapajos, kennenlernen. Und wir haben ihn und das bisher noch nicht erforschte Quellgebiet um den zehnten Breitengrad im Herzen des Matto Grosso zu Genüge kennengelernt.

(Fortsetzung folgt)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Mit einem schwierigen Problem hatte sich dieser Tage das Gericht von Washington zu befassen. Es handelte sich um den Verbleib eines Ohres, das seiner Eigentümerin Mrs. Alice Fletcher, einer Angehörigen der indianischen Familien-Auseinandersetzung abgebissen wurde. Ein Neger namens Simpson war mit seiner Nichte Mrs. Fletcher beim Kartenspiel in Streit geraten. Die übrigen anwesenden Familienmitglieder mischten sich ein, es entstand ein Handgemenge, in dessen Verlauf sich der erwähnte Zwischenfall begab. Man rief einen Arzt herbei, der bereit war, das abgebissene Ohr wieder anzunähen; aber das Ohr war und blieb verschwunden, so daß die Schönheitsoperation unterbleiben mußte und Mrs. Fletcher sich in Zukunft mit einem Ohr zu begnügen hat. Die Frage ist, ob Simpson das umstrittene Ohr in seiner Wut — aufgegessen hat oder es sonst irgendwie abhanden kam. Im ersteren Falle, der von dem Angeklagten freilich bestritten wird, bekäme Simpson eine langjährige Freiheitsstrafe, weil nach den Gesetzen des Staates Washington der Genuß von Menschenfleisch als ein schweres Verbrechen gilt. Vermutlich wird das Schicksal des Ohres der Mrs. Fletcher aber kaum eindeutig aufgeklärt werden können.

*

In unserer Zeit haben sich auch die schwarzen Majestäten von den Vorzügen einer Lebensversicherung überzeugen lassen. Das geht aus dem Bericht eines offenbar recht tüchtigen amerikanischen Versicherungsagenten hervor, der in eben von einer Geschäftsreise aus Südafrika zurückgekehrt ist. Als sein seltsamstes Erlebnis bezeichnet er die Verhandlungen, die er mit einem „Negerkönig" mitten im afrikanischen Dschungel führte. Der dunkelhäutige Monarch ließ sich nach langwieriger Unterhaltungen endlich von der Notwendigkeit überzeugen, eine Lebensversicherung in Höhe von 25 000 Dollar einzugehen. Nun hatte jedoch der König sein verfügbares Geld, um die sweiflogen Prämien zu bezahlen. Dagegen besaß er einen seiner Würde entsprechenden Harem. So machte er den Vorschlag, daß er der Versicherungsgesellschaft als Prämienzahlung 16 seiner Frauen senden wolle, von denen jede einzelne etwa 10 Stück Rindvieh wert sei. Wenn man den Wert eines Rindes auf 15 Dollar veranschlage, sei das ein durchaus vorteilhaftes Geschäft. Es dauerte lange, bis der Versicherungsagent den Negerkönig zu einem anderen Zahlungsmodus bewegen konnte. Man wird nun statt der Frauen des Königs Bergwerksaktien zur Abdeckung der Prämien in Zahlung nehmen.

*

Im Gymnasium St. Saba, einer der ältesten Lehranstalten aus Mittelalter, herrschten von Beginn dieser Tage eine ebenso rührende wie merkwürdige Feierlichkeit statt. Im Beisein von Professoren, Schülern und einem Delegierten der Regierung fand die Einweihung eines menschlichen Skelettes statt, das in Zukunft als Anschauungsmaterial im Naturkundeunterricht dienen soll. Es hat mit diesem Skelett eine ganz besondere Bewandtnis. 50 Jahre lang hatte Constantin Bulgar als Hausmeister im St. Saba-Gymnasium Dienst getan. Er fühlte sich mit der Anstalt derart verwachsen, daß er mit Schrecken daran dachte, eines Tages von ihr Abschied nehmen zu müssen. So sprach er in seinem Testament die Bitte aus, daß man aus seinem Körper nach seinem Tode ein anatomisches Lehr-Skelett machen möge, um in Naturkundeunterricht des Gymnasiums Verwendung finden möge. So hoffte er wenigstens als Skelett in der ihm so lieb gewordenen Stätte der Wissenschaft bleiben zu dürfen. Man respektierte diesen seinen letzten Willen und stellte zu Ehrenmann des Hausmeisters zu einem Präparator. Nun ist vor wenigen Tagen das musterhaft präparierte Skelett des Herrn Bulgar im Lehrsaal der Naturkunde aufgestellt und eingeweiht worden, wobei der Vertreter der Regierung dem rechtschaffenen Hausmeister mit bewegten Worten für die Dienste, die er im Leben und im Tode der Stiftungsanstalt erwiesen hat, seinen Dank abstattete.

*

Am Pont-Neuf in Paris steht eine Reiterstatue Heinrichs IV., jenes französischen Königs, der einmal sagte, am Sonntag solle jeder Bauer in Frankreich sein Huhn im Topfe haben. In letzter Zeit mehrten sich die Klagen darüber, daß sich das Standbild in einem völlig verschmutzten Zustand befinde. Man ging von amtswegen diesen Beschwerden nach und stellte fest, daß die Statue seit vier Jahren nicht mehr gereinigt worden ist. Nun hatte man seit langem den Hundwert eines nahegelegenen Institutes ein jährliches Gehalt von 80 Mark für die regelmäßige Reinigung des Denkmals ausbezahlt; man zog den Mann zur Verantwortung und erhielt von dem wackeren Denkmalsreiniger als Antwort ein klägliches, das in Paris nicht geringe Heiterkeit auslöst hat. So oft nämlich der Mann verlucht hatte, mit Leiter und Besen die Säuberung des Monuments in Angriff zu nehmen, erschien ein in der Nähe postierter Schutzmann, der ihm befahl, mit seinem Unfug sofort aufzuhören, da auf der Stelle wieder herunterzukommen. Kein Einwand half — auch der Hinweis auf den amtlichen Auftrag zur Reinigung übte keine Wirkung aus. „Das kennen wir schon!" rief der Polizist. „Wir machen sie nichts weiß! Wenn Sie nicht augenblicklich herunterkommen, verhafte ich Sie!" So geh es der Hausmeist entmutigt auf, das Reiterstandbild Heinrichs IV. vom Schmutz zu befreien.

*

In der Stadt Tabasco, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates in Mexico, wurde dieser Tage der frühere Gouverneur Policarpio Bonilla Izquela in einer würdigen Feier zu Grabe getragen. Der Verstorbene hatte den Ruhm, der kinderreichste Mann von Amerika, wenn nicht der Welt zu sein. In seiner Jugend war er Zimmermann gewesen. Dann aber hatte er sich der Politik gewidmet und sich dabei so eifrig betätigt, daß er schließlich sechste Gouverneur des Staates wurde, als Diaz Präsident war. Nach dessen Sturz verlor Bonilla seine Stellung und eingeweiht worden, wobei der Vertreter der Regierung dem rechtschaffenen Hausmeister mit bewegten Worten für die Dienste, die er im Leben und im Tode der Stiftungsanstalt erwiesen hat, seinen Dank abstattete.

Xaver Xanten

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

6. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Jetzt sank Mistreß Edith Parsons wieder auf ihren Sessel, und der Herr Privatsekretär zerbrach sich vergeblich den Kopf nach einem armseligen Satze, der geeignet gewesen wäre, die immerhin recht peinliche Situation irgendwie zu überbrücken.

Alles in Scherben, Herr Coloman Petsch!

Zwei Minuten nach acht Uhr wurde im Hotel Esplanade Mistreß Edith Parsons ans Telephon gebeten.

Die Zentrale verband nach den „Appartements" der Amerikanerin. Und Mister Wilmot, der Sekretär, der noch nicht aus den Kleidern gekommen war, griff mit zitternden Händen nach dem Hörer.

Er seufzte tief auf, als er gleich darauf die Stimme Marinas erkannte.

„Einen . . ." fing er zu sprechen an. Aber das Wörtchen „Augenblick" kam ihm nicht mehr über die Lippen, denn schon hatte die hinzulstürzende Frau Edith ihm den Hörer aus der Hand gerissen.

„Marina? — Um Gottes willen! Sage mir sofort, was ich von alledem halten soll!"

„Aber Mama!" Die Stimme Marinas war seltsam. Man konnte nicht recht erkennen, ob sie lache oder weine. „Es wird sich alles aufklären, sobald wir zu Hause sind! Schicke aber bitte sofort unseren dicken Tommy mit dem Wagen, ja? Man hat diese Nacht Herrn von Hallerstein das Auto gestohlen!"

Frau Edith schnappte nach Luft. Sie vermochte so viele Neuigkeiten nicht ohne weiteres zu verdauen.

„Ich — werde selbst mitkommen!" schrie sie endlich durch den Draht, und Mister Wilmot sah mit Erstaunen, wie die Gestalt seiner Herrin sich friegerisch aufrichtete. „Wo — seid ihr?"

„In — einen Augenblick mal, Mama" — Marina schien sich erst erkundigen zu müssen, wo sie sich überhaupt befand —, „ja, in Niederwulkow, Nieder—wul—low, daß du verstanden? Es ist gar nicht weit! Komme nur sofort! Ich habe dir so viel zu erzählen!"

Marinas Stimme war jetzt ein deutliches Jauchzen.

Aber da fuhr ihr die Mutter barsch in die Rede.

„Ich dir auch, mein Kind!" schrie sie grollend und warf den Hörer auf die Gabel, daß er nur so klirrte.

„Wir fahren, Wilmot!" befahl sie sodann. „Benachrichtigen Sie Tommy. Wir fahren nach Nieder—wul—low!"

*

Und vor der Tür des armseligen Dorfkrugs, der weder Fremdenzimmer noch nächtliche Telephonverbindung hatte, spielte sich anderthalb Stunden später eine ziemlich erregte Szene ab.

Zwei gute Dutzend Neugierige aus den Häusern und Ställen der Nachbarschaft waren dankbare Zuschauer.

Es war eine kleine Theaterszene, die den Vorzug hatte, lebenswahr zu sein und keinen Eintritt zu kosten.

Die breite Dorftratße herab kam der mächtige Wagen Mistreß Ediths. Tommy, der fette Chauffeur, sah mit unbeweglter Miene am Steuer. Der bleiche Herr Privatsekretär sprang aus dem Auto. Er riß seiner Herrin die Tür zerade in den Augenblick auf, als Marina — und hinter ihr der lächelnde Herr von Hallerstein aus der Wirtschaft auf die Straße heraustraten.

Und nun stieg auch Frau Edith Parsons aus.

Sie stand, ohne eine Spur von Farbe im Gesicht, bleich und hochaufgerichtet neben ihrem blanken Auto.

Sie faßte erst den Herrn von Hallerstein, dann ihre Tochter ins Auge und sprach, während es in ihren Augen blitzte:

„Ich sollte dich ohrfeigen, Marina! Rechts und links ohrfeigen, verstehst du? Es ist ein Glück, daß so viele Leute hier herumstehen! Du wirst jetzt augenblicklich einsteigen, ohne noch ein Wort zu sagen! Mar—

Das war gut deutsch gesprochen.

Sogar Tommy, der Chauffeur, der nur englisch sprach, verstand mühelos den Inhalt dieser kurzen Rede.

Aber weder er noch der diskrete Mister Wilmot verzogen eine Miene.

Marina jedoch, weit davon entfernt, schweigend zu gehorchen, setzte auf ihre bisherigen Torheiten noch eine letzte.

„Mama!" sagte sie und hatte ein halb trotziges, halb verschämtes Lächeln um die jungen Lippen. „Du weißt ja noch gar nicht . . . Ich . . . habe mich nämlich gestern abend . . . mit Erich von Hallerstein verlobt!"

Und nun nahm die stürmische Theaterszene ihren Verlauf.

Mistreß Parsons lachte. Es war ein Lachen, wie es die erschrockene Marina nie an der Mutter beobachtet.

„So!" schrie Mistreß Parsons. „Verlobt! Mit diesem Herrn da? — Weißt du, ich finde das riesig interessant! Aber nun wollen wir doch keine weiteren Mißverständnisse aufkommen lassen!" Und ohne noch ein Wort zu sagen, machte die üppige Dame Parsons ein paar heftige Schritte auf ihre blaß werdende Tochter zu, packte diese mit harten Griff am Handgelenk, zig sie mit sich, daß Marina fast zu stolpern begonnen hätte, und stieß die Aufmeinende mit einer Kraft, die man der beaemen Dame gar nicht zugetraut hätte, in den Wagen hinein.

Das alles geschah binnen weniger Sekunden.

Dann aber wandte sich Mistreß Parsons noch einmal um und trat hin vor den Herrn von Hallerstein, der, ein etwas gezwungenes Lächeln im Gesicht, mit scheinbarer Gelassenheit dem Vorgang zusah.

„Sie aber", schrillte Mistreß Ediths Stimme so laut, daß man es die ganze Dorfstraße von Niederwulkow entlang hören konnte, „merken es sich gefälligst, junger Mann: Lassen Sie sich nie mehr blicken! Weder bei meiner Tochter noch bei mir! Haben Sie verstanden?"

Coloman Petsch, der Freiherr Erich von Hallerstein, verstand nur zu gut.

Er wußte genau:

Dieses Spiel war aus. Endgültig aus. Alles lag in Scherben, was er mit hundert Listen eingefädelt und bis dicht ans erfolgreiche Ende weitergesponnen hatte. Diese Mistreß Parsons war an ihrer empfindlichen Stelle verletzt. Sie empfand mit der Eifersucht der Alternden, daß man ihr die Tochter vorgezogen. Sie fühlte sich gekränkt und verhöhnt. War aus dem gedultigen, auf seine Schur wartenden Schäflein zur kaltherzigen Megäre geworden! Nie mehr würde sie in das Haus kommen, mit ihrem goldenen Füllfederhalter einen Scheck auszuschreiben für ihren Verehrer Erich von Hallerstein.

Nie mehr!

Alles war in Scherben!

Und in Berlin, in seinem „zweiten Bau", den er sich als alter Fuchs stets vorsorglich offen hielt, saß Demeter Stoikow, ungeduldiger, finsterer, fordernder denn je und wartete auf die fette Beute, die zur Stunde um so nötiger war, als es sich dringend geboten zeigte, das heiß gewordene Pflaster Berlins für eine Weile mit einem anderen Schauplatz zu vertauschen.

Steil aufgerichtet, mit einem Gesicht, aus dem langsam alle Farbe rann, die Lippen zusammengekniffen, sah Coloman Petsch Frau Parsons wieder ihren Wagen besteigen; grußlos folgte der Sekretär als letzter, Wagentüren klappten — und während das Auto anfuhr und davonschnob, sah Coloman nur noch, wie drinnen der mächtigen Limousine Marina sehen. Er schnitt einfach die Szene hinten auf und sah die heftige Geste mit treuseschwungenen Händchen über seinen nackten Beinen, wobei er die rosigen Fleischpartien mit schwoerer Schminke überschmierte. — „Das sieht fein Mensch!" erklärte er schmunzelnd und spielte seinen urkomischen Brötig.

*

Ein Tüftler und hervorragender Maskenmacher war auch der in den 30er Jahren am Leipziger Stadttheater wirkende Chargenspieler Emil Richard. Dessen Spezialität war die Verwandlung in verschiedene Typen. Er hatte sich für diese Rolle einen ganz besonderen Apparat, eine Art Werkstatt eingerichtet, in der er in der Kunst der Gesichtsveränderung zu einer geradezu virtuosen Fertigkeit gebracht hatte.

Nun mußte er eines Tages einen Patriarchen spielen. Er hatte sich für diese Rolle etwas ganz Besonderes ausgedacht. Er, der lange, hopfenstangenähnliche Mensch wollte den Kirchenfürsten als kleinen, dicken Mann darstellen.

Zu diesem Zwecke hatte er eine besonders charakteristische Maske gemacht, einen genialtgen Kopf, der sich schnell und sehr einfach in eine eigentümliche Gangart mit eingeknickten Kniekehlen durchsetzen ließ.

Auf der Probe stellte es sich bald heraus, daß diese „Auffassung" ziemlich anstrengte, und Richer kam auf den genialen Einfall, als Fixierung des verlängerten Rückgrates eine Stütze hinter Stiefelrand unterzuschnallen, auf die er sich, sobald er in der Kniebeuge einige Schritte gegangen war, niederließ!

Der gelernte Apparat, der einen einfarbigen Zöger-Feldpfuhl ähnelte, war durch ein Korbgeflecht verdeckt, das feinerseits durch das patriarchalische Gewand nebst Mantel und Soutane unsichtbar wurde.

Die Aufführung wurde zu einer Katastrophe! Der ganze Mime krachte plötzlich zusammen und reckte alle viere von sich! Richer war nämlich mit seiner „Erfindung" in ein Astloch des Bodens geraten und mußte unter brausendem Gelächter des Publikums aus der heiklen Lage befreit werden!

*

Das Hauptstück jeder guten Maske ist für den Darsteller immer die charakteristische Formung der Nase. Manchem wurde durch Lockerwerden oder Abfallen des gefleben Gesichtsteiles die ganze Rolle verdorben, und hatt ernster Wirkung war ein Heiterkeitserfolg das Ergebnis.

Der berühmte Charakterspieler Otto Lehfeld erzählte eine solche Malengeschichte, die sich bei einem seiner Gastspiele in Halle a. d. Saale zutrug.

„Denkt euch", sagte er, „was ich da neulich in der Hallorenstadt erleben mußte! Ich spielte den Shylock im Kaufmann von Venedig, und alles ging gut bis zur großen Szene mit Tubal, meinem Glaubensgenossen. Gerade erzählte ich ihm in schmerzlicht bewegten Worten die Entführung meiner Tochter, als dieser Mensch seine Rolle verliert, worüber die Tochter in ein unbändiges Gelächter ausbrechen! Ich sehe das Unheil und nehme alle Kraft zusammen und bringe auch wirklich meine Zuhörer in eine der Szene angemessene, wündige Stimmung zurück. Plötzlich erschallt ein neues Gelächter! Was war geschehen? — Der Tubal, dieser Schuft, sucht mit offener Bühne seine Nase!"

Albert Kunze

Gute Maske - halbes Spiel!

Dunkle Zusammenhänge

Es war eine so warme Nacht, daß man im Hause Giesbert beschlossen hatte, die Bowle im Garten zu trinken.

Man war nur in kleinem Kreise beisammen. Bruno Adden, der Finanzmann, Doktor Hohland, der Jurist, Gitta Walli, die Filmschauspielerin. Erwartet wurde noch Erhard Pramstaller. Aber der Künstler hatte die Freiheit, an keine Zeit des Erscheinens gebunden zu sein, und so war Gitela Giesbert schon dobei, die Gläser zu füllen, wobei ihr Gitta Walli um so lieber behilflich war, als sie bei dieser Tätigkeit Gelegenheit hatte, ihre schönen Hände und ihre „klassischen" Arme vorzuführen.

Da kamen Schritte über den Kies der Gartenwege. Hastige Schritte.

Und Erhard Pramstaller tauchte auf, dessen kantiges Tirolergesicht den Widerschein einer heiteren Erregtheit zeigte.

„Meine Herrschaften!" grüßte er im Kreise. „Es gibt eine neue Sensation in der Angelegenheit meines Freundes Demeter Stoikow, des verblichen Privatgelehrten!"

Arno Giesbert, der Hausherr, hob beinahe beschwörend die Hände. „Um Gottes willen, Pramstaller! Lassen Sie uns mit diesen Erinnerungen in Frieden! Sie wissen doch, es wird keine Karte in meinem Hause mehr angerührt seit jenem Abend . . ."

„. . . an dem der Haderlump mich aufs Parkett schmiß. Ich weiß!" lachte Pramstaller. „Aber Sie wissen auch, was ich dem guten Manne geschworen habe. Er hat sich einen bösen Platz in den Welt gesetzt. Das wird er jetzt schon merken, haha! Aber hören Sie zu! Es wird Ihnen bekannt sein, daß sich die Polizei recht bald für meine Hinweise interessiert hat. Man nahm einige dunkle Gestalten fest, unter denen dieser Stoikow sich bewegte. Und nun hat man auch eine Hausfuchung in dem Bau meines

Das Manuskript dieses Romans ist durch Vermittlung der Literarischen Agentur Scherl, Berlin, zu haben.

Freundes selbst vorgenommen. Mit dem Resultat, daß der Vogel leider bereits ausgeflogen war. Aber unter den vorgefundenen wenigen Indizien war auch — dieses Bild hier, das mir die Polizei freundlicherweise überlassen hat!"

Aus der Brusttasche des Bildhauers kam eine Photographie zum Vorschein. Die Aufnahme eines jungen Mannes: eines sehr hübschen und eleganten, jungen Mannes, eines sicher auch sehr wohlhabenden jungen Menschen, denn der Gehpelz, den er trug, konnte nur ein teueres Stück sein.

Die Anwesenden besahen sich das Bild in Pramstallers Hand.

Und alle erkannten den jungen Mann auf der Stelle wieder.

„Aber das ist doch . . .", rief Frau Gisela.

„Das ist jener glatte Bursche . . ." fuhr Arno, der Hausherr, fort, und Doktor Pohland vollendete:

„Der Kavalier, dem die gute Edith in so deutlicher Weise ihre Gunst geschenkt . . ."

„Jahaha!" Erhard Pramstaller schien sich königlich zu belustigen. „Sie haben allesamt recht! Es ist jener sogenannte Graf von Hallerstein, der im Gefolge der amerikanischen Lady mitgereist!"

Aber da gab es eine neue Ueberraschung.

Denn nun meldete sich plötzlich Gitta Walli zu Wort.

„Wer soll das sein?" fragte sie gedehnt, erstaunt im Kreise blickend. „Ein Herr von Hallerstein? Nicht daran zu denken. Dieser Herr auf der Photographie ist ein gewisser Doktor Haller, aus München glaube ich. Ich kenne ihn. Er verkehrt in der Südsee-Bar. In die ich bisweilen mit Kolleginnen und Kollegen komme. Er ist einer der freigebigsten Gäste dort!"

Erhard Pramstaller hatte den Mund halb offen. „Sieh mal an!" brachte er endlich ganz verdutzt heraus. „Sieh mal an!"

Und Doktor Pohland setzte sich in seinem Gartensessel gerade. „Es dürfte unsere Pflicht sein, die Frau Parsons in geeigneter Weise darauf hinzuweisen, daß sie es bei diesem angeblichen Freiherrn offenbar mit irgendeinem Hochstapler zu tun hat!"

Aber da fuhr Erhard Pramstaller wild auf:

„Kein Wort, Pohland! Kein Wort! Die Sache verträgt keinen Hauch! Der gute Herr von Hallerstein — wird einfach festgenommen. Und das kann am sichersten geschehen, wenn er wieder mal im Esplanade seine Aufwartung macht! Da scheinen wir ja gleich ein ganzes Nest ausgehoben zu haben! Und alles durch meinen Scharfblick, meine Herrschaften! Will das etwa jemand bestreiten?"

„Niemand wird das wagen wollen!" scherzte Bruno Adden, der neben Gitta Walli saß, die noch immer die Photographie des hübschen Mannes im Gehpelz in den Händen hatte und sie kopfschüttelnd besah.

Man lachte, war sehr erregt und ereifte sich in hundert Mutmaßungen. „Trotzdem sollte man diese amerikanischen Herrschaften korrekterweise verständigen!" fing Pohland nach einer Weile von neuem an. „Ich würde das für meine Pflicht halten!"

„Gedulde dich wenigstens bis morgen!" rief Erhard Pramstaller eifrig. „Es wird dir nicht das Herz abdrücken! Morgen kommt Miß Marina ohnehin zu mir ins Atelier. Du darfst zugegen sein und kannst dein Mütchen kühlen, entweder durch dunkle Andeutungen des Vertrauen der amerikanischen Damen in ihren adeligen Trabanten zu erschüttern oder sonst irgendwie deine Pflicht zu tun!"

Man lachte abermals im Kreise.

Auch Doktor Pohland lachte mit.

Aber es war ihm eigentlich gar nicht zum Lachen. Irgend etwas bohrte in ihm, wie eine nagende Unrast. Als stäche ihn ein nicht nennbarer Schmerz. Das Bild Marina Parsons schwebte ihm vor Augen, und eine geheimnisvolle Unruhe schien von diesem Bild auszugehen.

„Ob man wirklich bis morgen warten soll?" fragte er nach einer Weile unvermittelt von neuem.

Da lachten alle auf. Denn man hatte längst von anderen Dingen gesprochen.

Erhard Pramstaller aber sah den Freund mit leicht zusammengekniffenen Augen spöttisch an.

„Ich weiß ja, wo dich der Schuh drückt, Freundchen!" sollte dieser Blick besagen. Aber laut sagte der Bildhauer nur:

„Gewiß, Artur! Wir warten bis morgen! Auf meine Verantwortung!"

Und dann sprach man endgültig von anderen Dingen.

*

Um die gleiche Zeit aber, da Frau Gisela Giesbert im Garten ihrer Villa ihren Gästen die eisgekühlte Bowle kredenzte, um die gleiche Zeit, da so lebhaft von ihm und seinen unterschiedlichen Namen die Rede war, stand Coloman Petsch, der Edle von Hallerstein, in einer Telephonzelle unweit des Potsdamer Platzes und rief das Hotel Esplanade an.

Ob er Miß Marina Parsons einmal sprechen könne, fragte er höflich die sich meldende Hotelzentrale.

Er mußte lange warten, und das schien ihm nicht ganz leicht zu fallen. Seine Finger trieben ein nervöses Spiel mit den Blättern des Adreßbuches, das aufgeschlagen vor ihm lag.

Und dann wartete er.

Er hatte kleine Schweißtröpfchen auf der Stirne, der vornehme Herr von Hallerstein. Aber sein Gesicht war trotzdem blaß wie Marmor.

Endlich, endlich kam eine Stimme aus dem Apparat:

„Einen Augenblick noch, mein Herr! Miß Parsons wird aus dem Speisesaal gerufen!"

„Danke!" sagte Coloman, aber sein Gesicht verzerrte sich. Verspielt, dachte er. Niemals wird die alte Pute der Tochter erlauben, an den Apparat zu gehen.

Coloman Petsch zitterte jetzt vor Erwartung.

Und richtig: es war eine Männerstimme, die sich bald danach meldete. Es war Mister Wilmot, der Sekretär. Wer am Telephon sei, wollte er sogleich wissen.

Da straffte sich Coloman Petsch in jäher Geistesgegenwart.

„Ah, Mister Wilmot, nicht wahr? Hier ist Erhard Pramstaller! Sie kennen mich doch. Ich hätte gern Miß Marina mal gesprochen. Wir haben uns noch gar nicht wegen der nächsten Sitzung verständigt. Oder habe ich es nur vergessen? Jedenfalls wäre ich Ihnen dankbar, wenn ich die junge Dame einmal sprechen könnte, ja?"

„Herr Pramstaller?" Der Sekretär schien gleich im Bilde. „Ach so? Ja gewiß! Einen Augenblick. Herr Pramstaller!"

Und es ward wieder still im Draht.

Um Coloman Petsch aber lag ein böses Lächeln.

Minuten vergingen.

Dann kam ein Geräusch an des aufhorchenden Coloman Ohr. Sein Herz begann rascher zu schlagen. Und eine Stimme ertönte:

„Hier Marina Parsons!"

„Marina!"

Es war wie ein Schrei. Ein Schrei der Beschwörung.

„Marina! Ich bin's! Erich! Kann ich sprechen?"

Zwei Sekunden war alles still. Dann kam wie ein Hauch das „Ja" der Antwort.

Und „Marina!" begann Coloman Petsch mit jagender Stimme. „Ich ertrage das nicht! Ich muß dich sehen, Marina!"

An des Mädchens Ohr drangen diese Worte wie eine heiße, körperliche Berührung. Sie erschauerte. Sie schwieg. Und die Stimme Colomon Petschs ertönte von neuem in stürmischen Werben:

„Ich weiß es, Marina, auch du kannst nicht einfach vergessen, was zwischen uns ist. Sage mir, Marina, daß auch du danach verlangst, mich zu sehen und zu sprechen. Und sollte es auch nur für ein letztes Lebewohl sein!"

Nie im Leben hatte Marina einen Mann so zu sich sprechen hören. In einer fühlen, unpersönlichen Heiterkeit waren ihre bisherigen Flirts in der Heimat verlaufen. Sie hätte jeden ausgelacht, der ihr gesagt hätte, daß sie einmal mit zitternden Gliedern in einer Telephonzelle stehen und wie im Fieber die Stimme eines Mannes trinken werde, den sie geliebt.

„So sprich doch, Marina!" rief Coloman Petsch. „Hast du Furcht? Wagst du nicht zu tun, was . . . dein Herz von dir fordert?"

„Ich darf es nicht!" antwortete jetzt Marina. „Und ich kann es auch nicht! Man beobachtet mich scharf. Mama ist mißtrauisch!"

Colomans Gesicht verzerrte sich bei der Erwähnung Frau Ediths. Er lachte heiser auf. „Bist du ein kleines Kind? Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg! Es gibt tausend Vorwände! Geh einkaufen! Oder Tennis spielen. Oder reiten! Oder eine frühere Pensionsfreudin besuchen!"

Es ward wieder still.

Colomans Stirne war feucht. In seinem Gesicht waren alle Muskeln angespannt. Es sah aus, als wolle er die unsichtbare Sprecherin durch den Draht hypnotisieren.

Und dann kam Marinas Stimme, leise, aber ganz erfüllt von verhaltener Zärtlichkeit.

„Wenn es dir möglich wäre, ganz früh am Morgen? Mama schläft lange! Vielleicht — um acht Uhr schon?"

„Meinetwegen um vier!" schrie Coloman Petsch.

„Gut! Um acht also! Wo?"

„Gehe nur aus dem Hotel heraus und die Straße entlang nach dem Tiergarten zu! Ich finde dich!"

Ich finde dich! Die Worte hallen Marina bis ins Herz.

Sie hing den Hörer ein und ging in den Speisesaal zurück wie eine Traumwandelnde.

Dr. jur. Pohland macht Besuch

„Ja, Wilmot? Sind Sie es?"

„Mistreß Parsons, sind Sie schon fertig zum Frühstück?" Die Stimme des Sekretärs, der vor der Schlafzimmertüre seiner Herrin stand, klang etwas sonderbar.

Frau Edith wunderte sich. „Wie spät ist es denn, Wilmot? Hals gehn? Nun ja, ich komme in zwanzig Minuten!"

Der Herr Privatsekretär räusperte sich.

„Willst Du denn garnicht mit mir tanzen?", fragt der kleine Claus

(Bittner, Zander-M.)

„Es ist nämlich . . . Besuch da. Ein Herr Doktor Pohland! Sie werden sich seiner erinnern, Mistreß Parsons, nicht wahr?"

Jetzt öffnete Frau Edith die Türe. Sie war noch im Morgenrock. „Wie war das eben?" fragte sie. „Doktor Pohland? So früh am Morgen? Was hat das zu bedeuten?"

Mister Wilmot lächelte achselzuckend. „Der Herr Doktor entschuldigte sein frühes Kommen mit der Dringlichkeit seines Anliegens und mit seiner knappen Zeit!"

Frau Parsons führte etwas wie eine leichte Nervosität. Sie war plötzlich irgendwie beunruhigt. „Ich — komme in zehn Minuten, Wilmot. Allerdings wollte ich eigentlich erst die Friseuse abwarten. Aber . . . wenn Sie meinen . . . Sagen Sie Marina, daß sie sich Herrn Doktor Pohland einstweilen widmet, ja?"

Da lächelte Mister Wilmot abermals mit einem leichten Achselzucken. „Miß Marina — ist leider nicht da. Man sagte mir soeben in der Halle, daß sie schon um acht Uhr das Hotel verlassen hat!"

Edith Parsons ließ eine Sekunde lang die Unterlippe hängen. Sie sah nicht sehr geistreich aus.

Dann öffnete sie noch vollends die Türe und trat auf die Schwelle heraus. „Das — wird wohl eine Verwechslung sein, Wilmot!" sprach sie, ungläubig lächelnd. „Marina ist morgens meist die Letzte!"

„Es verhält sich aber doch so!" lächelte der Sekretär.

Man sah sich an.

Und seltsamerweise dachten beide das gleiche. Mistreß Parsons und ihr höflich lächelnder Sekretär.

Beide dachten sie an einen jungen Kavalier mit Namen Hallerstein. Aber sowohl Mistreß Parsons als ihr Sekretär würden dies strikte abgeleugnet haben, hätte man ihnen derartig abschweifende Gedanken auf den Kopf zugesagt.

„Ich komme gleich hinunter!" sagte Frau Edith endlich und zog sich wieder in ihr Schlafzimmer zurück.

*

Unten in der Hotelhalle aber glaubte Mister Wilmot erstarren zu müssen, als das erste Wort, das der Herr Pohland zu ihm sprach, nachdem sich die beiden Herren zu einer kleinen Wanderei niedergelassen, eben jenen Herrn Erich von Hallerstein aus Wien betraf, den die Gedanken des mißtrauischen Sekretärs soeben insgeheim gestreift hatten.

„Ich komme", sprach Artur Pohland und schlug die Beine übereinander, „in einer Angelegenheit, die streng vertraulich ist, Mister Wilmot. Ich möchte mich mit Mistreß Parsons über einen Mann unterhalten, der, wie ich mir nicht anders denken kann, sich mit allerlei Lügen und falschen Angaben in das Vertrauen Mistreß Parsons eingeschlichen haben muß. Es handelt sich um diesen angeblichen Herrn von Hallerstein!"

Mister Wilmot wußte nicht, daß er ein wenig erbleicht war. Er verfluchte sein Lächeln, mit dem er des Morgens aufstand und am Abend schlafen ging. Aber es gelang ihm nicht recht.

Es dauerte eine Weile, ehe er antwortete: „Soviel mir bekannt ist, hat Mistreß Parsons bereits von sich aus alle Beziehungen zu jenem Herrn gelöst, nachdem er sich auch Miß Marina in — etwas ungewöhnlicher Weise genähert hatte!"

Artur Pohlands Gesicht wurde hart.

„Ich habe so etwas erwartet!" sagte er. „Solchen Kerlen ist alles zuzutrauen!"

„In diesem Augenblick erschien Frau Parsons in der Halle.

Artur Pohland stand auf, ihr die Hand zu küssen.

Edith Parsons lächelte maskenhaft. „Sie haben — Wichtiges für mich, Herr Doktor?" fragte sie. Man sah es ihren Zügen an: die Dame war in Unruhe. Ihre Augen hingen an den Lippen des ihr kaum bekannten Besuchers mit einer Spannung, die schon fast Angst zu nennen war.

„Ist Marina jetzt zurück?" fragte sie nach den Sekretär. Aber der schüttelte nur bedauernd den Kopf.

Man setzte sich. Und Mister Wilmot glaubte als schicklichste Einleitung, vorbereitend gleichsam, zu seiner Herrin sagen zu müssen:

„Es handelt sich um Herrn von Hallerstein, Mistreß Parsons!"

Da verlor die Lady alle Farbe. Sie hob die Hand zum Herzen. Man sah es ihr an, sie war heftig erschrocken.

„Um den angeblichen Herrn von Hallerstein!" hatte Doktor Pohland noch hinzugesetzt. Aber dann schwieg er, denn die Veränderung in Frau Ediths Zügen war beunruhigend.

„Er ist — ein Schwindler?" stieß sie hervor und preßte jetzt beide Hände auf die Brust. Sie atmete heftig. „Ich — dachte es mir!" setzte sie nach einer Weile hinzu, als sie keine Antwort bekam.

„Wir kamen durch einen Zufall darauf!" erklärte nun Doktor Pohland. „Mein Freund Pramstaller, der Bildhauer, hatte Anzeige gegen einen angeblichen slawischen Professor erstattet. Wegen Falschspiels, nebenbei bemerkt. Man ging der Sache nach und entdeckte zufällig, daß jener Professor und Falschspieler sowie der sogenannte Herr von Hallerstein in vermutlich nahen Beziehungen stehen . . ."

Es war eine Weile still zwischen den drei Menschen. Die sich da in den tiefen Sesseln der Hotelhalle gegenüberlasten.

Frau Ediths Augen lagen seltsam tief. Mister Wilmot dachte daran, zu fragen, ob Mistreß Parsons eine kleine Stärkung bedürfe. Aber er kam nicht mehr dazu. Denn das Gespräch lebte gerade wieder auf und nahm eine ganz überraschende Wendung. Doktor Pohland sagte:

„Erhard Pramstaller hat uns die Neuigkeit gestern abend überbracht. Es sind Vorkehrungen getroffen, den verbächtigen Herrn von Hallerstein zu verhaften, wenn er, was ja anzunehmen ist, wieder Ihr Hotel betritt!"

„Dieser Mensch wird das Hotel wohl nicht mehr betreten!" rief Frau Edith. „Man wird auf andere Weise versuchen müssen, ihn zu fassen, Herr Doktor! Ich habe ihm die Türe gewiesen, als er . . . Aber davon will ich jetzt nicht sprechen. Sagen Sie mir lieber, warum unser gemeinsamer Freund Pramstaller kein Wort von alledem erwähnte, als er gestern hier anrief und sich mit meiner Tochter telephonisch unterhielt?"

Artur Pohlands Gesicht setzte Erstaunen. „Wer hat hier angerufen? Erhard Pramstaller? Das ist unmöglich. Wann soll das gewesen sein?"

Frau Parsons und der Sekretär sahen sich an.

„Wir speisten gerade!" sagte dann Mister Wilmot. „Es wird gegen neun Uhr gewesen sein!"

„Vollkommen ausgeschlossen!" versetzte jetzt Artur Pohland. Er lachte. „Um diese Zeit sah mein Freund Erhard an meiner Seite im Garten der Familie Giesbert. Er dachte nicht daran, zu telephonieren, zumal er ja Sie und Ihr Fräulein Tochter heute ohnehin in seinem Atelier erwartet!"

(Fortsetzung folgt.)

Tagtraum nach Afrika

Die Hauptrolle spielt: Bengt Berg

Anläßlich Bengt Bergs Aufenthalt in Berlin, wo er bei der Tobis den neuen Degeto-Film „Sehnsucht nach Afrika" fertigstellt, hatte unser Mitarbeiter Armin Schönberg Gelegenheit, den weltbekannten Zoologen und Schriftsteller kennenzulernen und von ihm für den „7. Tag" etwas über sein Leben und seine Filmarbeit zu erfahren.

Bengt Berg schaut neben den Kameraaugen aus einem tropischen Versteck heraus.

Ich entsinne mich noch der Zeit, wo ich mir, ein oft getadelter Schüler, in unserer Schulbibliothek die Bücher zusammensuchte, die vom Leben unserer Zeit sehr viel sagten und mich das mißliebs lehrten, was mir — so wollte ich glauben — auf der Schulbank nicht gelehrt werden konnte.

Und ich erinnere mich noch, daß ich mir damals ein Buch wiederholt „verlängern" lassen mußte, weil ich es — ich weiß nicht wieviele Male — unter Herzklopfen las. Es war „Mit den Zugvögeln nach Afrika" von Bengt Berg.

Begegnung mit Bengt Berg

Gewiß, ich hätte dem großen schwedischen Forscher lieber in seinem „zu Hause" an der sonnigen Südostküste Schwedens begrüßt, wo er sich „sein Tierparadies" wieder zurückgewonnen hat, als gerade in Berlin, wo er von morgens bis abends im Filmatelier steckt und seinen neuen Film synchronisiert. Aber ich war auch diesem Zufall dankbar, der mich mit ihm an jenem Abend in seinem Berliner Hotel zusammenbrachte, von dem hinfort die Rede sein soll.

Mit einer Herzlichkeit, als wären wir schon lange miteinander bekannt, begrüßt mich Bengt Berg in der Halle des „Fürstenhofes" und fügte seiner Begrüßung hinzu: „Ich freue mich, daß Sie was" von mir wissen wollen."

Wer Bengt Berg zum ersten Mal sieht, würde in ihm vielleicht eher einen Schauspieler oder Offizier in Zivil vermuten als jenen Mann, der Jahr um Jahr unter den Tieren und in den Gefahren der Wildnis lebt. Einem Schauspieler ist er ähnlich durch seine jedes Wort förmlich mit den Händen dramatisierende Art zu reden, und einem Offizier durch die Vornehmheit in Form und Bewegung. Ganz jung noch — ich sah ihm die . . . fünfzig Jahre nicht an — erzählte er mir von seinem Film „Sehnsucht nach Afrika", in dem er die Hauptrolle spielt.

Abu Marbub, der afrikanische Urwaldvogel

„Ich finde es wunderbar," meinte er lachend, „was der Regisseur und der Kameramann aus einem so häßlichen Kerl wie mir gemacht haben. — Daß ich mich als Darsteller in einem Film überhaupt bewegen kann, verdanke ich wohl den vielen Wortzugkreisen, auf denen ich ausspionieren konnte, was die Zuschauer packt. Ja, ich spiele nämlich in

„Tagtraum nach Afrika"

sozusagen eine ‚tragende' Rolle und zwar — mich selbst.

Eins der Ungeheuer, die uns bedrohten!

Dieser Film bringt — was Sie vielleicht noch nicht wissen werden — eine Spielfilmhandlung als Rahmen für die Tierfilme, die ich von meinen Kamera-Zaoden nach Hause brachte. Ja, ‚Sehnsucht nach Afrika" gibt einerseits einen Querschnitt durch mein dem Tierleben gewidmetes Schaffen und schildert andererseits einen Tag in meinen „Wildgansnest" in Südschweden.

Sechs deutsche Jungen, die sich als Austauschschüler in Schweden aufhalten kommen ausgerechnet auf die Idee am Tage ihrer Abreise, dem Bengt Berg einen Besuch abzustatten. Nachdem sie stundenlang getippelt sind, erreichen sie den Zaun, der meine Besitzung auf Kilometer vor der Umwelt abschließt. Gleitenden Indianern gleich, wie sie es ja aus meinen Büchern gelernt haben, schleichen sie sich durch unseren Wald, und bekommen — was Indianern allerdings gar nicht ähnlich sieht — vor harmlosen Wild, das aus dem Unterholz hervorbricht, ziemliche Angst, ja, sie müssen noch manches Abenteuer mit den bei mir freilebenden „wilden" Tieren bestehen, ehe sie, von meiner Frau und meinen Kindern Bolette und Jensemann geführt, zu mir gelangen. Nun gibt es aber für sie soviel zu sehen und zu fragen, daß sie ganz ihr Schiff vergessen, daß am Nachmittag von Kalmar abgeht.

Und nun erleben die Filmbesucher zusammen mit den Jungen ein paar fröhliche Stunden in Hallorp. Während ich den Jungen vor einem ausgestopften Tiger meine Abenteuer mit den Riesenkatzen erzähle, blendet für die Besucher derselbe Tiger im Film ein. Während ich zu ihnen von den Zugvögeln spreche, die vor dem Fenster in dunklen Wolken vorüberziehen, geht diese Unterhaltung wieder unmittelbar in meinen Zugvogel-Film über. Mit den Jungen erfahren die Filmbesucher, was ich unter Riesenstörchen und Elefanten erlebte, sind Zeuge, wie flug die „dummen" Vögel sind, die an meinem Strand frei leben.

Der neugierige Pelikan

Das Kranichheer bricht auf . . .

Fotos Degeto-Tobis (5)

Der tabubelängliche Gast im Tierwelt

Dankbar hörte ich Bengt Berg zu, wie er mir mit dem warmen schwedischen Klang in der Stimme pausenlos erzählte. Von der deutschen Sprache, die er — der lange in Deutschland gereist ist und gearbeitet hat — so liebt und die er — auch für seine schwedischen Landsleute — in seinem Film spricht. Von der Erfüllung seines schönsten Wunsches, mit dem er — wie er sagte — geboren wurde: Daß nämlich die scheuen wilden Vögel aus den Wolken herunterschwebten, um aus seiner Hand Brot zu nehmen. Von dem Auftrag, den er sich mit seinen Büchern selbst gestellt hat und der eigentlich nur darin besteht, die in den Städten gefangen sind, etwas von der Schönheit des verlorenen Paradieses der Tierwelt zurückzuschenken.

Und er sprach auch davon, wie er überhaupt der Bengt Berg geworden ist, den wir heute als einen der ganz wenigen verehren, der uns Führer zur Natur geworden ist. „Meine Reisen in die menschenferne Welt der Tiere hängen damit zusammen" meinte er, „daß ich im Schwedischen, in der Mathematik und Naturgeschichte ungenügend bekam und somit meine Schullaufbahn beenden mußte. Der Mathematiklehrer riet meiner armen Mutter, mich an einen Schuster in die Lehre zu stecken. Meine Zukunft war unrettbar vernichtet. Was hatte es für einen Sinn, daß ich Vögel ausstopfte und alle mir erreichbaren Bücher über Tiere und fremde Länder verschlang? Die klugen Leute schüttelten den Kopf und bedauerten die Familie. Ich war ein Taugenichts, der einem jeden ein Dorn im Auge war.

Es kam aber eines schönen Tages ein Brief von Alexander König, dem berühmten Professor der Universität Bonn. Er hatte einige Vögel gesehen, die ich für ein Museum geliefert hatte. Mein Gedanke, mit Hilfe von an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen und Fotografien biologische Museumsgruppen — ausgewählter Szenen aus dem Leben eigenartiger Vögel darzustellen, hatte ihm gefallen. Und so bekam ich von ihm den Auftrag, das Material für eine Sammlung „Vogelwelt des Nordens" zusammenzubringen. Von dem Augenblick an, da ich als junger Mensch zwischen den Steinen von Lapplands Bergen und in den Sümpfen Finnmarkens den Vögeln auflauerte, war ich ein fürsbiger Gast in der Tierwelt, der ich alles verdanke, was ich heute bin."

Schatzkammer der Kunst

Das Kunsthistorische Museum in Wien in der sicheren Obhut Großdeutschlands

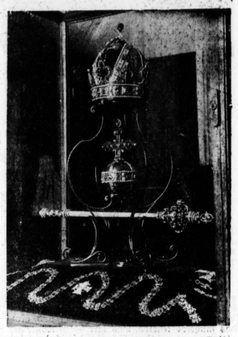


Bild oben rechts:
Die auf Kaiser Rudolf II. zurückgehende substitutorische deutsche Kaiserkrone, die seit der Schaffung eines Erbkaisertumes Österreich durch Franz II. als österreichische Kaiserkrone gebraucht wurde. Darunter der zu demselben Insignienbestand gehörige Reichsapfel und das etwas spätere Zepter.

Bild links:
Blick in das prachtvoll ausgestaltete Treppenhaus des Museums. Die Plastik wurde im Auftrage Napoleons von Canova geschaffen und stellt Theseus im Kampf gegen den Centauren dar.

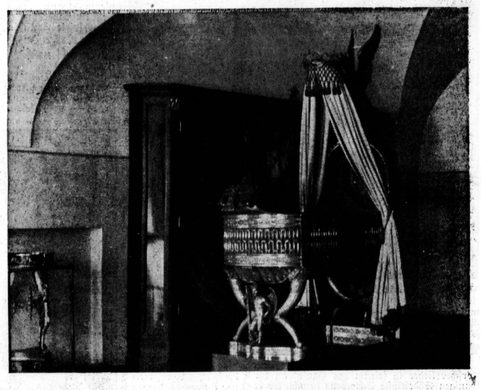
Bild rechts:
Das ist die Wiege des Sohnes von Napoleon und Marie-Luise, der österreichischen Kaisertochter. Der Entwurf zu dem meisterlich ausgeführten klassizistischen Kunstwerk stammt von dem bekannten zeitgenössischen französischen Maler Prud'hon.

Fotos:
Fritz Carl (5)

Wenn es auch im früheren Oesterreich gerade seitens jener Kreise oft an der nötigen finanziellen Unterstützung gefehlt hat, die vorgaben, für den Schutz der österreichischen Kultur jederzeit einzutreten, wenn dadurch auch eine ganze Reihe ansehnlicher nationaler Kunstschätze ins Ausland gewandert ist, so bleibt immerhin die erfreuliche Tatsache bestehen, daß weitschauende private Gönner oft genug gerade dann einsprangen, wenn es galt, unersetzliche Stücke, höchstes deutsches Kulturgut für immer der deutschen Heimat zu erhalten.

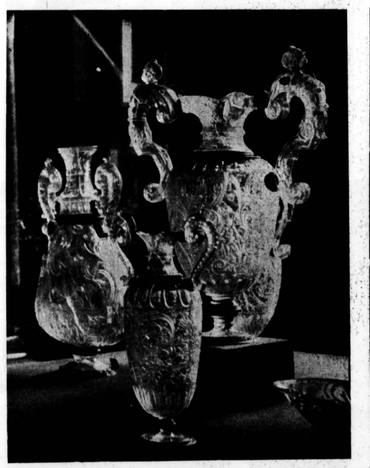
Das Kunsthistorische Museum in Wien, die Stätte der wertvollsten Sammlungen ganz Europas, steht nun heute auch unter der sicheren Obhut Großdeutschlands, dessen tatkräftige Betreuung die Erfüllung der alten und der nicht minder wichtigen zukünftigen Aufgaben voll und ganz gewährleistet. Selbst wer nur kurze Zeit für einen Besuch der zweitgrößten deutschen Stadt zur Verfügung hat, sollte nicht versäumen, die einzigartigen Kunstschätze am Wiener Ring in Augenschein zu nehmen.

Fritz Carl



In der Hauptstadt unserer deutschen Ostmark, im Kunsthistorischen Museum in Wien, befindet sich die künstlerisch und materiell wertvollste Sammlung ganz Europas. Wenn auch der Prachtbau des Museums selbst erst Ende des 19. Jahrhunderts unter Kaiser Franz Joseph fertiggestellt wurde, so reichen doch die Anfänge der hier vereinigten Sammlungen viel weiter zurück. Den Habsburgern als den deutschen Kaisern gingen einst aus dem Reich und seitens der zahlreichen befreundeten Herrscherhäuser aus dem übrigen Europa derart viele Gaben und Geschenke zu, daß es nicht verwunderlich ist, wenn der Wert der sich ansammelnden Kunstgüter ins Unermeßliche stieg. Diesen früheren reichen Quellen verdanken wir die teilweise weltberühmten Gemälde alter Meister, nicht minder die vielfältigen Schätze aus Gold und Silber, Edelsteinen und Bergkristall.

In den oberen Stockwerken des prächtigen Baues am Maria-Theresia-Platz begeistern uns immer wieder die einmaligen Kunstwerke der großen Meister, eines Raffael, eines Rubens oder eines Bruegel. Im Erdgeschoß und in der Weltlichen Schatzkammer, einem Teil der dem Museum angegliederten ehemaligen Hofburg, befinden sich die ebenso einzigartigen wie kostbaren Prunkschätze vergangener Jahrhunderte. Neben dem hohen künstlerischen und materiellen Wert verbinden viele der hier gezeigten Stücke mit ihrem Vorhandensein ein Ereignis der österreichischen und damit der großdeutschen Geschichte. Besonders hingewiesen sei neben den köstlichen Goldschmiedearbeiten noch auf die äußerst reichhaltige Waffensammlung, auf die stattliche Anzahl alter italienischer Bronzen sowie auf die aus österreichischen Ausgrabungen stammenden bedeutsamen Funde von antiken und ägyptischen Altertümern.



Geläße aus Bergkristall aus dem 12. Jahrhundert, geschnitten von dem Mailänder Dionisio Miseroni. Da Bergkristall in großen Stücken nur selten vorkommt und die Bearbeitung wegen der Bruchgefahr äußerst sorgfältig und vorsichtig geschehen muß, wurden schon früher hohe Summen für solche Kunstwerke bezahlt.

Auserwählte Kostbarkeiten aus dem Schatze des Ordens vom Goldenen Vließ. Die reichgegliederte goldene Kette war für den obersten Herold bestimmt; sie stammt aus dem 16. Jahrhundert. Oben sehen wir das mit Diamanten besetzte Schwurkreuz, ein Werk aus gotischer Zeit.

Haus, Hof und Garten

Weidepflege im Winter

Was eigentlich im Sommer gemacht werden müßte, muß oft im Winter geschehen, der Arbeitsverteilung wegen. In der Landwirtschaft kennt man das kleinere Uebel zu wählen, es geht nicht immer nach Wunsch bei dem Personalmangel.

Verschlossener Boden säuert. Binsen siedeln sich ein, ein Zeichen für Näße und Verdichtung. Luftmangel, durch den die guten Gräser ersticken. Auf trockenen Weiden zeigt die Zunahme des Weißklees und des gekneteten Fuchsschwanzes die Bodenverdichtung an. Das Richtige wäre, im Frühjahr zu eggen, aber besser, anstatt es im Frühjahr wegen Zeitmangels zu unterlassen. Ist es im Winter an offenen Tagen zu eggen ohne zu schmieren. Kräftiger arbeitet der Wiesenrieger. Das Oeffnen der Gräben ist keine angenehme Arbeit, trotz Wechstiefel. Es muß aber sein, denn ohne Luft erstickt alles. Zuviel Luft wird durch die schwere Walze beseitigt, sie ist auf Moor besonders nötig, um den Bodenschluß wiederherzustellen. Der Winter bietet Gelegenheit, sich selbst Bekonwalzen von 10 dz Gewicht je m herzustellen. Kurze Stellung, wenn er verfügbar ist, sonst Kompost, wird auf zu kurz abgeweidete Stellen gebreitet als Schutz gegen Sonnenbrand. Gleiches geschieht mit sandigen Kuppen, die trotz Weißklee, Wund- und Hornklee und Trockengräsern die Narbe nicht halten. Distelfreie Spreu von Gerste, Lupinen und Roggen oder Kartoffelkraut läßt man in die Weide einwachsen. Sie bilden Humus, geben Gare und Schatten. Vereinzelte Schmielehorste werden abgeschält, mit dem Spaten umgedreht oder mit Natriumchlorat bestreut. Stärkeres auftreten erfordert Umbruch. Der Wiesenhobel ebnet die Maulwurfshaufen ein und die angehäufte Schleife mit Dornzage verreibt die Dungfladen als Humus, ehe im Frühjahr das Gras darunter erstickt. Brannt-kalk, Kalkstickstoff oder notfalls Kupfervitriol tötet Wurmkraut ab. Der nächste Regen wäscht den Wirkendünger in den Boden, das Vieh weidet dann wieder an solchen Stellen, die es sonst meidet, es sei denn, daß gemischter Besatz vorhanden ist. Pferde fressen an begrenzten Stellen die Weide kahl, und der Hufschlag ist der Weide nicht förderlich beim Galoppieren. Immerhin: einige Pferde zwischen Rindern oder Schafen geben durch ihren Tritt, aber wie die Weide zu tief beißen. Moos wird abgetreten, es ist ein Zeichen von Hunger. Die Kahlstellen erhalten Kompost- mit Nachsaat.

Kupferschlacke hilft gegen Urbarmachungskrankheit und Lecksucht

Wie berichtet bereits vor einiger Zeit über die guten Erfahrungen, die bei der Bekämpfung der Urbarmachungskrankheit (Weißsucht des Hafers) mit der Verabreichung von Kupfervitriol gemacht worden sind, gleichzeitig verschwand auch die Lecksucht. Kupfervitriol ist aber ein unerschwingliches Produkt, es wurden daher Versuche gemacht, ob nicht Kupferschlacke, die ja auch Kupfervitriol enthält, verwendet werden könnte. Diese Versuche sind nun abgeschlossen und haben ergeben, daß die Kupferschlacke in der Tat dieselbe Wirkung wie Kupfervitriol hat. Es ist nur darauf zu achten, daß die Kupferschlacke feinkörnig ist, damit sie sich gut mischen läßt. Die Kupferschlacke wird dem Futter beigemischt, und zwar in einer Menge von 1 bis 2 Prozent. Bei Verwendung von 1 Prozent Kupferschlacke ist eine Gabe von 1 Gramm pro Tag und Tier ausreichend, bei 2 Prozent Kupferschlacke eine Gabe von 2 Gramm pro Tag und Tier. Die Kupferschlacke zeichnet sich außerdem durch ihren hohen Kalkgehalt aus, was auf den sauren Heidesandböden von großer Bedeutung ist.

Der Winter muß auch der Düngung dienen. Die Kalidüngung muß stark sein, um die Milch mit 7 Gr. Mineralien je l zu bringen. Das Futter leisten zu können. Die 3,5 Prozent Eiweiß der Milch aber muß der Stickstoff liefern, und man kann sagen, daß der Weide nur der Stickstoff schadet, den sie nicht erhält. 2 dz Ammoniak im Juni, 1,5 dz Kalkammonalpeter im August für die Kräftigung des Wurzelstockes für das Frühjahr sind gegeben. Und dann folgen im Winter auf die graue, nicht in Trieb befindliche Weide noch 3 dz Kalkstickstoff je ha als laufende Quelle für die nächste Weidezeit, eiweißreiches Gras zur Milchbildung zu liefern. Das scheint viel zu sein, es ist aber der Weg, aus der arbeitsextensiven Weide eine arbeitsintensive, aber kapitalintensive Kultur zu machen, die mehr einträgt als die Steuern und Zinsen, die sich mit den Feldkulturen gut messen kann, im „Sonnenwinkel" durch das grüne Blatt, der unser Beruf ist. Die intensive Weide muß mehr als 2 Stück Großvieh je ha ernähren können.

Dr. Wolfer, Hamburg

Sorge um das Kleintier

Die Aufstellungen sind vorüber. Zuchtherden, Zuchtstämme und Zuchtpaare sind zusammengestellt. Nur das Beste und Leistungsfähigste ist zur Weiterzucht behalten worden. Wenn auch Frost und Schnee noch regieren, so ist doch alles schon auf den Zuchtbeginn eingestellt. Bei den schweren Rassen der Hühner ist, sofern schon Mitte oder Ende des Monats Puteier eingelegt werden, die Befruchtung oftmals noch schlecht. Regelmäßige Gaben von kurz angekeimtem Hafer erzielen befriedigende Befruchtungsergebnisse. Wer Hühner verschiedener Rassen im Winter zusammenhält und nur während der Zuchtmonate die Stämme trennt, muß die Trennung der Stämme mindestens 14 Tage vor der Entnahme der ersten Bruteier vornehmen. Auch wer im Februar noch nicht brütet, überprüft jetzt den Brutapparat, damit er fehlende Teile rechtzeitig anschaffen kann und bei der ersten Einlage alles bereit ist. Wer sich einen neuen Brüter anschaffen will, muß dies auch jetzt schleunigst tun. Schwere und etwas spätreife Rassen können Ende des Monats und im Laufe des März bereits schlüpfen. Leichte, frühreife Rassen jedoch, die durchschnittlich mit 5—5½ Monaten legereif sind, kommen, wenn sie im Hochsommer mit dem Legen beginnen, nach einer Serie im Herbst nochmals in die Mauser. Wer frische Eier aufsetzen will, muß seinen genügend warmen, trockenen, zugfreien, hellen Aufzuchtraum besitzen. Ist dies nicht der Fall, so muß der Züchter mit Verlusten rechnen, denn kühle Nächte bringen nun einmal in der ersten Zeit viel Wärme. Wenn die Hühnereigluden im zeitigen Frühjahr noch sehr selten sind, werden häufiger Puten, die man als „lebende Brutmaschinen" bezeichnet, zur Zwangsbrut veranlaßt. Ist die Jahreszeit bereits weiter vorgeschritten und der Eierstock der Puten dem kurz bevorstehenden Gelege entsprechend weit ausgebildet, wird sich die Pute nicht mehr zur Brut zwingen lassen. Deshalb werden gerade im Februar häufig Puten „gedrückt". Dies geschieht dadurch, daß man der Pute eine Anzahl Porzellaneier in einem schön zurechtgemachten Nest unterlegt und dem Tier einen mit Steinen beschwerten Korb überstülpt. Nach 24 Stunden wird der Korb abgenommen. Sitzt die Pute allein weiter, werden ihr am nächsten Tage die Puteier untergelegt. Selbstverständlich muß die Pute, wie auch die Hühnergluden, Futter und Wasser zu sich nehmen und täglich vom Nest genommen werden. Die Pute, die 20 bis 22 Hühnereier deckt, soll sich in gutem Futterzustand befinden. Ist dies der Fall und trifft auch die Pute während der Brut gut, können 2 Puten hintereinander mit der Truthenne ausgebrütet werden.

Das Wassergeflügel ist z. T. bereits

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter: von links nach rechts: 1. nordische weibliche Sagengestalt, 4. Haustier, 5. Riese im Märchen 8. altgriechischer Dichter, 9. Hochfestung, 12. Armbrüchen, 13 Nebenfluß des Rheins, 14. Teil des Hauses; von oben nach unten: 1 durchsichtiges Gewebe, 2 Kunststil 3. napoleonischer Marschall, 4. Erziehungsanstalt 6 Schiffseigner, 7. fleines Raubtier, 10. Nebenfluß des Rheins, 11. Schwimmvogel.

Wie hoch ist er wirklich?

Müller und Lehmann sind in Paris. Es ist ein sonniger Nachmittag. Als Hauptsehenswürdigkeit haben sie sich den Eiffelturm bis zuletzt aufgehoben. Beide sind hingerissen von der gewaltigen Eisenkonstruktion. „Dreihundert Meter" meint Müller, wenn man diese Höhe bedenkt!" — Wetten mit Freund daß der Turm höher ist als dreihundert Meter" wirft Lehmann ein. Es entspinnt sich eine Auseinandersetzung. Der Führer gennt 300 Meter Höhe. Wissenschaftliche Werke, die man in den Bibliotheken einsieht, geben ebenfalls 300 Meter an. Lehmann bleibt dabei. Hatte dieser Dicktopf recht oder die wissenschaftlichen Werke, um nicht zu reden von Müller?

Homonym.

Wie heißt es, was die Kaufmannswelt
In steter Tätigkeit erhält?
Tagtäglich wünscht sie dies sich sehr
Und freut sich, wird es immer mehr.

Nach jeder Zeile im Gedicht
Da kommt's dem Leser zu Gesicht;
In guter Prosa ist es auch,
Beim Uebergang zum neuen Brauch.

Noch weder hat es andern Sinn:
Mir euch kommt's allenthalben hin.
Es ist darum bald hier, bald dort;
Ihr habt's am Fuß und tragt's mit fort.

Zitatenversteckrätsel.

1. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.
2. Stark ist des Menschen Arm, wenn ihn die Götter stützen.
3. Oh hat der Himmel keine Engel mehr?
4. Geborsam ist des Christen Schmuck.
5. Die Fabel ist der Liebe Heimatweit.
6. Hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke.

Obigen Zitaten Schillers entnehme man je ein Wort derart, daß die entlehnten Wörter ein weiteres Zitat desselben Dichters ergeben.

Buchstabenrätsel.

a — a — b — b — e — i — p — a — t
t — t — w

Jeder der vorstehenden zwölf Buchstaben ist eine Silbe eines zweisilbigen Wortes (z. B. s — o d — de). Es sind aus den angeführten Buchstaben demnach sechs Wörter zu bilden. Wie lauten diese?

Kürzungsrätsel.

Konditor — Nestel — Orgie — Sense — Ocker — Lehne — Monitor — Kiesel — Stiefel — Wiesen — Kantate — Tenne — Sandale.

In vorstehenden Wörtern streiche man je zwei nebeneinanderstehende Buchstaben so daß neue sinnvolle Wörter in Erscheinung treten. Die ersten Buchstaben dieser Buchstabenpaare ergeben dann, aneinandergereiht, ein Winterspiel der lieben Jugend.

Scharade.

Jagst du, so richt auf die erste den Blick;
Fischest du, wär' eins zweite dein Glück.
Soll dir das Jagen und Fischen gedeihn,
Darfst du vor allem ein Ganzes nicht sein.
Oft wird die erste des Schießenden Beute,
Oft auch gelingt mit dem Netze die zweite.
Schwerlich wird aber eins-zwei was erwischen,
Hebt doch die Ruh ihm zum Jagen und Fischen.

Bilderrätsel

Kartenkunststück.

Mit neun Karten, je drei Karten einer Farbe ist ein magisches Neckteck zu legen, in der Weise daß jede Querreihe und Längsreihe in der Summe 15 ergibt. Wie ist dies zu machen?

Verwandlungsrätsel.

Wie kann man „Tortur" durch Aenderung des ersten, dritten und fünften Buchstaben verdeutschen?

Auflösungen aus voriger Nummer:

Silbenrätsel: 1. Gaiatea 2. Laufgraben, 3. Unkraut, 4. Erbswurst 5. Chronik, 6. Kittel, 7. Leibgericht 8. Iridium 9. Chlodwig, 10. Hauklerer, 11. Jngwer, 12. Samstag, 13. Torero, 14. Wiesel, 15. Savina 16. Rekrut, 17. Werkzeug, 18. Appetit, 19. Sirius 20. Erasmus, 21. Revolver, 22. Lanolin 23. Improvisator, 24. Endivie, 25. Borke — Glueklich ist, wer, was er liebt voll Mut zu verteidigen wagt.

Silbenanfügungsaufgabe: Jolle, Lenkig, Insekt, Travers, Tarock, Eindruck, Roulade, Wismut, Orange, Cellist, Helene, Edmund, Rubier — Klitterwochen.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Gages, 4. Hagan, 7. Knabe, 9 Pfer, 9 Elm, 11. Esel, 12. Natur, 13. Niere 14. Esend. — Senkrecht: 1. Gas 2. Gasse, 3 Seele, 4. Hymne, 5. Oeste, 6. Ar 10 Nil 11. Ei.

Gegensätze: 1. Spatzvogel 2. Windbeutel, 3. Vorhand, 4. Todfeind 5. Reinhold, 6. Nachhut, 7 Kernhaus, 8. Grünkuan

Ein Buchstabe weniger: Ban(d), Ba(s)r, We(r)st, Tyrann, Kel(c)t, Reb(h)e, Bu(ch)ne, Po(l)len, Fe(s)te, Mi(c)ke, M(g)le, Kl(a)ppe, Sw(e)ller, Kan(o)ne, Wa(t)te, Kor(s)a, Zo(n)e. — Der Rodelschlitten

Rätsel: Licht.

Abkürzungsrätsel: Charis Berta Meinau, Erfurt, Ritter, Herford, Reisel, Strober, Stade. — „Habe fein Futter erfriere bald!"

Erdkundliches Doppelgitter: 1. Neuwied, 2. Butareh, 3. Bayreuth 4. Konstanz.

Streich Anfang und Schluß: Dose, Eis, Kat, Nisel, Ver, Rosa, Emma, Irland, Seni, Jar, Kar, Arie, Lanze, Erda, Nota, Drei, Klan, Mina — Der Abreißkalender

Nützliche Vierbeiner in der Zählung

Bestandsaufnahmen sind oftmals gut und lehrreich. In der Volkswirtschaft heute um so eher, als ihre Ergebnisse bestimmend sein können für die Richtung, die man auf dieser und jener Seite einschlagen muß, um gut zu fahren.

So ist im Dezember vorigen Jahres eine „Personenstandsaufnahme unter unseren Zwei- und Vierbeinern in Haus, Hof und Garten, veranstaltet worden. Wenn das Statistische Reichsamt nunmehr ihre Ergebnisse vorlegt, so kann beim ersten Ansehen keine reine Freude herrschen. Unsere nützlichen Tierfreunde haben mit dem allgemeinen Tempo unserer Wirtschaft keineswegs Schritt halten können. Nun, damit wäre ihnen auch etwas zuviel zugemutet, denn eine Reihe von ihnen hatte die schwere Belastung der Maul- u. Klauenseuche zu tragen. Von den etwa 20 Millionen Stück Rindvieh gehört die Hälfte dem erbaren Stande der Milchkuh an, der allerdings gegenüber dem Vorjahre eine Einbuße von 2,6 vom Hundert erlitten hat. Die Ziegen verloren ebenfalls, und zwar 4,6 vom Hundert, während der Bestand an Schafen um immerhin 2,5 vom Hundert zunahm.

Es wäre erfreulich, wenn diese letztere Entwicklung noch günstiger verlaufen würde, denn sie bedeutet, daß wir im eigenen Lande mehr reine Wolle erzeugen. Hier ist allerdings hinzuzufügen, daß der deutsche Wollbedarf jedoch bei weitem nicht gedeckt werden kann, selbst wenn sich unser Schafbestand um ein Vielfaches vermehren ließe. Der Erfindergeist unserer Chemiker und Techniker hat uns glücklicherweise auf diesem Gebiet neue Wege gewiesen, so daß unsere Wolltiere sich nicht zu überanstrengen brauchen.

Das Pferd, der treue Helfer des Menschen, hat seinen Bestand um 0,2 v. H. vermehrt, ist also durch die schnelle Motorisierung nicht allzusehr beeinträchtigt worden.

Zahlen aus dem Ergebnis der letzten Viehzählung in Millionen Stück
(Zeichnung: IWD.)

Wie um den Ausfall bei einigen Vierbeinern wettzumachen, überraschte das Federvieh mit besonders erfreulichen Ergebnissen: Die Hühner vermehrten sich um 3,7 v. H., Gänse schon um 8,8 und Enten gar um 10,5 v. H. Wenn sie sich im Vierlegen ein erhöhtes Tempo angeeignet hätten, wären wir nicht unzufrieden. Der Reichsnährstand hat den Hühnern da einige Vorschriften hinsichtlich Verbesserung der Legeleistung gemacht, an die sie sich gefälligst halten sollen.

Bleiben schließlich noch die Kaninchen, Freude vieler Züchter; sie haben reichlich knapp 0,5 v. H. zugelegt. Wahrscheinlich geht dieser Posten zugunsten derer, die und Angorawolle spenden. Aus ihrem Haarwuchs werden jene reichen und anschmiegsamen Schals, Mützchen und Pullover gefertigt, die in ihren reizenden Farben hübschen Mädchen so hübsch zu Gesicht stehen.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel

Aus den Silben
a — ai — ba — ber — bi — ca — ca — ca

Kaal findet einen Ring

Humoreske von Josef Robert Harrer

Kaal ist etwas Unangenehmes zugestoßen; er ist auf der Polizeiwachtstube streng verwarnt worden. Das schmerzt Kaal; denn er ist eigentlich ganz unschuldig dazu gekommen.

Kaal hat nichts gestohlen; er hat keinen Polizisten nach seiner Halbwitze gefragt; er hat keine Dame belästigt; nein, Kaal war betrunken; und auch das ohne seine Schuld. Bei der Geburtstagsfeier eines Vorgesetzten forderte ihn dieser so oft zum Trinken auf, daß Kaal gegen Mitternacht eine Opernarie singend — er sang sie natürlich falsch — von einem Polizisten auf der Straße zur Ruhe gemahnt werden mußte. Da aber Kaal der Meinung war, eine begonnene Arie müsse unter allen Umständen zu Ende gesungen werden, schloß sein Vorhaben auf der Polizeiwachstube, wo er, plötzlich ernüchtert, mit einem strengen Verweis wegkam.

Seit Wochen kann Kaal deshalb nur noch schlecht schlafen. Er grübelt. Wenn er den Kommissar nur überzeugen könnte, daß er ein braver, in jeder Beziehung rechtlicher Staatsbürger ist! Wie mache ich es nur, denkt er. Wäre ich ein Dichter, ich würde dem Kommissar ein wunderschönes Gedicht auf schönstes Ministerpapier mit der schönsten Handschrift schreiben. Warum bin ich kein Dichter? grübelt Kaal und — macht einen Freudenschrei.

Seine Frau fährt aus dem Schlaf und sieht erschrocken ihren Mann im Mondlicht durch das Zimmer tanzen.

„Was ist los, Kaal?“ fragt sie.

„Ich weiß, wie ich den Herrn Polizeikommissar überzeugen kann, daß ich ein ehrlicher Mensch bin, ein braver Staatsbürger, der nur zufällig einmal betrunken war. Ich muß ihm zeigen, daß ich ein mustergültiger Wahrer der Gesetze bin. Und ich weiß, wie ich es mache.“

Seine Frau schüttelt den Kopf und meint:

„Aus dem schönsten Traum hast du mich geweckt! Sag mir rasch deinen Plan, damit ich dann wieder weiterträumen kann.“

Kaal spreizt glücklich Daumen und kleinen Finger, schielt auf die Seite und sagt:

„Ich werde am Morgen deinen Brillantring dem Kommissar bringen.“

Seine Frau greift sich an den Kopf.

„Kaal, bist du verrückt geworden?“

Kaals Gesicht ist schlau; ein Fuchs würde beschämt fortschleichen. Und Kaal sagt:

„Ich schenke ihm doch den Ring nicht! Ich werde sagen, daß ich den Ring gefunden habe. Denk dir nur, wie belobend er mich ansehen wird! Denn wer gibt heutzutage einen Brillantring zurück, den er gefunden hat? . . . Mein Name wird als der eines ehrlichen Mannes auf dem Polizeikommissariat bekannt bleiben . . . Und nach einem Jahre werde ich den Ring wieder zurückbekommen; denn da er von niemanden verloren wurde, kann er auch von niemanden abgeholt werden. Nun?“

„Du bist doch der schlauste Mann der Welt, Kaal!“ sagt seine Frau und legt sich lächelnd auf die Seite. Nach zwei Minuten ist sie wieder im Traum; und auch Kaal kann nach langer Zeit wieder ruhig schlafen.

Am nächsten Morgen betritt Kaal die Polizeiwachtstube. Der Kommissar sieht ihn an und fragt:

„Sie wünschen?“

„Sie kennen mich bereits, Herr Kommissar! Sie haben mir vor drei Wochen einen strengen Verweis gegeben, weil ich in nächtlicher Trunkenheit eine Arie sang.“

„Ja, richtig; es war eine Arie aus Rigoletto.“

„Verzeihen Sie, Herr Kommissar, es war eine Arie aus Aida!“

„Möglich! Aber deshalb sind Sie heute doch nicht gekommen!“

„Nein, Herr Kommissar! Ich würde Ihre kostbare Amtszeit nicht mit Kleinigkeiten in Anspruch nehmen. Ich habe einen Brillantring gefunden. Hier ist er; ich möchte ihn abgeben!“

Der Kommissar nimmt den Ring entgegen und betrachtet ihn.

„Ein schönes Stück! Und eine seltene Ehrlichkeit, Herr — wie war nur der Name?“

„Kaal!“

„Herr Kaal, richtig! Ein so ehrlicher Mensch kommt nie mit den Gesetzen in Widerspruch.“

„Wir tut es heute noch leid, daß ich damals die Nachtruhe gestört habe, Herr Kommissar. Ich —“

„Aber, Herr Kaal, das ist doch nicht der Rede wert. Ich selbst habe einmal im Rausch gesungen.“

„Auf diese Weise werden wir nie reinkommen. Du drückst ja nicht auf den Klingelknopf, sondern auf den Westenknopf.“
(Humorist)

Kaal fällt ein Felsblock vom Herzen.

„Und wo haben Sie den Ring gefunden?“

„In der Erikagasse, bei der Kreuzung der Lindenstraße. Der Ring lag einen Schritt neben dem Kanalgitter.“

„Wir werden den Ring dem Fundamt zustellen. Wenn sich der Verlustträger meldet, bekommen Sie den Finderlohn. Sollte der Ring nicht abgeholt werden, so gehört er nach einem Jahre Ihnen.“

Kaal geht, glücklich, befriedigt; denn seine Staatsbürgerehre ist gänzlich reingewaschen. Er ist sogar gelobt worden. Und den Ring wird seine Frau nach einem Jahre wieder tragen können.

Drei Tage später bekommt Kaal eine Vorladung zum Fundamt.

Er eilt hin; er hat keine Ahnung, was man von ihm will. Muß er vielleicht nochmals angeben, wo er den Ring fand?

Nein, er muß es nicht tun. Aber was er erfährt, trifft ihn wie der Schlag einer Herkuleskeule. Und dabei muß er an sich halten. Er darf nicht sagen, daß er den Fund nur vortäuschte, um vor dem Kommissar rein wie ein Engel zu stehen.

„Die Dame, die den Ring verloren hat, dankt Ihnen für Ihre Ehrlichkeit. Sie verlor den Ring, als sie durch die Erikagasse ging. Beim Einbiegen in die Lindenstraße zog sie den Handschuh aus. Dabei hat sie den Ring wahrscheinlich abgestreift. Hier ist der Finderlohn: 200 Mark! Ihre Ehrlichkeit ist rasch belohnt worden.“

„Ja, sehr rasch!“ stottert Kaal, nimmt die 200 Mark und geht.

*

Eine Frohnatur

„Wenn ich eine Dummheit gemacht habe, bin ich klug genug, später selbst darüber zu lachen!“

„Da müssen Sie ja ein lustiges Leben führen!“
(Züricher Illustrierte.)

*

„Siehst du“, belehrt der Vater seinen hoffnungsvollen Sohn, der mit einem ziemlich betrüblichen Zeugnis nach Hause gekommen ist, „du lernst doch nicht für die Schule, sondern fürs Leben. Fleiß trägt seinen Lohn in sich selbst. Was du gelernt hast, kann dir niemand nehmen!“

„Ja, Vater“, antwortete der Hoffnungsvolle nach langem Nachdenken, „aber was ich nicht gelernt habe, kann mir doch auch keiner nehmen!“
(Koralle.)

Das Billigste

„Sagen Sie mir, was man bei Hautjucken tut. Aber es muß was Billiges sein!“

„Kratzen Sie sich!“
(Fliegende Blätter.)

Erleichterte Wahl

„Was möchten Sie lieber sein, Fräulein Anita, schön oder reich?“

„Ich möchte sehr gern auch reich sein!“
(Hemmet.)

„Was, heute bringen Sie den Schirm zurück, den ich Ihnen vor 14 Tagen geliehen habe?!“

„Ich bitte Sie, mein Lieber, heute erst war es mir möglich, hat es doch die ganzen Tage hindurch geregnet.“
(Hannesen — M.)

Er wagt es nicht, seiner Frau gegenüberzutreten. Er irrt den ganzen Tag umher und trinkt sich abends einen Rausch an. Auf dem Heimweg singt er eine Arie aus Rigoletto, wodurch er wieder Gelegenheit hat, dem Kommissar einen Besuch abzustatten.

„Aber, Herr Kaal, wie kann man denn schon wieder —“

„Ich habe 200 Mark Finderlohn für den Ring bekommen, Herr Kommissar“, unterbricht ihn Kaal. Da schmunzelt der Kommissar.

„Das ist ein Grund zum Fröhlichsein. Ich will diesmal beide Augen zudrücken. Aber nun gehen Sie ruhig nach Hause!“

Kaal wird von seiner Frau weinend empfangen.

„Kaal, wo bleibst du den ganzen Tag?“

„Der Ring!“ flüstert er und erwartet Schläge.

„Ich weiß alles! Da lies den Brief, der heute gekommen ist!“

Kaal liest:

„Werter Herr: Als ich letztens zur Polizei geladen war, ging ich zufällig hinter Ihnen. Da wußte ich noch nicht, daß Sie mir Glück bringen würden. Ich trat nach Ihnen in die Wachstube und hörte dort, was Sie beim Ueberreichen des gefundenen Ringes sagten. Da ich sah, daß Sie in der Erikagasse nichts gefunden hatten, erlaubte ich mir die Annahme, daß Sie wahrscheinlich den Ring irgendwo gestohlen hatten und ihn der Polizei zurückbrachten, sei es, weil Sie den Ring aus Angst nicht verkaufen konnten, oder weil Sie dumme Gewissensbisse hatten. Daß ich heimlich Ihren Worten lauschte und dann plötzlich den Einfall hatte, auf billige Weise meiner schönen Braut einen Brillantring zu verschaffen, darf Sie nicht wundern. Wenn Sie schweigen, zeige ich Sie bei der Polizei nicht an. Uebrigens habe ich ja den Finderlohn für Sie hinterlegt. Bester grüßt Ihr dankbarer X. Y.“

„Mutti, soll ich ihm noch eine Erdnuß geben? Zwei hat er aber schon!“
(The Saturday Evening Post)

Mitten in der Nacht werden die Eltern durch einen dumpfen Fall im Kinderzimmer geweckt. Zunächst ist alles still; dann hört man schleichende Schritte. Besorgt knipst Vati das Licht an. Plötzlich stürzt die dreijährige Grete zur Mutti und schluchzt: „Mutti, ihr habt gestern ja vergessen, mich in das Bett zu legen!“
(Dagens Nyheter.)

Fritzchens Laute

„Mutti, sieh einmal, ich habe mir aus einer Zigarrenkiste eine feine Laute gemacht!“

„Ist ja großartig, Fritzchen! Aber woher hast du die Saiten?“

„Die sind aus dem Klavier.“
(Jugend.)

Austausch

„Donnerwetter, siehst du elegant aus! Und ein eigenes Automobil hast du auch!“

„Ja, weißt du, ich habe einen Kapitalsbesitzer kennengelernt. Er hat sein Geld ausgegeben, ich habe meine Erfahrung beigesteuert, und dann haben wir eine Gesellschaft gegründet. Nun habe ich das Geld, und er hat die Erfahrung.“

*

„Sagen Sie, Emma, was haben Sie gestern im Theater gesehen?“

„Die Räuber, gnädige Frau.“

„Sie da haben Sie also Schiller kennengelernt!“

„Nein, er hieß anders; Lehmkugel hieß er.“

*

Herr Probig hat sich das Bein gebrochen. Natürlich wird eine Röntgenaufnahme gemacht. Sofort erklärt der Patient: „Davon will ich Postkarten haben. Wieviel kostet das Dutzend?“

*

„Na ja“, meint der Richter, „er hat Sie also Schafskopf genannt. Aber kann ihm das nicht in der Hitze des Gefechts herausgefahren sein?“

„Ausgeschlossen“, beteuert Otto, „er hat mich vorher lange und prüfend angesehen.“

Je nachdem

Fremder: „Was ist denn das für ein schönes neues Gebäude?“

Einheimischer: „Das Stadtgefängnis.“

Fremder: „Kann man da hineinkommen?“

Einheimischer: „O gewiß, das kommt ganz auf Sie an!“

„Dieses Gedicht habe ich zusammen mit meiner Frau verfaßt. Wie finden Sie es?“

„Hm — zwei Seelen und kein Gedanke.“

Immer im Bilde

Mathematikprofessor: „Ich glaube, unser verehrter Kollege Schwenker hatte gestern bei dem Kneipabend ein Gläschen zuviel genommen.“

Geschichtsprofessor: „Wieso bemerkten Sie das?“

Mathematikprofessor: „Ich machte auf dem Heimwege die Beobachtung, daß seine Vertikalachse nicht im rechten Winkel zur Bodenlinie stand.“

Gute Einführung

„Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter, Herr Direktor!“

„Trinken Sie, junger Mann?“

„Danke, ich bin so frei! Aber wollen wir nicht vorher die andere Frage besprechen?“
(Die Woche.)

„Herr Doktor, stimmt es, daß Leberflecke verschwinden, wenn man Kürbis ißt?“

„Nur in ganz besonderen Fällen.“

„Und die wären?“

„Wenn der Leberfleck auf dem Kürbis ist!“
(Hannesen — M.)

„Mathematik ist doch wirklich eine interessante Wissenschaft. Man kann die seltsamsten Kombinationen herausbekommen. Wenn ich zum Beispiel meine Telephonnummer nehme und dividiere sie durch mein Alter und lege das angebliche Alter meiner Frau dazu und teile das Ergebnis durch meine Hausnummer, dann bekomme ich als Resultat meine Kragennummer!“
(Dusmorbladet.)

Notenaustausch

Ein Herr von himenhafter Gestalt stellt seinen Schirm in den Garderobenständer im Foyer und heftet daran einen Zettel mit der Aufschrift: „In zehn Minuten komme ich zurück. Ich bin imstande, einen zweihundertfünfzigpfündigen Schlag auszuführen.“

Als er zurück ist, ist der Schirm verschwunden. An der leeren Stelle hängt ein Zettel, auf dem zu lesen steht: „Ich habe den Schirm mitgenommen. Ich laufe in einer Stunde drei Meilen und komme nicht zurück.“
(Life)

Aufmerksamkeit

Auf dem Weg zur Hauptprobe des Abendkonzertes erlitt der Sologeiger einen Verkehrsunfall. Ein Auto streifte den Musiker, und er stürzte. Zum Glück trug er nur den Schrecken davon, sonst war ihm nichts geschehen.

„Haben Sie sich wenigstens die Nummer des Autos merken können?“ fragte der herbeigeeilte Schutzmann.

„Das zwar nicht“, erklärte der Geiger, „aber die Hupe war auf a-Moll abgestimmt.“

Ehoenbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag R Herne 1 W. Mühlenstr. 7

„Nicoton“ gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke Nieheim, Kr. Höxter

Nikotin vergiftet d. Körper. Westat Nichtraucher ohne Gewichtszun. Näh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt. A 107 Verlan.

Nein-danke ich nehme lieber mein Quick, das hält mich frisch und leistungsfähig und ist so gesund. Nehmen auch Sie in der Hast des Alltags, im Beruf, beim Sport Quick mit Lezithin für Herz und Nerven

Packg. RM 1.35 Kurpack. RM 6.— in Apotheken u. Drogerien

Kath. Akademiker in Staatsdienst 30er, wünscht Heigungsehe mit einer kathol. gebild., intellig. Dame. Gie foln einer gut., vermögenden Familie entstammen, erbgesund, von mittl. Größe, eine hübsche Erscheinung mit nettem, natürlich. Wesen, wirtschaftl. u. mit Hausfrau. Eigenschaften sein. Vertrauensvolle Bildzuschrift. erb. unt. Nr. 11861 an „Der 7. Tag“, Paderborn.

Sicheren Erfolg verbürgt die Kleine Anzeige hier in unserer Zeitung

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Heiwakakur. Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Gold. Medaille, Groß. Preis Brüssel Sept. 32, London März 33. Tägl. Dankschreiben, z. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Heiwaka mit Stern patentamtl. Nr. 416609 schützt vor Enttäuschg. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50. Nachn. Heiwaka-Köln 114

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. -Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Volgt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag“: 4. Vj. 38: 43181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 9 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 26. Februar 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Werde mehr als du bist

Niemand kann eben aus seiner Haut heraus! Wer hätte nicht schon einmal oder des öfteren so gedacht, wenn er zu bemerken glaubte, daß ein Mensch trotz aller Ermahnungen und schlechten Erfahrungen immer wieder dieselben Fehler begeht oder immer wieder auf seine eigenen Schwächen hineinfällt! Bedauernd, enttäuscht oder auch mit Humor bekannte sich wohl schon jeder zu dieser etwas billigen, dafür aber u n s o bequemeren „Weisheit“, in der sich ein beträchtliches Stück seufzender Resignation versteckt. Soll das nicht schließlich heißen, daß es keinen Zweck für uns hat, uns besondere Mühe mit dem Leben zu geben, uns tiefere Erkenntnisse zu erringen und nach dem Richtigen und Höheren zu trachten, weil, nun, weil wir im Grunde eben doch nie über uns selbst hinauszukommen vermögen? Weil wir schließlich, trotz mancher Anstrengung, doch immer wieder dahin zurückkehren, woher wir kamen? Weil dem einen diese, dem anderen jene „Mängel“ angeboren sind und niemand sich selber loszureden kann?

Nun, daß jeder mit bestimmten Anlagen, Kräften, Fähigkeiten und natürlich auch mit persönlichen Einseitigkeiten, „Fehlern“, charakterlichen Begrenzungen zur Welt kommt, wird keiner bestreiten. Doch hüten wir uns davor, jene Redewendung **gedankenlos zu gebrauchen!** Sehr wohl nämlich können wir aus „unserer Haut“ heraus, jedenfalls in vielen Fällen. Wir sind nämlich fast alle auf irgendeine Weise feelisch reicher und menschlich besser, als es im „grauen“ Alltag den Anschein hat. Tatsächlich: bleiben wir nicht häufig ganz unnötig recht weit hinter den Werten zurück, die in uns gelegt sind? Jawohl, wir vermögen wirklich immer wieder um ein ganz Erhebliches mehr zu werden, als wir „normalerweise“ darstellen. Wir können nicht nur, sondern wir müssen stets erneut aus der „Haut“ unseres gewohnheitsmäßigen, durchschnittlichen, alltäglichen Verhaltens heraus. Warum lassen wir die schöpferischen, seelischen Kräfte, die in uns sind, oft ungenutzt?

Nehmen wir das Beispiel zweier „ganz gewöhnlicher“ Menschen, eines Mannes und einer Frau. Sie unterscheiden sich in kaum irgendeinem Punkt von der Art vieler, sehr vieler anderer Menschen. Sie gehen redlich ihrem Beruf nach, sie haben ihre Freuden und Leiden, ihre Aufgaben und Sorgen, sie treiben dieses und jenes, führen ein Dasein, das so oder anders begrenzt ist. Ihr Leben ist sozulagen „n o r m a l“, ihre Denk- und Gefühlslage desgleichen — nicht zu kalt und nicht zu heiß, nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Können sie aus dieser Haut heraus? Können sie mehr werden, als sie in ihrem augenblicklichen Zustande sind? Zweifellos! Der Zufall oder das Schicksal führt es herbei, daß sie sich kennenlernen. Und aus der Bekanntschaft erwächst eine große Liebe, die das Wesen der beiden ganz durchdringt und ergreift. Und damit eben sind beide plötzlich mehr, als sie vordem waren! Ihr Dasein hat einen viel stärkeren Glanz, ihr Denken und Fühlen ist beschwingt und von neuen Werten erfüllt, ihre Phantasie lebt auf, sie haben Ideale, sie sind über den Alltag erhoben. Jetzt erst bekommen sie es zu spüren, welcher seelische Reichtum in ihnen steckte. Der Funke der „Begeisterung“ hat alles Gute in ihren Seelen zum Leben erweckt. Sie stehen gewissermaßen in unmittelbarem Kontakt mit der schöpferischen Kraft, mit dem geistigen Wert der Liebe und beziehen von diesem ihr erstaunliches Plus an Lebendigkeit, an Aufschwungsfähigkeit, an Vermögen, positiv zu denken, zu fühlen.

Die geistig-seelische Kraft der Liebe, die sich dann im menschlichen Bereich verwirklicht, ist ja in der Tat ein ganz und gar „objektiver“ Wert. Und so ist eben der wirklich liebende Mensch unter allen Umständen, und sei er „sonst“ auch noch so „wenig“, unvergleichlich viel mehr als der lieblose Mensch! „Ganz gewöhnliche“ Menschen wachsen da plötzlich über sich selber hinaus, sie werden opferbereiter und gütiger, verstehender und aufgeschlossener, sie werden eben wertvoller, werden wesenhaft mehr, charakterlich klarer und tiefer, ja, sie werden manchmal sogar genial.

Wehe aber dann, wenn die beiden Menschen, die sich auf solche Weise in der Liebe fanden, unerwartet oder durch bewußte Zerstörung aus jenem schöpferischen Kraft- und Wertbereich wieder herausfallen oder allmählich immer mehr seelisch erlahmen! Sie kehren damit eben ihre alte Haut einer gewöhnlichen, alltäglichen, profanen geistig-seelischen Haltung zurück, sie werden wieder „weniger“, sie schließen die ihnen zur Verfügung gestellten inneren Möglichkeiten wieder aus ihrem Dasein aus. Klein und arm, dürftig und wesenlos stehen sie plötzlich da. Und hätten es doch gar nicht nötig! Denn unendlich reich ist der Mensch von Natur aus angelegt. Er weiß es nur häufig nicht.

Ist das, was wir unser Innenleben nennen, überhaupt ein feststehender Tatbestand? Nein, keineswegs! Jeder, der sich in dieser Beziehung genauer kontrolliert hat, wird ohne weiteres zugeben, daß unsere „Seele“ ein äußerst komplizierter Organismus ist, der unendlich viele Zustände hat, bald erfreuliche, bald betrübliche, bald positive, bald negative. Unsere Seele ist nicht konstant. Sie ist vielmehr das eine Mal entschieden reicher und stärker, das andere Mal entschieden ärmer und schwächer. Oder genauer: Die Inhalte unserer Seele können in schöpferischen Akten des Glaubens, des Vertrauens, des Mutes und der Liebe geboren oder zur Geltung gebracht werden, sie können aber auch, so wie wir kalt, müde, kleinlich, zweifelnd werden, mehr oder minder qualvoll sterben. Sind wir zum Beispiel von einer Idee, einem Menschen „begeistert“, dann haben wir die unmittelbare Gewißheit der wirklichen inneren Wertzunahme. Natürlich hat jeder seine trüben und lahmen Tage, Perioden, in denen viele seiner seelischen Kräfte einfach brachliegen, in denen mit ihm „nichts Besonderes los ist“, in denen er von keiner Begeisterung über sich selbst, über den profanen Teil seines Wesens hinausgehoben wird. Man darf das nicht zu tragisch nehmen. Auf Uebel oder Regen folgt auch wieder Sonnenschein. Aber es wird damit ernst, sehr ernst sogar, wenn wir es zulassen, daß daraus eine Art Dauerzustand wird. Das Mittel dagegen? Es läßt sich mit einem Satz umschreiben: Kehre nicht am Armseligen, Profanen, lebe aus Besohung, „begeistere“ dich an unseren höchsten Werten und Ideasen — glaube an den Reichtum, der in dir liegt!

Wie ein Spatz nicht zum Adler und eine Ente nicht zum Schwan werden kann, so natürlich auch nicht aus einem wirklich minderen, einem dumpfen, engen, schwunglosen Charakter eine Fackel des Geistes.

Deutsche Jungens studieren die Welt

(Bavaria-Verlag, Gauting vor München)

Der Tod um 12.15 Uhr

Von Heinrich Riedel

In der Wächterloge des berühmten Panoptikums der Madame Tussand in London — es war ein Jahr vor dem großen Brand — hatte soeben die unruhige Pendeluhr hastig zwölf Schläge herunterstammert.

Der Wächter Joe Riggs, ein junger, sportgestählter Mann, erhob sich, um seine stündliche Runde anzutreten. Seufzend. Denn ein solcher Gang durch ein Panoptikum bei Nacht, wo die am Tage schon bedrohlichen Figuren zu einem schreckenerregenden, gespenstigen Leben zu erwachen scheinen, ist kein angenehmer Zeitvertreib und überhaupt nur etwas für Männer mit Stahlnerven.

Seine Wanderung führte ihn wie gewöhnlich durch eine Reihe von Sälen mit Hunderten von Figuren und Figurengruppen, vorbei an Königen, Kriegshelden, Dichtern und den vielen ehemals prominenten Köpfen, die der Grimm'rin während der französischen Revolution im Auftrag Robespierres unmittelbar von der Guillotine herab zum Nachbilden gereicht worden waren . . . bis er zuletzt zu jenem Teil des Hauses kam, der ihm immer am unangenehmsten war, zur Verbrechergalerie und Folterkammer.

Zu beiden Seiten eines ziemlich engen Ganges standen und saßen hier eine Anzahl berüchtigter Raub- und Massenmörder in Wachs und suchten den einsamen Wanderer lauernd und grinsend an. Am Ende dieser Gasse aber wurde eine klobige Eichentür sichtbar: der Eingang zur Folterkammer.

Es war totenstill im Hause, vor dem draußen zur selben Zeit der mächtige Nachtverkehr tobte.

Totenstill . . .? Riggs stutzte einen Augenblick. War da eben nicht ein leises Geräusch in der Kammer vor ihm?

Er ließ den Lichtkegel seiner Laterne, der wie mit dem Rasiermesser abgeschnitten durch den Raum strahlte, die unheimlichen Gestalten abtasten. Nichts.

Weiter!

Er öffnete die in verrosteten Angeln knarrende Tür zur Folterkammer, trat ein und streifte flüchtig die darin aufgestellten Geräte, deren einstige furchtbare Bestimmung auf jedem verzeichnet war.

Schließlich blieb sein Blick unverwandt an einer der an den Wänden stehenden hölzernen Henkergestalten haften. Er kannte diese Figuren ja alle genau. Die, die er anblickte, kam ihm heute etwas sonderbar vor. Die Haltung schien verändert. Er leuchtete ihr mit der Lampe ins Gesicht.

Da . . . großer Gott! Was war das? Riggs fühlte seine Knie weich werden. Die Augen in diesem Gesicht, zwei teuflisch glühende Augen, bewegten sich.

Riggs riß unwillkürlich einen Schrei aus . .

„Hände hoch!" rief da die angebliche Wachsfigur und trat gleichzeitig von ihrem Postament herunter, das große Henkerbeil, auf das sie sich bis dahin gestützt hatte, drohend erhoben.

Riggs war die Kehle wie zugeschnürt. Aber sein Denken setzte nicht aus. Er stellte fast nüchtern fest, daß der vierschrötige Geselle vor ihm mit dem verzerrten Gesichtsausdruck keine Spukgestalt, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut war. Ein Wahnsinniger, der sich hat einschließen lassen, fuhr es Riggs durch den Kopf.

Und in der Tat, an der Wand lag die eigentliche Wachsfigur, ihres Oberrocks mit der Schaube und Kapuze beraubt. Der Irre hatte sie angezogen.

Riggs erkannte weiter, daß Widerstand zunächst nutzlos sei. Bevor er seinen Revolver aus dem Futteral herausgenommen und entsichert hätte, würde ihn sein Gegner bereits längst mit dem Beil zur Strecke gebracht haben. Und der sah nicht aus, als ob er Spaß mache.

„Wer seid Ihr?" rief Riggs schließlich, nachdem inzwischen der Unheimliche an der Tür Auffstellung genommen hatte. Ein Entweichen war unmöglich.

„Der Scharfrichter S. M. König Heinrichs VIII."

„Und was wollt Ihr?"

„Euch hinrichten, Mann!"

„Warum?" fragte Riggs ganz logisch, eigentlich aber doch in dieser Situation halb blödsinnig, weiter.

„Das müßt Ihr doch selbst wissen! Seid Ihr nicht vom Staatsgerichtshof wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, hä? Das Gericht ist auch schon anwesend." — Er wies rückwärts auf die durch die offenstehende Tür sichtbare, ungemein lebendig starrende Verbrechergesellschaft. — „Die Hinrichtung ist auf 12 Uhr 15 angesetzt. Jetzt ist's . . .", er zog eine Uhr Reichenstrohr aus der Tasche, „12.12. Wir haben also noch drei Minuten Zeit."

Riggs fühlte, wie ihm der Schweiß von der Stirn tropfte. Doch wie in Augenblicken großer Gefahr der menschliche Geist, wenn noch irgendeine Aussicht auf Entkommen vorhanden scheint, oft mit höchster Klarheit arbeitet, so faßte auch Riggs' Gehirn mit einer unter normalen Lebensumständen unmöglichen Schnelligkeit und Schärfe alle Rettungsmöglichkeiten ab.

Und die Zeit floß rasch.

Noch zwei Minuten. Eine Fülle von Rettungsplänen, alle in Augenblicksschnelle mit mathematischer Exaktheit durchgeprüft, wie Schachpartien durchgespielt . . . und als undurchführbar verworfen, strömte durch sein Gehirn . . .

Noch eine Minute! Noch nichts gefunden! Der Henker sah auf seine Uhr und ließ sie gleich auf der flachen Hand liegen.

Riggs zählte noch einmal bis 40, bis 50 . . . Kein Zweifel, es war Schluß! Da huschte plötzlich ein schwaches Leuchten über sein Gesicht, und sein Rücken richtete sich gerade.

Der Henker steckte die Uhr ein und winkte barsch und eindeutig.

„Nun gut", sagte Riggs, in sein Schicksal ergeben, „welche Hand?"

„Bloß, welche Hand?"

„Na, Ihr wollt Scharfrichter von London sein und wißt nicht, daß den Hochverrätern nach englischem Gesetz vor der Hinrichtung erst eine Hand abgehauen wird! Meinethalben könnt Ihr's auch bleiben lassen."

Der Irre machte einen Augenblick ein sehr verdattertes und beschämtes Gesicht. Wie konnte jemand bloß seine Fachkenntnisse in Frage stellen? Er wurde wütend.

„Die rechte natürlich!" schrie er. „Los, legt sie auf den Block! Es ist Zeit!"

Riggs legte die rechte Hand auf den in der Nähe stehenden historischen Richtblock, der noch eine Anzahl Kerben aufwies. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Er beobachtete scharf jede Bewegung des Bierschrötigen.

Der holte jetzt mit dem schweren Beil bis hoch über den Kopf aus und schlug mit aller Kraft zu. Bevor jedoch die Schneide die Hand Riggs's erreichte, sah dieser sie blitzschnell zurück. Keine Zehntelsekunde zu früh oder zu spät. Das Beil konnte nicht mehr zurück und fuhr mit dumpfem Laut in den Block und tief in ihn hinein.

Im gleichen Augenblick brachte ein wuchtig geführter Jiu-Jitsu-Hieb mit der Handkante an den Kehlkopf den improvisierten Scharfrichter zu Boden und half außer Besinnung. In Windeseile hatte ihn Riggs mit einem der herumhängenden Stricke gefesselt.

Er wurde in die Anstalt zurückgebracht, aus der er vor sechs Wochen als geheilt entlassen worden war, und soweit kam alles wieder in Ordnung. Daß die Gestalten Riggs' zeigten nach diesem Erlebnis einige Silberfäden.

OPFERUNG

In die lodernden Flammen
leg ich das eigene Herz.
Leise zuckt es zusammen
wie von Schmerz.

Aber mit einem ergreift es
die durchläuternde Flut,
und zur Flamme selbst reift es
und zur Glut.

Gleich dem Gläubigen bricht es
aus dem nur eigenen Sein
in die weite des Lichtes
Gottes ein.

Und sich selber verzehrend
spendet es Wärme und Glanz,
ewiges Leben mehrend
deutschen Vaterlands.

Will Vesper

Müller zwo packt zu!

Von Georg Büsing

Müller zwo hat kein Gardemaß, ist klein, schmal, aber sehnig. Strohblondes Haar, blaue Augen, energisches Kinn. Etwas wortkarg, aber gern gesehen auf der Werft.

Morgens 6 Uhr mit der Fähre über den Strom, nachmittags 4 Uhr zurück. Dienst am Niethammer, zugucht, knorrig. 28 Jahre lang. Dazwischen vier Jahre Galizien, Flandern und Verdun. Es wird nicht viel darüber geredet. Man hat sein kleines Haus vor der Stadt, seinen Garten, seine Arbeit, seine Kinder. Der Aelteste steht bei den Pionieren in X., der Jüngste lernt in der Schlosserei auf der Werft.

Und die fünf dazwischen sind auch nicht schlecht geraten.

Die „Maria Luise" lag im Trockendock. Ostseedampfer, mit verbeultem Vorderstewen und erheblichem Leck eingeschleppt. Zusammenstoß vor der Hafeneinfahrt mit einem englischen Kohlendampfer.

Müller zwo und sein Kollege Brand sitzen auf schaukelndem Brett, 15 Meter über der Sohle des Trockendocks, außenbord. Die Preßluftkämmer knattern. Der Kran bringt ihnen die Stahlplatten zu. Vorsichtig tastet sich das Seil durch den Nebel, die Platten schwimmen wie Riesenschollen in der milchigen Masse. Den Vormittag über geht alles gut. Gegen Mittag passiert es dann, daß eine der zentnerschweren Stahlplatten gegen das Brett schlägt, auf dem die beiden bei der Arbeit hocken. Karl Brand verliert das Gleichgewicht, rutscht aus — nur im letzten Augenblick bekommt er noch eins der Seile zu fassen, an dem die Bretter befestigt sind. Da hängt er nun, 15 Meter über der Sohle. In 30 Sekunden wird es mit ihm vorbei sein, länger kann man sich an dem öligen Seil nicht halten.

Aber da ist Müller zwo. Der kriecht blitzschnell über das lange, schwankende Brett, faßt sich auf den Bauch und streckt seinem Kollegen die Hände zu. Es langt gerade, man bekommt sich mit den Fingerspitzen zu fassen. Und was sich dann in den nächsten Sekunden abspielt, das ist mit Worten schwer zu sagen. Es ist ein stummer, unendlich schwerer Kampf mit dem drohenden Absturz. Karl Brand muß auf das Brett zurück, und Müller zwo zieht ihn hoch. Seine Finnkacken springen wie Stricke vor seine Unterarmen knacken, sein Blut braust. Ueber ihm schaukelt die schwere Stahlplatte. Aber als der Kranführer aus dem Nebel ruft, ob etwas nicht stimme, da ist schon alles wieder in Ordnung. „Nix passiert!" ruft Müller zwo, und Karl Brand murmelt ihm mit bebenden Lippen die Worte mechanisch nach. Dann knattern auch schon wieder die Nietkämmer. Niemand hat außer den beiden gesehen, daß der Tod eine Minute lang ganz nahe war.

Nachmittags 4 Uhr zurück über den Strom. Es dunkelt, der Nebel ist noch immer undurchsichtig. Karl Brand sitzt neben Müller zwo ein Buch mit vielen Siegeln bleibt. Ob dabei Sport ausreübt wird oder nicht, der Winterurlaub mit KdF. ist die Quelle, aus der auch der Bauer und Landarbeiter neue Kräfte für die kommende Arbeit schöpfen kann und muß; denn wir brauchen, um alle künftigen Aufgaben auch auf dem Lande lösen zu können, ein schaffensfreudiges und daher gesundes und nervenstarkes Landvolk.

Die Preißelbeeren

Von Alfred Baresel

In Finnlands herrlichen Wäldern wachsen die Preißelbeeren zu Haus. Sie sind dort eine Art Nationalspeise. Nie wäre beim alten Herrn Kuosma ein anderes Kompott als Preißelbeeren auf den Tisch gekommen. Er liebte sie von Jugend auf, mit Milch, auch mit Rum verfeyt, zu Mus gerührt, zu Saft gepreßt. Er war erfinderisch, aber sein Unternehmungsgeist machte keine Sprünge; achtete das Brauchtum der Väter.

Auf einer Auslandsreise entdeckte Herr Kuosma schließlich die großartige Verwendungsfähigkeit der geliebten Beere. In einigen Städten das gewohnte Kompott entbehrend, durchwanderte er aufmerksam die Bäcker, immer die Augen am Boden. Er bemerkte, daß es Länder gab, in denen die kleine, rote Beere nicht gedieh. In die Heimat zurückgekehrt, stellte er Pflückerinnen an, und auf sechs Herden zugleich brodelten die Preißelbeeren in großen Töpfen, in Steingutgefäßen wurden sie versandt.

Das Haus Kuosma-Suomi bekam Weltruf. Als der alte Kuosma gestorben war, konnte der junge in Saus und Braus leben. Man war gern bei ihm zu Gaste und schätzte seine Küche — nur vor dem Kompott graute jedem Besucher; denn die Preißelbeeren waren unverwüstlich.

Herrn Kuosma jr. kam dies zu Ohren. Er beschloß, mit dem Brauch der Väter zu brechen. Vor der nächsten Abendgesellschaft scheidet er an ein Pariser Delikatessengeschäft und bestellte das vornehmste, geschickte Dessert der Saison. Preis spielte keine Rolle. Man kann sich das leisten. Man war nicht gezwungen, bei Preißelbeeren zu versauern.

Natürlich sollte es eine Ueberraschung für die Gäste werden. Herr Kuosma schmunzelte geheimnisvoll, wenn er seine Bekannten auf der Straße traf, erzählte Geschichten aus dem Gastmahl des Trimalchio, wie man Kandiertes, Gezuckertes, Gefrüchtetes, Gerafftetes in fabelhaften Attrappen auf die Tische der alten Römer gebracht, und so ungefähr sollte es bei Kuosmas werden.

Die Herren hielten es für nötig, den Frack anzuziehen, und die Damen wählten ihre schönsten Kleider. Der Hausherr schmunzelte den ganzen Abend über. Endlich wurde die Pariser Sendung, uneröffnet, mit Blumen bekränzt, hereingetragen. Herr Kuosma öffnete selbst. Eine hübsche Schale von geschmackvoller Formung kam zum Vorschein. Der Hausherr hob vorsichtig den Deckel ab.

Die Damen in den schönsten Kleidern erbleichten. Die Herren lächelten ein wenig herausfordernd. Herr Kuosma starrte fassungslos auf die dick eingekochten Beeren. Aber niemand sagte ein Wort. Man aß von kleinen Tellern mit kleinen Löffeln, was sonst eimerweise zur Verfügung stand. Dann griff hüstelte es hier und dort. Einer hob die geleerte Schale in die Höhe, sie mit den Augen des Kunstkennens betrachtend; fand unten in kleine Buchstaben eingebrannt das Fabrikzeichen Kuosma-Suomi.

In Frankreich wachsen die Preißelbeeren sehr spärlich und gelten dort als kostbare Delikatesse. Herr Kuosma kehrte von Stund an zum Brauch der Väter reuevoll zurück.

Dies nebenbei

Wir sagen: Der Bauer sichert unsere Ernährung. Genau genommen aber müßig es heißen: Der Bauer und seine Familie, denn zumindestens die Frau arbeitet genau so tatkräftig mit wie der Mann. Sie erzielt ja nicht nur die Kinder, hält den Haushalt in Ordnung, bringt das Essen auf das Feld, sondern steht als vollwertige Arbeitskraft im Betrieb. Unter ihrer Leitung steht die Geflügelzucht — sehr oft muß sie auch das Großvieh mitversorgen — ferner der Obst- und Gemüsegarten. Im Sommer arbeitet sie auf dem Felde mit. 4,6 Millionen Frauen, davon 2,6 Millionen verheiratete, sind in der Land- und Forstwirtschaft insgesamt tätig. In dieser Zahl ist auch der große Anteil der Landarbeiterinnen mit 858 000 enthalten, die wir als Mitarbeiterin in der Landwirtschaft nicht vergessen wollen. Ihre Zahl übertrifft die in der gesamten Bekleidungsindustrie tätigen Frauen noch um mehr als 200 000. Im übrigen sind von allen über 65 Jahre alten Frauen, die als vollwertige Arbeitskräfte zu rechnen sind, mehr als 75 v. H. in der Landwirtschaft tätig, ein Zeichen dafür, in welchem Maße auf dem Lande jede Arbeitskraft gebraucht wird.

*

Ein Loblied auf die Nelke stimmt Otto Nebelthau, Kenner und Poet dazu, in einem farbig bebilderten Beitrag an, den wir mit Freude an der Pracht seltener Züchtungen im Februarheft von Velhagen & Klasings Monatsheften finden. Er meint, daß Nelken zum Fasching gehören. Auf welchem solcher Feste sieht man nicht Frauen und Männer mit Körben voll von ihnen sich durch die heiße, bunte Schar der Tanzenden drängen, um die Blumen dann später, schweigt die Musik für einige Augenblicke, an den Tischen anzubieten, wo sie gewiß nicht zurückgewiesen werden. Gehört doch der Nelkenduft zu solch einer Nacht, er beeinflußt die schwere Luft des Saales, er belebt die Gesichter, die sich über den Strauß beugen, er verschafft die Freude des Schenkens und gibt den Dank der Nehmenden. Er wird in den Eiskübel gestellt, um sich wieder satt trinken zu können, mit nach Hause genommen, wo er noch tagelang sich und die Erinnerung an einen Menschen frischhält, nach dem man sich sehnt und den man wahrscheinlich niemals im Leben wiedersehen wird. Aber nicht nur den großen Züchtern seien diese schönsten unter den Nelken überlassen. Wir können sie unschwer selber aus Samen heranziehen und wählen dafür die Chabaudnelken oder die Riesennelken „Nizzaer Kind" oder die halbhohen Margareten-Nelken, die alle zwar nur ein einjähriges Leben haben, aber dafür um so leichter zu pflegen sind. Man sät sie warm im März vorsichtig in gut vorbereitete, mit Sand vermischte Komposterde, drückt den Samen zart an und bedeckt ihn schwach. Immer gleichmäßig feucht halten, das ist die Hauptsache, und vor brennender Sonne schützen, auch später die pikierten Pflänzchen! Im September haben wir wohl die ersten Blüten, besonders wenn wir darauf bedacht waren, jeder Pflanze nur eine, höchstens zwei Knospen zu lassen. Aber es sind meist nur wenige, und so nehmen wir die vielen anderen Pflanzen aus dem Gartenboden heraus, setzen sie in Töpfe und stellen sie ans Fenster des Zimmers. Das aber darf nicht warm sein; diese Nelken blühen nicht in der Wärme, sie tun es in alter Erinnerung an ihre Heimat nicht. Etwa um zehn Grad soll es sein, dann gehen sie auf, eine nach der anderen, können geschnitten werden und halten sich in der Vase, die nachts ganz kühl gestellt wird, manchmal drei Wochen lang.

*

Im Umbruch unserer Zeit erleben wir, wie sich auch die einst so „problematische" Urlaubsfrage von Jahr zu Jahr wandelt. Die grundsätzliche Anerkennung des Urlaubsanspruches ist längst auch für Berufe gegeben, die früher „überlieferungsgemäß" von einer Urlaubsregelung ausgeschlossen blieben. Wie steht nun der Mensch auf dem Lande zum Urlaub? Grundsätzlich ist diese Frage längst im positiven Sinne entschieden. Selbstverständlich brauchen auch der Bauer und der Landarbeiter, ebenso wie deren schwer arbeitenden Frauen Urlaub. Jeder braucht Erholung, denn jeder muß einmal seine Kräfte auffüllen. Bislang war es aber eine feststehende Tatsache, daß der Urlaubsanspruch für den Bewohner des flachen Landes — gerade in nord- und mitteldeutschen Bezirken ließ sich das beobachten — zwar grundsätzlich respektiert wurde, praktisch aber nur auf dem Papier stand: denn niemand fuhr in Urlaub, weil man doch im Sommer keine Zeit dazu hat! Richtig — und der Winterurlaub? Die Frage des Winterurlaubs ist jetzt endgültig entschieden. Winterurlaub — einst ein Begriff aus dem unerreichten Märchenland „Luxus", ist heute zum Allgemeingut eines ganzen Volkes geworden und gehört auch der Landbevölkerung oder gerade dieser, denn gegen den Einwand, daß Volksgenossen, die in der Landwirtschaft im Sommer nicht oder sehr schwer abkommen können, läßt sich nicht sagen, wohl aber ist es unverständlich, wenn der durch KdF. allen Deutschen in vorbildlicher Weise erschlossene Winterurlaub den Bauern- und Landarbeiterstande weiterhin ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Ob dabei Sport ausreübt wird oder nicht, der Winterurlaub mit KdF. ist die Quelle, aus der auch der Bauer und Landarbeiter neue Kräfte für die kommende Arbeit schöpfen kann und muß; denn wir brauchen, um alle künftigen Aufgaben auch auf dem Lande lösen zu können, ein schaffensfreudiges und daher gesundes und nervenstarkes Landvolk.

Der Führer in der Automobil-Ausstellung

Der Führer, Generalfeldmarschall Göring und Reichsminister Dr. Goebbels besichtigen die Erzeugnisse der internationalen Automobilindustrie. (Hoffmann, Z.-M.-K.)

Der letzte Weg eines alten Kämpfers

Trauerfeier für Gauleiter Klausner in Gegenwart des Führers. Der Führer grüßt seinen alten Mitkämpfer im Wappensaal zu Klagenfurt. (Weltbild, Zand.-M.-K.)

Himmler in Warschau

Reichsführer SS. der Chef der deutschen Polizei, Heinrich Himmler, traf jetzt zu einem Besuch in Warschau ein, wo er am Bahnhof von General Zamorski, dem polnischen Polizeichef, und einigen hohen Polizeioffizieren begrüßt wurde. (Associated-Preß, Zand.-Mult.-K. 2)

Die Beisetzung des chem. belg. Ministerpräsidenten

Unter großer Anteilnahme aller Bevölkerungsschichten wurde der kürzlich verstorbene ehemalige belgische Ministerpräsident Jaspar beigesetzt.

Nationalspanier besetzen ihre Brüsseler Botschaft

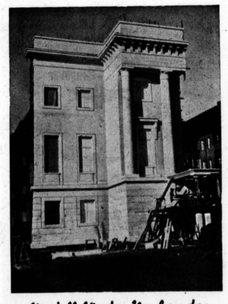
Eine Gruppe von Nationalspaniern besetzte das Haus der spanischen Botschaft in Brüssel und hißte die nationalspanische Fahne. Die Roten alarmierten Feuerwehr und Polizei: Mit großen Leitern gingen die Beamten gegen die Nationalspanier vor, die erklärten, sie seien zu Recht in diesem Hause, doch würden sie vorläufig abziehen, wenn keine Gewalt gegen sie angewandt würde. Nachdem sie unter Hochrufen auf Nationalspanien und Belgien eine rotspanische Flagge zerrissen hatten, zogen sie sich auf den Hof zurück, wo sie in Haft genommen wurden. (Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

Abreise Bérards zu Franco

Im Auftrage des französischen Ministerpräsidenten Daladier und des Außenministers Bonnet hatte sich jetzt der französische Senator Bérard nach Burgos begeben. — Die Abreise Bérards.

Der Ski-Marathonsieger

Der Norweger Bergendahl konnte mit drei Minuten vor Karpinen (Finnland) den 50-km-Langlauf bei den FIS.-Meisterschaften in Zakopane gewinnen, hierdurch erzielte Norwegen endlich den ersten Weltmeistertitelsieg. (Schirner, Zander-Mult.-K.)



Modell für den Neubau der ital. Botschaft in Berlin

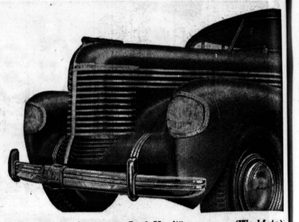
Für den Neubau der italienischen Botschaft im neuen Gesandtschaftsviertel im Tiergarten wurde jetzt am Bahnhof Hohenzollerndamm eine Probefassade in natürlicher Größe aus Gips hergestellt. (Weltbild, Zander-Mult.-K.)

Schießübungen der Londoner Luftabwehr-Reserve

Die den Einheiten der Luftabwehr-Truppen für die englische Hauptstadt zugeteilten Reservisten werden jetzt von dem Stammpersonal dieser Abteilungen in regelmäßigen Uebungen ausgebildet. Die Eingezogenen tragen dabei, wie dieses Bild von einer in der Grafschaft Kent durchgeführten Schießübung auf Ziellballons zeigt, in der Hauptsache noch Zivilkleidung. (Scherl Bilderdienst, Zander-Mult.-K.)

IAMA 1939

Zum ersten Male im Zeichen des Volkswagens – Typenbegrenzung wirkt sich schon aus – Noch bewährter, noch billiger



Das Gesicht des neuen Opel Kapitän (Werkfoto)

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, dieses alte Wort wird hier in einem neuen Sinne, ja, man möchte sagen, in einem neuen Lichte wahr! Die neue Autoschau steht im Zeichen der eben einsetzenden Typenbegrenzung, zeigt also zum erstenmal eine in Zukunft in dieser Reichsausstellung nicht mehr vorhandene Buntheit der Bauarten und Wagenformen, ohne dabei irgendwo von dem abzuweichen, was man „das Bewährte" nennt.

Das darf aber beileibe nicht so aufgefaßt werden, als ob wir in Zukunft beim Kraftwagen etwa mit Einheitsformen oder gar Einheitsgrößen und -farben rechnen müßten; für den Laien werden vielmehr die zur Rationalisierung und Typenbegrenzung vorgenommenen Programmvereinfachungen kaum in Erscheinung treten, sondern auch für die Zukunft eine große und reiche Auswahl von Wagen übriglassen, die außerdem den gar nicht hoch genug zu schätzenden Vorteil des niedrigeren Preises, des verbesserten Kundendienstes und der vereinfachten Instandsetzung haben werden.

Natürlich wird jeder Besucher der IAMA sofort fragen, ob sich die neue volkswirtschaftlich begründete Typenbegrenzung bereits auf der Ausstellung bemerkbar macht, und wo er etwa die Anfänge bereits erkennen kann. Auf diese Frage gibt es eine ganz klare und einfache Antwort: Bei den Lastwagen, oder allgemeiner gesagt bei den Nutzwagen, wird sich schon in diesem Jahr die Nutzanwendung aus der Verringerung der Bauarten stark bemerkbar machen, weil die meisten Lastwagen- und Lieferwagenbauer schon jetzt nur noch die Wagen- und Fahrgestelle ausstellen, die sie auch nach der Typeneinschränkung werden weiter bauen und liefern können. Wir sehen deshalb — von Ausnahmen abgesehen, die es auch in Zukunft bei einsichtsvoller Begründung geben wird — im wesentlichen vier Lastwagenmarken, den 1,5 Tonner, der vielfach noch als Lieferwagen und Schnellastwagen geliefert wird, den mengenmäßig künftig im Mittelpunkt der Erzeugung stehenden 3-Tonner, von dem es bekanntlich eine steuerlich sehr begünstigte Bauart gibt, den 4,5-Tonner und den Mammutwagen für 6,5-Tonnen, der die Grenzen der Straßenverkehrsordnung bezüglich Raddruck, Baubreite und -länge voll ausnutzt. Auf die Fahrgestelle dieser vier Größen werden in Zukunft auch die Aufbauten eingerichtet werden müssen, die wir in Form von Sonderausführungen für kommunale Zwecke, für Omnibusse usw. kennen.

Ganz groß wird sich die Veränderung in Zukunft beim Motorrad auswirken, wo heute in Halle 14 noch eine Ueberfülle an Bauformen ganz ähnlicher Erbleistung zu sehen ist, die volkswirtschaftlich nicht vertretbar erscheint. Hier kann auf Prozentzahl auf wenige Bauformen eine besonders starke Verbilligung einsetzen und damit das Motorrad und sein kleiner Bruder, das Motorfahrrad, wirklich zur natürlichen Vorstufe für den Volkswagen werden.

Die Autoschau 1939 steht ja zum erstenmal deutlich im Zeichen des deutschen Volkswagens, wenn dieser auch vor Vollendung der ersten Baustufe des gewaltigen Volkswagenwerks nicht lieferbar ist. Aber gerade dadurch, daß man nicht nur seine ansprechende äußere Form, sondern auch die durch Wissenschaft und Erprobung geschaffenen besonderen Vorzüge seiner Bauart kennt, ist die Autoindustrie in der Lage gewesen sich schon jetzt auf die für später voraussehbare Marktlage einzustellen und anzupassen. Freilich wird sie natürlich in der Preisstellung den Volkswagen niemals erreichen können, schon weil selbst die höchste Staffung der Typen niemals Auflagen und Absatz in der Größenordnung des Volkswagens wird herbeizaubern können. Unter 2 000 RM. sind heute nur zwei Wagen — der einfache Kadett von Opel und die Reichsklasse von DKW. — vorhanden, zwischen 2 000 und 2 500 RM. ist die Zahl der Wagen ebenfalls noch sehr begrenzt, erst dann ergibt sich entsprechend der hier recht beachtlichen Nachfrage ein sehr schnelles Anschwellen der Wagentypen, das dann über die Stufen bis 3 000 RM. und 3 500 RM. bis zur 4 000-RM.-Grenze anhält. Gerade in diesen Bereichen der Wagen zwischen ein und zwei Liter Hubraum inhalt wird in Zukunft eine starke Begrenzung einsetzen und erreichen können, daß hier gegenüber der jetzigen Buntheit jetzt wenige, besonders gut ausgewählte, bis zur letzten Einzelheit vervollkommnete und trotzdem preiswerte Bauarten übrigbleiben, die gegenüber dem jetzigen Zustand nach sachverständiger Voraussage bis zu 30 v. H. preisgünstiger sein werden. Daß außerdem bei Einsatz derselben Maschinen, Werkstoffe und vor allem Arbeitskräfte dabei gleichzeitig eine Leistungssteigerung um mehr als die Hälfte möglich sein wird, zeigt, welche nationalwirtschaftliche Bedeutung hier in einer Begrenzung der Bauarten liegen kann.

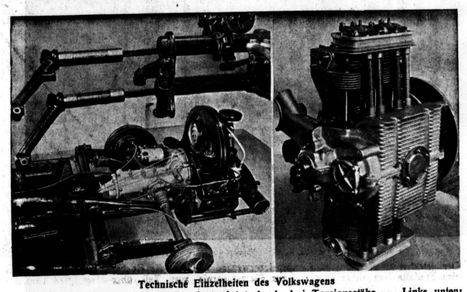
Sieht so die Typenbegrenzung deutlich im Vordergrund der neuen Autoschau, so gibt es doch auch noch andere, nicht minder wichtige Gebiete, wo man draußen am Kaiserdamm eine Menge sehen und lernen kann. Im vergangenen Jahr gab es im Westflügel der Halle 9, der Masurenhalle, eine besondere Werkstoffschau, in der gezeigt war, wo überall beim Kraftfahrzeugbau deutsche Werkstoffe an Stelle devisenbelastender Auslandsstoffe eingesetzt werden können. Heute ist diese Schau auf alle Stände verteilt, denn jetzt sind viele der damals erst in Probeeinbauten gezeigten deutschen Werkstoffe überall schon in den Wagen selbst zu sehen, ja viele Firmen rühmen es geradezu, wie viele ihrer Einzelteile z. B. aus deutschen Leichtmetallen usw. hergestellt sind, weil sie längst gemerkt haben, daß diese deutschen Werkstoffe besser sind. Ueberraschend ist immer wieder, welche weiten Einsatzmöglichkeiten sich Kunstharz und Preßstoff erobert haben, und vor allem deutscher Kunstgummi der durch seine höhere Wärme- und Alterungsbeständigkeit tatsächlich ganz allgemein als besser zu bezeichnen ist, als bestverarbeiteter Naturkautschuk. Seine Unempfindlichkeit gegen Oel, Benzin und neuerdings auch gegen Benzol erlaubt die Kunstgummiverwendung auch für Dichtung von Oelbädern (z. B. beim Getriebekasten), von Treibstoffleitungen usw., wo Naturgummi bisher völlig unverwendbar war. Die bequeme, abfallose oder -arme Verformung der Kunststoffe und der Leichtmetalle durch Guß, Spritzguß und Pressen erlaubt bei geringem Bauaufwand auch verwickelte und trotzdem sehr maßgenaue Einzelteile, wie man sie vor wenigen Jahren niemals hätte herstellen können.

Vom Laien viel zu wenig beachtet wird der umfassende Einsatz veränderter Stahl- und Eisenlegierungen, durch die teilweise eine sehr wohltuende Ersparnis devisenbelasteter Stahlveredelungsmetalle, teilweise die Einsparung von Stahlgewicht selbst ermöglicht worden ist. Erst dieser auf sorgfältigster Forschung beruhende Werkstoffwandel hat den größten Teil des technischen Fortschritts auch in weniger beachteten Einzelheiten ermöglicht, wie man auf den wieder sehr gut ausgefüllten Ständen der Stahl-, Aluminium-, Magnesium- und Kunststoffwerke auf der Autoschau erkennen kann. Teilbittragende Ganzstahlaufbauten in die die beiden Achsen und die Räder des Kraftwagens gewissermaßen eingehängt werden, wären ohne die hervorragenden Werkstoffeigenschaften, vor allem die Tiefziehfähigkeit unserer hochwertigen Stahlbleche gar nicht denkbar, sie haben ja auch ihren Weg aus Deutschland in die ganze Welt genommen, nachdem man zuvor in Amerika die großen Tiefziehpressen nur für die Kotflügel- und die Aufbauteile-Herstellung eingesetzt hatte. Bleche so riesigen Ausmaßes, wie sie hier im Serienbau angewandt werden, seben wiederum Breitband-Blechwalzenstraßen voraus, wie wir sie erfreulicherweise seit einiger Zeit auch in Deutschland haben.

Selbst für die modische Ausstattung unserer Kraftwagen hielen heute die neuen Werkstoffe eine entscheidende Rolle, nachdem wir durch chemische Oberflächenbehandlung der Leichtmetalle stets blank bleibende Leisten in allen Metallfarben erzeugen und unseren Kunstleder- und Gummierzeugnissen jede gewünschte Farbe und Oberflächeneigenschaft geben können. Der Weg bis zu ganzen Preßstoffkarosserien ist nicht mehr weit, nachdem bereits seit zwei Jahren umfassende Versuche auf diesem Gebiet gemacht worden sind. Bei den Omnibussen, wo aus Gründen der Sicherheit in Zukunft Holzaufbauten nicht mehr zugelassen werden sollen, hat sich das Ganzmetallgerippe voll durchgesetzt, wobei die sogenannte Baukasten-Bauweise mit lauter austauschbaren Einzelbauteilen im Leichtmetallbau bereits bis zur technischen Vollendung durchentwickelt werden konnte. Die dazu erforderlichen, teilweise hochbeanspruchten Verbindungsstücke werden in hohen Auflagen in Aluminiumpreßguß hergestellt. Soweit im Personenwagenbau Sperrholz verwendet ist, ist es mit Kunstharzleimen zusammengefügt, alle Zubehörteile, Scheibenwischer, Geschwindigkeitsmesser, Schalttafelteile, Griffe, Empfänger- und Batteriegehäuse können heute ohne weiteres aus deutschen Kunststoffen hergestellt werden, meist sogar wesentlich billiger und besser als früher. Daß die Motore ausnahmslos unseren aus Kohle erzeugten Treibstoffen angepaßt sind, versteht sich von selbst; umgekehrt können wir mit der Zeit damit rechnen, daß die heute zu höchster Ergiebigkeit und Klopffestigkeit hochgezüchteten deutschen Treibstoffe für Sonderzwecke den Bau von Höchstleistungsmotoren und damit vielleicht die nochmalige Verbesserung der vielen in deutschem Besitz befindlichen Weltrekorde ermöglichen.

Daß unter solchen Voraussetzungen unsere neue Autoschau keine Sensationen bezüglich neuer Bauarten aufweist, versteht sich also von selbst; sie ist vielmehr, genau wie die des Vorjahres, eine Schau des Bewährten, aber insofern auch des Neuen, als sich seit dem vergangenen Jahr sehr viele Dinge neu bewährt haben, die deutsche Technik und deutscher Erfindergeist der Entwicklung des deutschen Kraftwagens dargebracht haben. Wo Form und Bauart seit dem vergangenen Jahr geändert worden sind, konnte damit zumeist jetzt schon eine Typeneinschränkung verbunden werden, so daß heute auf der Schau im ganzen nur noch 40 verschiedene Typen — allerdings meist mit mehreren Aufbauformen — gezeigt werden. Von ihnen werden nach der Typenbegrenzung etwa 25 übrigbleiben. Unter ihnen aber wird die Vielfalt der Formen, der Motorenstärke und der Bauart noch so groß sein, daß jeder deutsche Mensch sich auch in Zukunft den Wagen seines Wunschraumes und seines Geldbeutels wird anlegen können.

DIG.



Technische Einzelheiten des Volkswagens

Links oben: Die Federung der Vorderachse erfolgt durch drei Torsionsstäbe. — Links unten: Gut abgedeckter Mittelkastenrahmen, der sich in seinem rückwärtigen Teil gabelt, um den Motor und die Antriebsaggregate aufzunehmen. — Rechts: Der luftgekühlte, obengesteuerte Motor von unten gesehen. (DAF., Zander-Multiplex-K.)

Geburtsstätten der deutschen Kraftwagen

Es gibt sicher wenig Fabrikmarken, die so bekannt und berühmt sind wie der Mercedes-Stern und die vier Ringe der Auto-Union. Sie wurden Symbole des Sieges, Kennzeichen der Schnelligkeit und Merkmale bester deutscher Werkmannsarbeit. Die silbernen Rennwagen, die in Stuttgart-Untertürkheim und in Chemnitz entstanden, haben in europäischen und überseeischen Ländern ihre Kompressoren aufheulen lassen und fast immer war ihr Start ein Sieg.

Am Bodensee wird der Maybach gebaut. Ein Aristokrat unter den Automobilen, der Aufsehen erregt, wo er auftaucht. Oft sieht man einen kleinen, unscheinbaren Wagen neben einem schnittigen Sportkabriolett stehen, die anscheinend wenig miteinander gemeinsam haben. Und doch sind sie sonsogen Brüder: der BMW aus dem Jahre 1932 und der BMW letzter Konstruktion. Die Bayrischen Motorenwerke in München haben ihre Typen sorgsam aus dem kleinen Modell entwickelt, bis sie zu dem letzten kamen, das als Sportwagen schnell ist wie kaum ein anderer dieser Klasse.

An der Wasserkante, in Bremen, steht die Produktionsstätte des heutigen Vorgangs-Wagens, der seinen Namen geändert hat und als Hansa bekannter ist. Der Ford, in Köln gebaut, ist ein rein deutsches Erzeugnis, den man viel auf den Straßen sieht. Besonders der „8 B" hat viele Anhänger, die ihn seines Anzugsvermögens wegen schätzen.

Adler, in Frankfurt beheimatet, eine der ältesten Automobilfirmen Deutschlands, hat sich in den letzten Jahren besonders den Modellen „Trumpf-Junior" und „Trumpf" zugewendet, die sich durch ihre fortschrittliche Konstruktion sehr rasch durchgesetzt haben.

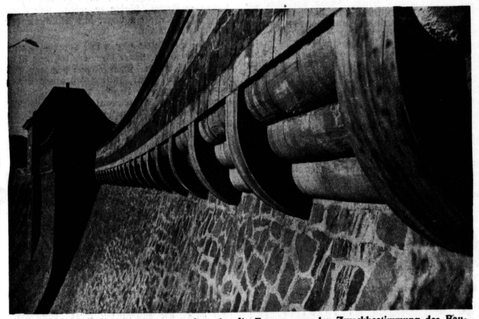
Es ist ein langer Weg vom „Komißbrot" bis zum modernen Hanomag aus Hannover. Auch heute noch laufen diese kleinen Wägelchen, sie sind ein Beweis für die Qualität des deutschen Automobilbaus, wenn man ihnen ihrer Form wegen auch ein bißchen hochmütig nachlächelt. Die Opel-Werke in Rüsselsheim sind die größten Automobilwerke in Europa. Gerade auf dem Export-Sektor hat Opel im letzten Jahr außerordentliche Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Mit der Eingliederung der Ostmark wurde der Steyr ein deutscher Wagen, nachdem man ihn früher schon viel bei uns gefahren hatte. Stoewer hat seine Werke in Stettin. Die Waggen haben in der letzten Zeit viel ihrer Autobahnfestigkeit wegen von sich reden gemacht.

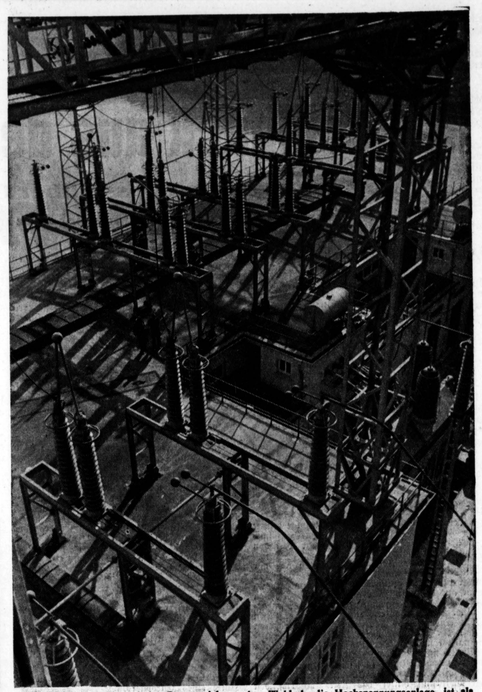
(Zeichnung: IWD.)

Bollwerk an der Eder

Die Edertalsperre ist nicht nur Europas größte, sondern auch eine der schönsten



Ein gutes Beispiel industriellen Baustiles, der die Formen aus der Zweckbestimmung des Bauwerkes ableitet.



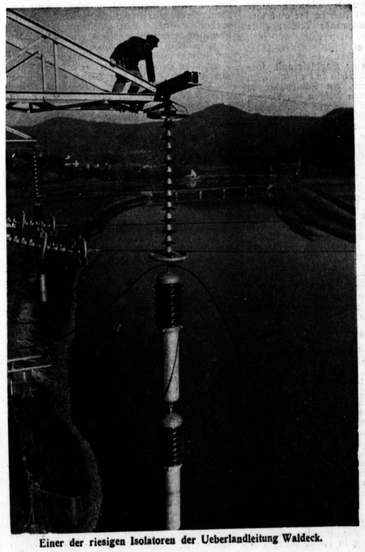
Der „elektrische Garten" des Pumpspeicherwerkes Waldeck, die Hochspannungsanlage, ist als eine Freiluftanlage ausgebildet und zur Platzersparnis zum Teil über dem Maschinenhaus montiert.

Es war so um die Jahrhundertwende, als man glaubte, industrielle Bauten nicht als solche erkennbar machen zu dürfen. Man gab dem Zweckbau ein privates Aussehen und glaubt nun, ein Schloß oder ein Landhaus, eine Burg oder deren Ruine vor sich zu haben, daß sich dahinter eine Bierbrauerei, ein Kraftwerk, ein Schlachthof oder ein Hafenspeicher verbirgt, ahnt man nicht.

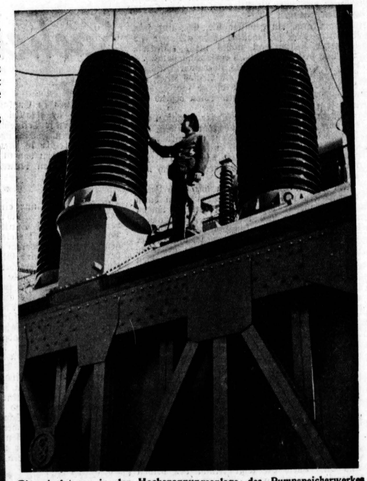
Wenn man auch nicht so weit ging, den Charakter eines Bauwerkes zu verfälschen, so empfinden wir heute schon kunstvollen Zierat als mit der Eigenheit eines industriellen Baues nicht vereinbar. Wir scheuen uns heute nicht mehr, einen Zweckbau auch als solchen kenntlich zu machen, und es hat sich schon längst die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß nur ein eigener, ganz aus der Zweckbestimmung geborener Stil eine befriedigende architektonische Lösung bilden kann.

Zwei gute Beispiele für glückliche architektonische Lösungen auf dem Gebiete des Kraftwerkbaues bilden die Edertalsperre im hessischen Bergland, die größte Talsperre Europas, und das unterhalb dieser gelegene Pumpspeicherwerk Waldeck, das jüngste Kraftwerk dieser Gegend. Letzteres hat die Aufgabe, für den Spitzenstrom zu sorgen, da durch die zunehmende Stromentnahme die Edertalsperre und die Hemfurther Talsperre zur Deckung der Spitze nicht mehr ausreichen. Es stellt eine hydraulische Speicheranlage dar. Durch eine riesige Röhrenleitung wird zur Zeit der geringsten Belastung der Kraftwerke — zwischen Mitternacht und Morgen — Wasser aus der Eder in ein ca. 300 Meter höher gelegenes Speicherbecken gepumpt, aus dem es nach Bedarf entnommen und wieder durch dieselbe Röhrenleitung dem Kraftwerk zugeführt wird, um in Strom verwandelt zu werden. Die Hochspannungsanlage wurde als Freiluftanlage ausgebildet und wegen Platzmangels zum Teil über dem Maschinenhaus montiert. Es ist erstaunlich, wie harmonisch sich diese technischen Anlagen mit ihren teilweise geradezu grotesk wirkenden Formen in das Landschaftsbild einfügen. Ebenso glücklich wie bei dieser Anlage ist auch bei der Edertalsperre die architektonische Lösung gelungen. Wie eine riesige Festungsmauer sperrt das gewaltige Wehr das Ebertal, ohne aber einen anderen Eindruck erwecken zu wollen, als eben Bollwerk gegen die Fluten des gewaltigen Staufees zu sein, der in Verbindung mit den gesamten technischen Anlagen der deutschen Mittelgebirgslandschaft einen völlig neuen Ausdruck verliehen hat.

Dr. H. Franz.



Einer der riesigen Isolatoren der Ueberlandleitung Waldeck.



Riesenisolatoren in der Hochspannungsanlage des Pumpspeicherwerkes Photo: Dr. Hans Franz (4).

Abenteuer im tropischen Urwald

8. Fortsetzung

Kopfschmuck aus dem Rheinland

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Der Start ins Unerforschte

Wir hatten unser Kanu an einen Raddampfer anhängen dürfen, der den Amazonenstrom hinabfuhr. Auf diese bequeme Art erreichten wir viel schneller, als wir erträumt hatten, die Stadt Santarem, die an der Einmündung des Rio Tapajos liegt. Dort erfuhren wir, daß eine amerikanische Expedition im Auftrag der Fordwerke ein paar Tage zuvor den Tapajog hinaufgezogen war. Ein deutscher Orchideenjäger vom Museum in Sao Paulo bestimmte uns, gemeinsam mit ihm den Tapajosfluß hinaufzurudern. Wegen einer ernsten Fiebererkrankung mußte dieser Deutsche aber schon nach vier Tagen umkehren. So waren wir wieder allein und auf uns selbst gestellt. Wir ruderten weiter und kamen Tag für Tag an den kleinen Ansiedlungen der Gummisucher vorüber. Abends saßen wir bei den aus allen Erdteilen stammenden Glücksjägern am schwelenden Feuer und hörten gespannt den Lebenserzählungen dieser Leute zu, die vom Glück geträumt und ein hartes Los gefunden hatten.

Tragödie am Tapajoz

Den Nachrichten der Ansiedler zufolge konnte die Ford'sche Expedition, die neue Gummiquellen erschließen sollte, nicht mehr weit von uns entfernt sein.

An einem Spätnachmittag hörten wir vor einer Flußkrümmung eine heftige Schießerei. Wir fuhren langsam näher heran und gewahrten am Ufer ein paar unbemannte Boote, von denen zwei mit einem Außenbordmotor ausgerüstet waren. Jenseits einer Baumreihe sahen wir einen freien Platz mit einem größeren Zelt, vor dem zwei weiße Männer heftig mit einander stritten. Der eine stieß seinen Gegner plötzlich zu Boden und sagte, während ihm der Schaum vom Munde lief, seine Pistole an. Er war offenbar von der Amokkrankheit befallen. Fred sprang hinter das Zelt und rief den Wütenden an, während ich den Fremden im selben Augenblick von hinten zu Boden warf. Als wir ihn überwältigt und festgebunden hatten, sahen wir, daß dem Tobenden drei Amerikaner und zwei Brasilier bereits zum Opfer gefallen waren.

Der Mann, ein gewisser Dr. Th., und sein Begleiter Mac C. wollten sich, als wir sie hinterher stellten, an nichts mehr erinnern. Dr. Th., dessen Namen ich verschweigen möchte, weil er heute Leiter eines nordamerikanischen Museums ist, weinte wie ein kleines Kind, als er hinterher bei klarem Verstand sah, was er angerichtet hatte. Unter den Toten befand sich auch sein Schwager.

Beim Einschaufeln der Opfer vergaßen wir die nötige Vorsicht und entdeckten zu spät, daß die im Verlauf des Schießerei geflüchteten Indios alle Boote bis auf unser eignes mitgenommen hatten. Es blieb daher den beiden Amerikanern nichts andres übrig, als sich uns anzuschließen.

Am andern Tag zimmerten wir nach Indianerart ein neues Kanu und ruderten dann zu viert weiter den Tapajog hinauf, fragen unser Fahrzeug um unzählige Flußschnellen herum und kamen nur langsam vorwärts. Vier Tage waren wir bereits unterwegs, und immer hatten Fred und ich die Nachtwache gehalten. In der fünften Nacht überließen wir den beiden andern die nächtliche Obhut. Wir wachten erst auf, als die Sonnenstrahlen durchs Moskitonetz hindurch auf unsern Gesichtern kitzelten. Die vorhergehenden Tage waren zu anstrengend gewesen. Nach dem Erwachen kam die große Ueberraschung. Unsre beiden unsympathischen Begleiter waren verschwunden und mit ihnen unser altes Kanu mit den Lebensmitteln und mit unsern beiden Gewehren. Nur unsre Pistolen, die wir am Körper trugen, blieben uns als einzige Waffen. Ich traf ein Jahr später den Dr. Th. in Neiwork und bereue es noch heute, daß ich ihm nicht die verdiente Antwort auf seine schmähliche Tat gegeben habe.

Die Verlassenheit des Matto Grosso

Wir glaubten damals immer noch, auf irgendeinem Fußweg in die Nähe unsrer Garagolandianer zu gelangen, und deshalb ließen wir uns auch durch die feine Flucht der beiden Amerikaner nicht davon abhalten, den einmal eingeschlagenen Weg ins Herz des Matto Grosso unter immer schwierger werdenden Verhältnissen fortzusetzen. Der Tapajoz teilte sich. Wir folgten dem Lauf des östlichen Nebenzweiges, dem sogenannten Rio das tres barras. Zu beiden Seiten zahen sich ganz allmählich ein Gebirge. Die Wasserfälle und Stromschnellen wurden zahlreicher. Wir hatten schon drei Wochen keine Menschen mehr angetroffen. Unsere Hauptnahrung bestand nur noch aus Fischen.

Der Urwald hatte sich gelichtet und einer Grasslappe Platz gemacht. Wir wandten uns ostwärts und standen bald wieder vor dem fast undurchdringlichen Gestrüpp der Dschungel. Es blieb uns keine andre Möglichkeit, als einen Bach zu folgen, der sich zu Füßen einer Gebirgskette entlangschlängelte. Fred wollte, während ich schlief, mehrere Indianer von heller Hautfarbe gesehen haben. Wir vermochten nicht zu entscheiden, ob es sich um Halbblutindianer oder um Weiße handelte, die sich den Indianern angeschlossen hatten. Wir brachten die nächsten Tage damit, uns ein kleins Floß zu bauen, weil der nach Norden führende Bach breit genug geworden war, uns auf seinen Wellen zu tragen.

Am Abend legten wir an einem Dorf von etwa zehn Lehmhäusern an, in dem keine Menschenseele zu sehen war. Wir untersuchten das dem Ufer am nächsten liegende Haus, es war leer. Doch sprachen viele Anzeichen dafür, daß es noch vor wenigen Stunden, genau wie das ganze Dorf, bewohnt gewesen sein mußte. Die Unbeimlichkeit dieser Festtellung trieb uns schnell wieder auf unsre Bassa, und wir waren froh, die Mitte des Wasserlaufs ungefährdet erreichen zu können. Am nächsten und übernächsten Tage passierten wir fünf Wasserfälle. Da wir kein Gepäck mehr besaßen, machten wir uns die Sache sehr leicht. Fred ging um die Wasserfälle, die rund zehn Meter hoch waren, herum und fing unser Floß, das ich hinabtauten sich, auf, während ich zu Fuß folgte. Das Floß kam jedesmal heil an. Wir hatten überhaupt Glück in diesen Tagen und konnten uns oft an dem wunderbar schmeckenden Fleisch junger Tapiere laben. Mich in der Nacht mußten wir vollgefressenen Dickhäuche unsern wohlverdienten Lagerplatz schleunigst wechseln, weil ein aufkommender Wind den scharfen, betäubenden Duft naher Orchideenfelder zu uns herübertrieb. Wir stellten am andern Morgen fest, daß es sich um eine Orchideenforte handelte, deren Duft nicht nur betäubt, sondern sogar tödlich wirken kann. Der ganze Wald strotzte voll Orchideen, und in den teichartigen Einschnitten des Flusses bedeckten riesengroße Viktoria-Regina-Blüten die Wasseroberfläche.

Auf dieser wahrscheinlich von Weißen überhaupt zum erstenmal gemachten Reise von Santarem den Tapajog hinauf nach Osten über Land und dann auf dem Curua, dem Iriny und Xingu wieder zurück zum Amazonenstrom kamen wir eines Tages zu der Hütte eines Europäers.

Der weltbekannte Mann im Urwald

Ich muß dieses Erlebnis etwas ausführlicher beschreiben, denn ich bin mir darüber klar, daß es für manche Leute aufsehenerregender sein wird als unsere ganze Reise.

Der Fluß Curua, auf dem wir dahintrieben und der uns bereits mit manchem eiligen Wasserfall genastet hatte, war ruhiger geworden. Seine Wasser flossen verhältnismäßig geordnet durch das von einer paradiesischen Urwaldlandschaft umsäumte Bett. Eines Nachmittags gerieten wir, die wir seit Wochen keinen einzigen Menschen mehr gesehen hatten, in helle Verzückung, als unsre Augen nur wenig vom Ufer entfernt eine gutgepflegte Wohnhütte erblickten. Wir legten an und warfen von den beiden Bewohnern recht freundlich empfangen. Der Herr des Hauses, das aus Holz errichtet und mit Maisblättern abgedichtet und gedeckt war, hatte trotz seiner offensichtlichen Verwilderung das Aussehen eines vornehmen Engländers. Er machte vielleicht 60 Jahre alt sein, war etwa 1,80 Meter groß und sehr hager von Gestalt. Sein graues Haar war dünn und — wie die ganze Erscheinung — außerordentlich ungepflegt. Aus seinem etwas vornüber gebeugten Antlitz schauten uns zwei graue, harte Augen an. Es war uns nicht ganz geheuer in seiner Nähe, obwohl sich der seltsame Einsiedler alle Mühe gab, eine Stimmung von harmloser Freude aufkommen zu lassen. Er zeigte uns seine ziemlich ausgedehnte Bananen- und Maisanpflanzung und die stattlichen roten Melonen. Wir wunderten uns über die Arbeit, die in dieser entlegenen Plantage verrichtet worden war, und lobten den Fleiß des Fremden, der uns versicherte, daß er alles mit der Frau allein in Ordnung hielte. Diese Frau war indianischen Typs; nur ihre Hautfarbe war etwas heller als gewöhnlich.

Wir konnten nicht glauben, daß der Engländer hier allein hausen sollte; aber wie sehr wir uns auch bemühten, etwas aus ihm herauszubekommen, er blieb dabei, daß er weder Nachbarn noch Arbeiter hätte. Die verschiedenen Feuerstellen eingsüm verrieten jedoch, daß er uns belog. Wir waren geradezu versessen darauf, den Grund seines Schweindeins zu erforschen und fragten ihn, wieso er denn als ein gebildeter Europäer hier in der tiefsten Dschungel Landwirtschaft betriebe. Unter den langen Brauen blitzten uns seine Augen an. Die Stoppeln seines kurzen Bartes bedeckten halb an seinem Kinn eine auffallend breite Narbe. Unsre Phantasie spann schreckliche Schauergeschichten um die Entstehung dieser bemerkenswerten Narbe.

Der Engländer war auf einmal sehr ungehalten und befahl uns, in dem als Küche dienenden Raum schlafen zu gehen. Die Frau hatte hier bereits ein Lager aus Maisstroh für uns zurechtgemacht.

Nach einiger Zeit hörten wir vor dem Hause fremde Stimmen. Unsre Neugier ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Doch hüteten wir uns, den Raum zu verlassen. Statt dessen machten wir uns über ein mit Zinkblech ausgeschlagenes Kistchen her, in dem obenauf verzilbte englische und brasilianische Zeitungen lagen. Beim Schein des hereinfallenden Mondes entdeckten wir, daß bestimmte Aufsätze und Meldungen angekreuzt waren und in ihnen ein stets wiederkehrender Name rot unterstrichen war.

(Fortsetzung folgt)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele

In Sydney in England wurde kürzlich ein Wettlauf für Frauen veranstaltet. Altersgrenzen für die Teilnehmerinnen gab es nicht. Das Rennen führte über eine Strecke von 76 Yards (etwa 70 Meter). Siegerin wurde eine Großmutter von 61 Jahren, die auch ihre an dem Rennen teilnehmende Tochter glatt „überrundete".

*

Daß es nicht nur eine Handfertigkeit, sondern auch eine „Schuhlesekunst" gibt, bewies dieser Tage Tchi Smith, ein Schuhputzer in Hollywood, der seit vielen Jahren den Vorzug genießt, unter anderem auch den Schuhen der berühmten Filmstars Glanz zu verleihen. In einem Interview erzählt dieser „Stiefelwichsologe", daß die Schuhe eines Menschen eine sehr bereite Sprache sprächen, und daß man aus ihnen besser als aus den Handlinien den Charakter ihres Trägers erkennen könne. Todd Smith gibt dafür einige Beispiele aus dem Schatz seiner Erfahrungen: Wenn nur die Spitzen der Schuhe abgenützt sind, so bereit dies eine aktive und lebensbejahende Natur. Haben die Schuhspitzen die Neigung, nach oben zu stehen, so ist ihr Träger ein unverbesserlicher Träumer. Sind Sohlen und Absätze gleichmäßig abgetreten, so zeigt dies an, daß der Träger eine gerade Natur ist und seinen Lebensweg nüchtern und ohne Abirrungen verfolgt. „An ihren Schuhen sollt ihr sie erkennen" steht über dem Schuhputzstand des Mr. Smith, zu dessen Stammkunden Clark Gable, Robert Taylor und viele andere Publikumslieblinge gehören.

*

„Gott sei Dank, daß es auch langweilige Bücher gibt!" Mit diesem Ausruf beendete Mr. W. H. Clements aus London ein höchst seltsames Abenteuer, das ihn um ein Haar um seine gesamten Ersparnisse gebracht hätte. Wäre der Roman, dessen Autor zwecks Vermeidung einer Beleidigungsklage geschwiegen sei, nicht gar so langweilig gewesen, würde Mr. Clements niemals seine hunderttausend Pfund (etwa 1 300 Mark) zurückbekommen haben. Die Tragikomödie begann damit, daß Frau Clements ein paar alte Bücher, die sie in einer vergessenen Ecke befanden und deren tägliches Staubwischen sie nicht schätzte, an einen Bücherkarren verkaufte, wie man sie in den Straßen Londons häufig sieht. Der Erlös reichte gerade zu zwei Kinokarten. Als sie ihrem Gatten strahlend von ihrem vorteilhaften Handel Mitteilung machte, erblickte er in den Fälschen in flagranti. Sie waren gerade dabei, die Substanzen ihres „Paprikas", Mehl und Farbe, miteinander zu mischen und einzumitten. In ihren Räumen fand man große Vorräte des falschen Paprikas. Den beiden Betrügern, die eine so wenig gepfefferte Ware verkauften, dürfte eine gepfefferte Strafe sicher sein.

*

In Budapest fand ein Säbelduell zwischen zwei sehr bekannten Persönlichkeiten der gesellschaftlichen Kreise statt, zwischen dem Weltmeister im Fechten bei den Olympischen Spielen in Amsterdam und Los Angeles, Petschauer, und dem bedeutendsten Theaterkritiker der Stadt, von Eqyed, dem Verfasser eines Stückes „Grammtic School", daß gegenwärtig in New York mit viel Erfolg aufgeführt wird. Der Kritiker focht damit sein 50. Duell aus; er war gerade aus dem Gefängnis gekommen, nachdem er eine Woche wegen eines Duelles darin gesessen hatte. Den Anlaß zum Kampfe gab die Tatsache, daß von Eqyed die Tochter einer großen ungarischen Familie, Kathrin Kardy, dem Theater zugeführt hatte und der Waltzwelter das Spiel dieser jungen Schauspielerin lebhaft kritisierte. Bei dem Säbelduell wurde keiner der beiden Gegner verwundet, aber der Arzt beendete den Kampf wegen der Ermüdung der Fechtenden. Sie versöhnten sich dann auf dem Kampfplatz.

*

Unter den kurdischen Stämmen vom Iran hat man eine neue Rechtsprechung eingeführt, die besonders eine ganze Anzahl neuer Strafen vorsieht. Eine der amüsantesten ist die Verordnung, besondere Missetäter mit der Strafe „eines Fünfundersechzigstel" zu belegen. Je nach der Schwere des Vergehens muß der arme Kurde anstatt seines Burnusses einen schwarzen Fünfundersechzigstel während einer bestimmten Zeit tragen. Der Verurteilte, der während seiner Strafzeit als „Vater des Hutes" beschimpft wird, empfindet die Erniedrigung so sehr, daß er sich hütet, wieder ein neues Vergehen auf seinen Hals zu laden. Die Kurdischen Richter behaupten, mit seiner anderen Strafe einen so durchschlagenden Erfolg zu haben, da der Zylinder gerade abschreckend, besonders auf Diebe, wirke. (Soll einem da **nicht der Hut hochgehen?**)

Xaver Xanten

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

7. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Da sprang Frau Parsons plötzlich unvermittelt aus ihrem Sessel auf. Sie war seit Jahren nicht mehr so gelenkig gewesen, die langlam beaumen werdende Millionärin.

„Wilmot!" keuchte sie. „Wissen Sie, was ich befürchte?"

Mister Wilmot wußte es. Doch sagte er keine Silbe.

„Das Mädchen trifft sich — heimlich mit — diesem Menschen!"

„Es ist nicht erwiesen, Mistreß Parsons!" antwortete der Sekretär mit vorsichtiger Diplomatie.

Alle hatten sich jetzt erhoben.

In Artur Poblands Brust brannte etwas, was er bisher nicht gekannt. Er war von einer wilden Unruhe gepackt.

Mistreß Parsons aber lief plötzlich zum Hoteltelefon.

„Hat meine Tochter nichts hinterlassen, als sie heute früh wegging?"

Miß Marina hatte nichts hinterlassen.

„Wir können nichts tun, als warten!" sagte Mister Wilmot.

Er hatte recht damit, der kühl denkende Yankee. Aber es war zum Verzweifeln.

„Ich bin nicht gewohnt, zu warten!" stöhnte Frau Edith. Dann fielen ihre Blicke auf den Doktor Pobland. Sie fing an, sich ein wenig zu schämen.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor!" sagte sie hastig. „Sie werden verstehen, wenn ich — ein wenig außer Fassung bin!"

„Ich verstehe ganz gut!" antwortete Pobland ernst. „Das Klügste wird sein, wenn ich mich zu Erhard Bramstaller fahre. Vielleicht weiß er einen Rat. Er hat gute Verbindungen zur Polizei, wenn — das erforderlich sein sollte. Aber vielleicht — ist Miß Marina auch schon auf dem Wege zum Atelier?"

Auf diese Mutmaßung, die ein Körnchen Hoffnung bergen sollte, gab weder Frau Edith noch der Detektiv eine Antwort.

Und Artur Pobland verabschiedete sich mit einer ihm selbst ganz fremden Hast.

Kriegsrat bei Demeter Stojkow

In der Küstriner Straße wohnte Demeter Stojkow nicht mehr als der russische Invalide und Hausierer Iwan Solowjew.

Er hieß jetzt Jovan Jovanovic und war auch äußerlich ein ganz anderer geworden. Sein dichtes Schwarzhaar war kurz geschnitten. Eine bräunliche Brille balancierte schief auf seinem Naserücken. Sein Beruf aber war der eines Berichterstatters einer Belgrader Tageszeitung Morgenpost. Und der Herr Jovanovic im Bedarfsfalle sogar eine raffiniert gefälschte Legitimationskarte vorweisen konnte.

Er hatte in den letzten Tagen sehr zurückgezogen gelebt, der Herr Berichterstatter. Ganz gegen seine Gewohnheit auch nachts seinen Bau nicht verlassen.

Er schlief viel. Als tue er das auf Vorrat. Er trank.

Und nur einigemal wurde seine Zurückgezogenheit durch ein kurzes Telephongespräch unterbrochen.

Dem selbstverständlich hatte Herr Demeter Stojkow auch in der Küstriner Straße Telephonanschluß. Oder vielmehr sein Hauswirt.

Dieser Hauswirt hieß Stephan Müller und lebte angeblich von einem Handel mit Fischschnüren. Man wunderte sich im Hause oft, wie gut Herr Stephan Müller von diesem Handel leben konnte, der doch einen kaum nennenswerten Umfang zu haben schien. Aber Frau Müller erzählte jedem, der es hören wollte, daß ihr Mann seine Bestellungen meist telephonisch erhielte und erledigte.

An diesem Tage war Demeter Dostow zum ersten Male wieder von einer gewissen Lebhaftigkeit.

Er hatte ganz früh am Morgen schon sein Frühstück verlangt. Und seitdem ging er rauchend in seinem „Bau" auf und ab, wie gehetzt von einer grimmigen Nervosität.

Einmal schrie er grob auf den Flur hinaus. „Stephan!"

Der Flaschenbierhändler erschien. Er war ein langer Bursche in Hemdsärmeln und mit tätowierten, bis zum Ellbogen nackten Armen. Er stand vor Demeter, wie einer, der Befehle erwartet.

„Rächer kommt Karic!" knurrte der Alte. „Daß man ihn gleich unauffällig hereinläßt, verstanden?"

Stephan Müller nickte verständnisvoll.

Dann ging er wieder, und Demeter fing von neuem an, in seinem „Bau" auf und ab zu laufen.

Er war nervös. War gelaben. Die Mücke an der Wand ärgerte ihn. Er ertappte sich dabei, daß er in einer halben Minute dreimal auf seine Uhr schaute.

Zuletzt erleichterte er sich mit einer ganzen Kette schauerlicher Flüche.

Und dann klingelte es draußen an der Flurtüre. Es war eigentlich nur ein Zirpen, so kurz berührte der Finger des Einlaßbegehrenden die Klingel. Eine Tür ging.

Karic wurde eingelassen. Karic der Serbe, einer der stillen Helfershelfer des „Geiehrten", des „Hauslierers", des „Berichterstatters" Demeter Stojkow. Er stand, nachdem er mit einem mürrischen Kopfnicken begrüßt, in Demeters Zimmer, wie ein ungeschlachter Baumstumm. Er war ein Kerl von beinahe zwei Metern Länge, breitschultrig, stiernackig, ein Bär.

Demeter hatte ihn einmal in der Nähe eines Wanderzirkusses aufgelesen, aus dem man den Riesen herausgeworfen, weil er sich an der Kasse vergriffen hatte. Seitdem lebte Karic im Schatten seines Landsmannes Stojkow in Berlin und wurde von diesem verehrt und verhätschelt wie ein Heiligtum. Er hatte auch von der Verhaftung des Stefanovic gleich Wind gehabt und sich mit der rechtzeitigen Warnung Demeters bei diesem wieder sehr in Gunst gesetzt.

„Es kann sein. daß wir dich brauchen, Karic!" sagte Demeter jetzt und hielt dem Bären eine Schachtel Zigaretten hin. Für Zigaretten hätte der sein Leben gelassen. Er bediente sich hastig.

„Rächer" knurrte er dann, Demeter gelassen anblickend.

„Setz dich erst!" befahl Demeter, und Karic gehorchte.

Der Alte aber ging weiter im Zimmer auf und ab.

Es sah aus, als überlege er sich jedes Wort, ehe er es aussprach. Dann fing er an, vor sich hinzusprechen:

„Du weißt so ungefähr die Sache mit der Amerikanerin, Karic, nicht wahr?"

„So ungefähr!" nickte Karic. „Ist Coloman nun endlich soweit!" schrie er unbeherrscht. Und Karic grinste.

„Ist ein Bruder Leichtfuß, dieser Coloman!" urteilte er alsklug.

„Das rechte Wort, Karic!" lachte Demeter und schlug dem Riesen knallend auf die breite Schulter. „Aber nun höre zu! Die Alte mit den Millionen zieht nicht mehr recht. Coloman hat es mit ihr verdorben. Weiber sind unberechenbar, verstehst du?"

„Ja! Die Weiber!" nickte Karic und grinste.

Demeter lachte. Er behandelte seinen jungen Landsmann nicht anders, als einen frisch eingefangenen Bären, der tanzen lernen soll. „Mooß" nun mal auf. Karic! Wir werden den Dreh anders machen! Wenn die Alte nicht will, so will vielleicht die Junge. Coloman ist zu dieser Stunde mit ihr zusammen. Ohne Wissen der Mama. Er wird sie kirre machen. Und dann ist alles gut. Aber — du weißt ja, die Weiber . . ., nicht wahr, und für den Fall nun, daß auch die Junge . . . hehe . . . nicht mit sich reden lassen sollte, für diesen Fall also — brauchen wir dich, Karic! Wir werden dann nämlich — diese junge Dame . . . nur noch gegen eine von uns seltzusehende Verzichtung wieder herausgeben! Merkst du was, Karic?"

Der junge Serbe machte runde Augen. „Ihr habt — viel Mut, Demeter Stojkow!" sagte er zuletzt.

„Du etwa nicht, Schafskopf!" schrie der Alte ihn sofort an, während ihm eine Ader auf der Stirne schwoll.

Und Karic sog den Kopf tiefer zwischen die Schultern. „Ich mache alles mit, Demeter Stojkow! Das weißt du!" sagte er, an seiner Zigarette saugend.

„Meine ich doch!" brummte Demeter, wieder versöhnt. „Muß" auf, Karic! Kannst du den Wagen wieder holen, mit dem du mich hierher fuhrest? Den großen blauen? Ein Studebaker ist es, soviel ich weiß!"

„Für Geld allemal!" lächelte Karic.

„Gut! Geld bekommst du, Sieh jetzt zu, daß der Wagen in einer halben Stunde vorflashor ist. Und mache an dem hinteren Fenster die Vorhänge herunter. Hast du deinen Revolver instand?"

Da legte Karic den Kopf schräg zur Seite und klingelte zu Demeter hinauf. „Steht es so?" fragte er leise.

„Man tut gut daran, wenn man immer an alle Möglichkeiten denkt!" sprach Demeter belehrend.

Dann lachten die beiden Komplicen.

Zuletzt stand Karic auf und reckte die mächtigen Arme. „An mir soll es nicht fehlen. Vorausgesetzt, daß an der Sache etwas zu verdienen ist!"

Und Demeter packte plötzlich mit beiden Händen den innen Landsmann an den Rockaufschlägen. „Und ob zu verdienen ist, Karic, du Dummkopf! Genug für dich, um noch Belgrad zurückzukehren, eine Frau zu nehmen und eine Kneipe aufzumachen, hörst du?"

Es wurde einige Sekunden still im Zimmer.

Dann lallte Karic, während seine Augen groß und versonnen wurden. „Nach Belgrad! Und eine Frau! Und eine Kneipe!"

Worauf er plötzlich zu sich kam und mit einigen unwesentlichen Schritten zur Tür draußen war. „In zwanzig Minuten bringe ich das Auto!" rief er noch über die Schultern zurück.

Demeter sah ihm mit halb zusammengekniffenen Augen nach.

Entscheidungen

Es war ganz still in dem kleinen Wirtszimmer. Der Vormittag war reenerisch. Und es war ein Werktag. Da gab es kaum Gäste in dem Ausflugslokal an dem kleinen See, zu dem Coloman Petsch mit Marina hinausgefahren war.

Halbdunkel war die Ecke, in der das Paar saß.

Marina hatte ihre schlanken Arme vor sich auf dem Tischtuch liegen und fühlte den Druck, mit dem des jungen Mannes Hände ihre Gelenke umbannten, wie eine beseligende Liebkosung.

Coloman hatte rotaeweinte Augen, die schöne Marina Parsons. Nie hatte sie geglaubt, jemals eines Mannes wegen weinen zu können. An diesem Morgen aber, der grauverhangen über der märkischen Landschaft stand, glaubte sie ihr Herz bleiern in der Brust zu fühlen, und wenn sie den ernsten Augen des Freundes begegnete, war es ihr, als müsse sie aufschreien im tiefen Schmerz ihrer ersten Liebe.

„Ich weiß nicht, was daraus werden soll, Erich! Ich liebten möchte ich sterben!"

„Sterben?" Coloman Petsch preßte den nachgebenden Körper des Mädchens an sich. „Wir wollen nicht sterben! Wir wollen füreinander leben, mein Liebling!"

Marinas Gesicht erstarrte in Traurigkeit. „Ich — sehe keine Möglichkeit, Erich! Mama ist unerbittlich! Sie wird niemals aufhören, nein zu sagen. Ich verstehe das nicht. Sie hat doch zwar so große Schätze auf sich gehäuft und sich überall bevorzugt und ausgezeichnet!"

Coloman Petsch schwieg. Er lächelte unmerklich. Er hätte antworten können: „Eben deshalb!" Aber er verschluckte das. Und die Lippen dicht an Marinas Ohr gepreßt flüsterte er:

„Du mußt nur mutig sein, mein Herz! Sie wird nachgeben, sobald sie deinen festen Willen erkennt!"

„Sie wird nicht nachgeben, Erich!" Marinas Augen füllten sich schon wieder mit heißem Naß. „Ich kenne meine Mutter. Sie ist maßlos erbittert. Ich kann das gar nicht begreifen. Was es denn so schlimm, daß wir — in jener Nacht nicht mehr heimfahren konnten? Es war doch nicht unsere Schuld! Aber sie hakt dich seitdem, Erich!"

Die Wirtsstube war leer. Auch hinter dem dunklen, alten Büfett war keine Seele. Und Coloman Petsch riß Marina von neuem in seine Arme.

„Verbrich dir nicht den Kopf, Liebling! Hordist! Folge mir! Spiele grand jeu! Stelle deine Mutter vor vollendete Tatsachen! Du hast deinen Paß bei dir. Wir fliegen nach London. Wir werden dort heiraten!"

Marina lag in des innaen Mannes Armen. Sie verweigerte ihm keine Zärtlichkeit. Aber was sie dann erwiderte, war doch nur ein Nein.

„Könnteste du es denn überhaupt wagen, Erich? Mama sagte mir doch, daß du — erst kürzlich wegen eines . . . Darlehens mit ihr sprachst?"

Da setzte sich Coloman Petsch aufrechter in seinem Stuhl. Er lächelte überlegen. „Mist!" machte er und klopfte ein Streichholz auf. „Das war eine vorübergehende Sache. Ich bin völlig unabhängig. Meine Gifter in Osterreich allein genügen für ein standesgemäßes Leben. Ich hatte mich mit einem Berliner Industriellen Unternehmen etwas verrannt. Das ist vorbei. Auch ohne das Darlehen deiner Mutter! Vertraust du mir nicht?"

Marina schwieg. Es sah aus, als schäme sie sich ihrer Kleinmütigkeit.

„Sei mutig!" drängte Coloman Petsch.

„Geh mit mir!"

Stille. An den Fenstern summten einige aufdringliche Mücken, die unabhängig mit den Köpfen gegen die Scheiben stießen. Es war das einzige Geräusch im Zimmer. Coloman sah Marinas kühles, beinahe strenges

„Wozu der Töpfe viele?"

Aus einem Kochbuch, das General Scharnhorst schrieb

Scharnhorst, der große General und Erwecker des Freiheitsgedankens in Deutschland schrieb sein Kochbuch, das zum erstenmal 1806/07 war der französische Einfluß in Deutschland so stark geworden, daß sich auch die Gepflogenheiten der Hofkreise mehr und mehr fremde Sitten und Gewohnheiten einzubürgern begannen. Wie viele andere einsichtige Leute hatte das auch Scharnhorst erkannt, und was er sich vorgenommen hatte, das Volk zur Einfachheit zurückzuführen, damit es nicht mehr über seine Verhältnisse hinauslebte. Er setzte sich und schrieb das Werkchen nieder zu dem erwähnten Kochbuch, wo er ausführt, daß ein zerrüttetes Hauswesen schließlich nichts anderes ist als ein zerrütteter Staat. Das Volk hätte sich von den guten Sitten der Vorfahren entfernt und alle Sorgfalt nur darauf verwandt, die üppige Seite statt der nützlichen auszubilden. Von Grund auf müsse hier eine Aenderung eintreten und es sei die Hauptaufgabe der Hausfrau, mit geringen Kosten und Mühen eine reichliche, schmackhafte Speise zu bereiten.

„Die nationalen Frauenzimmer sollen ihre Familie schlicht sättigen und kräftigen, zum Ränzelnmästen sind sie nicht bestellt. Wozu dann die Töpfe viele — schreibt Scharnhorst — wenn einer genug ist. Mit den Aermsten soll man teilen, das ist keine Nächstenliebe, so wird auch der Geringste wissen, daß alle für ihn da sind und er für alle." — Zunächst empfiehlt Scharnhorst sein eigenes Leibgericht, nämlich Erbsensuppe mit Speck und Kartoffeln. Dann geht er ins einzelne und gibt an, wie dasselbe auch Weißkohl und Fleischklößchen sehr gut munden, ferner Rübenwürfel mit gedünsteten Vorreestangen nebst gebrühten Kartoffelscheiben. Das alles gut miteinander vermischt, gibt ein vortreffliches Töpfergericht. Auch anderes sei nicht zu verachten; gequollene Graupen mit Kohlrabi, Mohrrüben, grüne Bohnen nebst einer kleinen Tasse Milch, „um den Geschmack zu mildern". Ein großes Lob aber gebühre den gehackten Kräutern, die recht vielfältig verwendet werden können, und seine Suppe sollte ohne diese Kräuter gekocht nicht werden.

Das Kochbuch schließt dann Scharnhorst auf die in der Schale gekochten Kartoffeln, die mit Butter und Schmalz vorzüglich munden und das beste Essen ersetzen können, wie es schon in dem alten Kartoffellied heißt: „Schön tröstlich die Kartoffeln sind — und weiß wie Alabaster . . ." Als Gericht für acht Personen preist der General aus eigener Erfahrung: einhalb Pfund Rindfleisch in Würfel geschnitten, zwei Pfund Mohrrüben, vier Pfund Kartoffeln, vier Zwiebeln, Salz, Pfeffer, vier Eßlöffel Butter und Schmalz. Das geschnittene Rindfleisch soll in der Butter mit den Zwiebeln auf allen Seiten schön braunen und schließlich schmoren, dann kommen drei Liter Fleischbrühe hinzu (aus Knochen), und dann wird das Ganze in einem gut schließenden Topf gar gekocht. — Das sind Rezepte, die heute noch nicht ihre Berechtigung und ihre Anziehungskraft verloren haben

Profil von der Seite an. Es dämmerte etwas in ihm, wie die Erkenntnis, daß er dieses Auge klar denkende Mädchen nie und nimmer für seine phantastischen Pläne gewinnen könne.

Er fühlte etwas wie ein Erlahmen. Und zugleich brannte auch der heimliche Haß wieder in ihm auf, der Haß des Besitzlosen, des Ausgeschlossenen, des Geächteten gegen die wohlbehütete Welt, in der dieses blonde Mädchen lebte.

„Keine drei Tage wird es dauern, und deine Mutter wird nachgeben, Marina!" sagte er noch einmal.

Aber immer mehr entglitt ihm das Mädchen.

„Erich!" sagte sie. „Ich habe dich lieb, wie ich nie einen Mann liebte. Aber . . . ich bin keine von denen, die sich auf Erwerbungen einlassen. Vielleicht ist das ein Erbstück meines Vaters, der ein etwas allzu kühler Rechner war. Verzeihe mir, Erich. Habe Geduld! Ich will dich nicht aufgeben. Gewiß nicht! Aber — ich will auf eine gelegenere Zeit warten. Vielleicht — hat in einigen Wochen schon alles ein ganz anderes Gesicht. Lasse Mama Zeit. Sie mag sich nach dir erkundigen. Sie mag mit Ruhe prüfen, daß du kein leichtlebiger Phantast, sondern ein Ehrenmann bist. Dann wird unsere heute notwendige Besonnenheit, die ja kein Verzichten zu sein braucht, uns reichlich belohnen!"

Colomans Gesicht war verschlossen und wie von Stein. Aber am liebsten hätte er die starken Zähne gefletscht. Ahnungsloses Schaf! dachte er grimmig.

Dann warf er sich in seinen Stuhl zurück und rauchte.

„Bist du mir böse?" flüsterte Marina zaghaft. Sie tastete nach seinen Händen.

Er antwortete nicht. Es war still im Zimmer. Draußen rann jetzt ein leiser Regen. Die Mücken summten.

Und Coloman Petsch erhob sich jählings. Er ging hinaus.

Marina sah ihm nach, bis die Türe hinter ihm zuklappte.

Neben der Küche war der Fernsprecher. Juristen, Chemiker, Gartengenies und Gestüter. Ein Hund knurrte böse. Coloman Petsch nahm den Hörer auf. Er hatte in einer halben Minute Verbindung mit Berlin, in vierzig Sekunden die Stimme Demeter Stojkows im Ohr.

„Ja?"

„Es geht nicht, Demeter!" sagte Coloman Petsch. Sonst nichts.

„Gut!" fröchzte der Onkel in Berlin in der Kistriner Straße. „Auch so recht. Dann werden wir eben Tour, hehe! Bleib ganz ruhig. Wir sind rechtzeitig zur Stelle. Karic ist mit dem Wagen schon da. Du bist doch an dem besprochenen Ort?"

„Genau! Hast du noch etwas zu fragen?"

„Das Pulver hast du nicht mehr? Gib ihr zu trinken!"

„Wird besorgt! Aber kommt rasch!"

„Wiederhören! Hehehe!"

Das meckernde Lächeln des Alten noch im Ohr kam Coloman Petsch in die Wirtsstube zurück.

Die Augen Marinas strahlten ihm entgegen. „Alles wird gut werden, Erich!" flüsterte sie. „Ich fühle es so deutlich!"

Die schlanken Mädchenarme streckten sich Coloman hin.

Aber der blieb, ein wenig bleich, nahe dem Büfett stehen. „Wo steht denn die Bedienung?" knarrte er. „Wir haben nichts mehr in den Gläsern!"

„Du willst noch mehr trinken, Erich?" wunderte sich Marina. „Ich meine, es sei genug! Das Trinken am Vormittag macht mich so schläfrig!"

Und sie streckte die jungen Glieder, wie ein Kätzchen das sich zum Schlafe zusammenrollen will.

Coloman Petsch aber schlug klingend an ein Glas. „Man muß die Feste feiern, wie sie fallen!" sagte er und lachte rauh auf. „Wer weiß, wann ich wieder an deiner Seite sitzen darf!"

„Mache mich nicht traurig, Erich!" flüsterte Marina. Dann kam die Kellnerin, und Coloman Petsch bestellte eine Flasche Sekt.

Hinter dem Büfett gab es ein Geraune und ein Gekicher. Es war schon an Sonntagen ein Ereignis, wenn ein aufgeklaubter Gast eine Flasche Schaumwein bestellte. Kam eigentlich nur vor, wenn spät abends noch eine Fuhre feiernder Junggesellen angegondelt kam. Aber am hellen Vormittag, an einem Werktag bei Regenwetter Sekt?

Coloman Petsch lachte unverschämt. „Soll ich das Zeug vorausbezahlen, weil ihr mich so mißtrauisch anschaut?" schrie er hinter das Büfett. Marina lachte. Und die Flasche kam.

Die Bedienung entschuldigte sich. Man habe erst in den Keller gehen müssen.

Der Propfen knallte. Ueberschäumend ergoß sich das prickelnde Getränk in die Kelche.

Und Coloman Petsch legte plötzlich einen Arm um Marinas Hals, ihr Gesicht zu sich herbiegend.

„Auf unsere Zukunft, Schatz!" flüsterte er.

Zugleich aber fiel aus seiner Linken ein Kleines, weißes Kügelchen in Marinas Glas. Sie tranken einen langen, gierigen Zug.

Und Colomans Lippen preßten sich von neuem auf den Mund Marinas.

Er war plötzlich ausgelassen heiter, der Herr Erich von Hallerstein . . .

Der erste Verfolger

„Gut, daß du kommst, Pobland!" sagte Erhard Pramstaller, als der Freund das Atelier betrat. „Du kannst mir gleich mal diesen Brief vorlesen. Er ist von Austen Strachen, und ich verstehe nichts von Englisch. Gott sei Dank!"

Artur Pobland aber stand, den hingereichten Brief nicht einmal anblickend, vor dem Künstler und stieß statt jeder Antwort nur hastig die Frage heraus:

„Hast du etwas von Miß Marina gesehen oder gehört?"

„Von Marina?" Erhard Pramstaller war erstaunt. „Du weißt immer komische, Männeken! Ich erwarte sie doch erst gegen elf. Meinst du, daß Damen ihres Schlages mit dem ersten Hahnschrei schon aus den Federn steigen, um sich einem armen Künstler zu widmen?"

Und Artur Pobland senkte plötzlich den Kopf, verbrannte vor sich hinstarrend. „Wenn . . . du sie nicht überhaupt vergeblich erwartest!" sagte er dumpf.

Da lachte der Oesterreicher. „Nun, wenn auch! Ich müßte es ertragen. Aber sage mir endlich, was dieser Mauke da von mir will. Er hat seinem Briefe einen Scheck über fünfhundert Dollar beigelegt. Sehr freundlich von ihm, wie?"

Artur Pobland las die schreibmaschinengeschriebenen Zeilen des in seiner Hand zitternden Briefbogens, der die Aufschrift eines großen Hamburger Hotels trug.

„Lieber Herr Pramstaller!" überflogte er, was der junge Millionär geschrieben. „Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß ich mich aus verschiedenen Gründen genötigt sehe, den Ihnen erteilten Auftrag wieder zurückzuziehen. Sie empfangen anbei 500 Dollars per Scheck auf Berlin als Entschädigung für Ihre bereits aufgewandten Bemühungen. Ihr Austen Strachen."

Die beiden Männer sahen sich an.

„Was soll das heißen, Pramstaller?" fragte Pobland.

Der hob lachend die Schultern. „Wie kann ich es wissen? Sagte ich nicht immer, daß dieser Strachen ein ausgemachter Narr sei? Aber von mir aus! Generös bezahlt ist das Tonklimpchen auf alle Fälle, das ich bis jetzt als Entwurf in Angriff genommen habe!"

Damit zog der Künstler ein Tuch von einem kleinen Gestell, auf dem das einer dunklen, feuchten Tonmasse die Züge Marinas andeutungsweise zu erkennen waren.

„Ich will dir etwas sagen!" flüsterte Artur Pobland und dämpfte unwillkürlich die Stimme. „Miß Marina hat heute in aller Frühe schon ohne Wissen ihrer Mutter sich heimlich aus dem Hotel entfernt. Der Verdacht besteht, daß sie — sich mit jenem Hochstapler trifft, Pramstaller, ohne zu wissen, mit wem sie es zu tun hat. Siehst du nun ein, wie recht ich gestern hatte, als ich die Damen Parsons unverzüglich in Kenntnis setzen wollte?"

Aber der Bildhauer lachte nur derb auf. „Sehr wohrscheinlich wird sie sich mit diesem Kavalier treffen! Am Ende wird sie gar mit ihm durchbrennen. Säße solchen verschrobenen Dollarprinzessinnen ähnlich. Dieser saganhafte Freiheit vom Hallerstein ist ein flinker Bengel. Ein ausgezeichneter Menschenkenner auf den die Weiber fliegen! Wir hätten lange warten können, guter Pobland! Es hätte den Windhund nur noch interessanter gemacht, glaubst du mir nicht?"

Artur Pobland aber senkte den Briefbogen, verbrannte vor sich hinstarrend. „Wenn . . . du sie nicht überhaupt vergeblich erwartest!" sagte er dumpf.

Da lachte der Oesterreicher. „Nun, wenn auch! Ich müßte es ertragen. Aber sage mir endlich, was dieser Mauke da von mir will. Er hat seinem Briefe einen Scheck über fünfhundert Dollar beigelegt. Sehr freundlich von ihm, wie?"

Artur Pobland las die schreibmaschinengeschriebenen Zeilen des in seiner Hand zitternden Briefbogens, der die Aufschrift eines großen Hamburger Hotels trug.

„Lieber Herr Pramstaller!" überflogte er, was der junge Millionär geschrieben. „Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß ich mich aus verschiedenen Gründen genötigt sehe, den Ihnen erteilten Auftrag wieder zurückzuziehen. Sie empfangen anbei 500 Dollars per Scheck auf Berlin als Entschädigung für Ihre bereits aufgewandten Bemühungen. Ihr Austen Strachen."

Die beiden Männer sahen sich an.

„Was soll das heißen, Pramstaller?" fragte Pobland.

Der hob lachend die Schultern. „Wie kann ich es wissen? Sagte ich nicht immer, daß dieser Strachen ein ausgemachter Narr sei? Aber von mir aus! Generös bezahlt ist das Tonklimpchen auf alle Fälle, das ich bis jetzt als Entwurf in Angriff genommen habe!"

Damit zog der Künstler ein Tuch von einem kleinen Gestell, auf dem das einer dunklen, feuchten Tonmasse die Züge Marinas andeutungsweise zu erkennen waren.

„Ich will dir etwas sagen!" flüsterte Artur Pobland und dämpfte unwillkürlich die Stimme. „Miß Marina hat heute in aller Frühe schon ohne Wissen ihrer Mutter sich heimlich aus dem Hotel entfernt. Der Verdacht besteht, daß sie — sich mit jenem Hochstapler trifft, Pramstaller, ohne zu wissen, mit wem sie es zu tun hat. Siehst du nun ein, wie recht ich gestern hatte, als ich die Damen Parsons unverzüglich in Kenntnis setzen wollte?"

Aber der Bildhauer lachte nur derb auf. „Sehr wohrscheinlich wird sie sich mit diesem Kavalier treffen! Am Ende wird sie gar mit ihm durchbrennen. Säße solchen verschrobenen Dollarprinzessinnen ähnlich. Dieser saganhafte Freiheer von Hallerstein ist ein flinker Bengel. Ein ausgezeichneter Menschenkenner auf den die Weiber fliegen! Wir hätten lange warten können, guter Pobland! Es hätte den Windhund nur noch interessanter gemacht, glaubst du mir nicht?"

Artur Pobland aber senkte den Kopf

Spiel im Sommerwind

Junge Liebe auf großer Fahrt durch das schöne Deutschland

Die junge Dame hatte sich einen „Reisebegleiter möglichst mit Auto" gewünscht: Hier die romantische Erfüllung. Foto: Terra (5)

Zunächst hat uns die Melodie des Titels in ihren Bann gezogen. Spricht uns nicht aus diesen drei Worten ein frischer Hauch von Jugend, Sonne und glücklicher Unbekümmertheit an? Der Titel gefiel uns so gut, daß wir beschlossen, uns einmal näher mit diesem Film zu befassen. Was wir dabei feststellten, war, daß der Film ein Recht darauf hat, einen solch jugendfrohen Titel zu führen. Dieser Film i st vom ersten bis zum letzten Filmmeter jung, herzerfrischend jung. Es ist ja im allgemeinen nicht so, daß das junge Gesicht des Films immer durch die Geburtsdaten seiner Darsteller bewiesen wird, aber im vorliegenden Falle trifft es einmal zu. Hier war ein noch junger Regisseur am Werk, dessen Namen wir noch nicht oft hörten, den wir aber auf Grund der vorliegenden Leistung in Zukunft des öfteren hören dürften: Roger von Norman. Wenn sich die Filmerfahrung der Aelteren mit der Sehweise junger Menschen paart, die ein Stück eigener Jugend problemlos auf die Leinwand zu projizieren vermögen, dann ist die richtige Mischung für einen solchen Film hergestellt.

Wem es das Bild alleine nicht schon sagen sollte: Aus Reisekameraden sind Kameraden fürs Leben geworden.

Nach dem, was wir über diesen Film erfahren, erscheint Roger von Norman als ein solch glücklicher Kreuzungspunkt von Erfahrung und jugendlichem Temperament.

Die Fabel selbst ist schon ein Stück fröhlich-bedingungsloser Jugendlichkeit: Ein junger Senatorssohn aus Hamburg soll mit einem von den Eltern ausgesuchten jungen Mädchen verheiratet werden. Er empfindet diese elterliche Vorsorge als eine Knebelung seines freien Willens und geht sofort auf die nächstbeste Anzeige ein, in der sich eine 18jährige Haustochter nach einem „Reisebegleiter möglichst mit Auto" erkundigt. Eine ebenso klapperige wie romantische Nuckelpinne erfüllt den von der jungen Dame geäußerten Sonderwunsch. Es kann also losgehen. Die deutschen Landstraßen liegen vom Sommer-Sonnenlicht überflutet vor den Beiden. Die Fahrt führt sie von Hamburg bis Würzburg. Und hier setzt die besondere Note des Films ein, die ihm seinen über dem Durchschnitt stehenden Wert verleiht: Die deutsche Landschaft, — mit Ausnahme des Kulturfilms sonst nur „Kulisse" der Handlung — wird hier ganz in den Vordergrund gerückt, wird mit einem Wort künstlerische Absicht. Die Kamera hat sich die schönsten Punkte zwischen den eben genannten Städten ausgesucht und in der ganzen Leuchtkraft des Sommers festgehalten.

In diesem vorbeigleitenden Sommeridyll lernen sich nun die beiden jungen Menschen, die ursprünglich nur der elterlichen Gewalt ein Schnippchen schlagen wollten auf die nettste und anständigste Weise der Welt lieben. Spannung kommt dadurch in das Idyll, daß die beiderseitigen Eltern von banger Sorge um ihre Kinder erfüllt die Verfolgung der Ausreißer aufgenommen haben. Auch sie sind motorisiert, wenn auch mit größeren Pferdestärken und blankeren Karosserien. So liegen im ganzen drei Autos auf der sonnenbeschienenen Landstraße des Filmspiels. Verfolger und Verfolgte sorgen in der Unterschiedlichkeit des Alters, des Reisezwecks und der Methoden für die nötigen Kontraste. Es paßt ganz in den Charakter des Films als Laune eines Sommertages, daß die beiden Ausreißer sich als genau dieselben herausstellen, die die elterliche Vorsorge zu ehelichem Bund zusammenführen wollte.

So fing es an: Unverbindliche Annäherung auf Grund einer Zeitungsannonce

Zweie, denen diese Eskapade nicht passen wollte: Die beiderseitigen fahndenden Väter.

Am Steuer der kleinen Nuckelpinne sitzt Rolf Möbius, bestens bekannt von seiner Leutnantsrolle in „Urlaub auf Ehrenwort" und neben ihm eine Filmnovizin, die um die Jugendlichkeit des Films auch nach der darstellerischen Seite hin zu betonen, erst 16 Jahre alt ist: Hannelore Schroth. Auf der Verfolgerseite sehen wir im eleganten Kabriolett Lola Müthel als besorgte Mama und Albert Florath als aufgebrachten Papa.

So fügen sich die Bilder dieses Films zu einem unbeschwert bunten mixtum compositum aus Reisebegeisterung, Landstraßenzauber, Junge Reisekameradschaft, Liebe zum Auto und Liebe zur deutschen Landschaft. Wer möchte da nicht mitfahren?

Haus, Hof und Garten

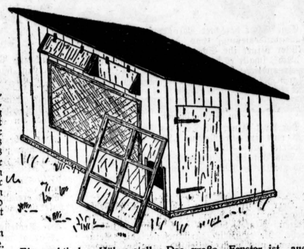
Wir bauen unseren Hühnern einen Stall

An Hühnerställen sind im Laufe der Zeit die verschiedenartigsten Typen entwickelt worden, wobei nicht nur der Zweck des Betriebes (Vermehrungszucht, Fleischmast oder Legeleistung) für die Unterschiede bestimmend war. Auch die Frage, ob die Hühnerhaltung im landwirtschaftlichen oder Kleinsiedlerrahmen, als Haupt- oder Nebenbetrieb getätigt wird, spielt eine Rolle, nicht zuletzt das Klima. Ställe, die sich in Südengland oder Amerika bewährt haben, etwa die offenen Frontställungen, kommen bei uns aus klimatischen Gründen in vielen Gegenden nicht in Frage. Andererseits können Unterkünfte, die an sich unseren Grundanschauungen über Hühnerställe nicht ganz entsprechen, etwa die lichtarmen Erdhütten, manchmal recht befriedigen, wenn durch besonders günstige äußere Haltungsbedingungen ein Ausgleich gegeben ist. Im allgemeinen aber wird man nur dann einen Stall für normale Verhältnisse als richtig ansehen, wenn er den Tieren genug Licht, Luft, Bewegungsmöglichkeit und Schutz bietet.

Ein solcher Normalstall hat je Tier eine Bodenfläche von ½ bis ¾ qm, wobei für den größeren Bestand die kleinsten Maße zutreffen. Diese Bodenfläche ist der Scharraum, der durch keinerlei Einbauten beengt sein darf. Die Nester liegen also nie ebenerdig, sondern höher; desgleichen ein etwa abgeteilter Schlafraum. Fehlt ein solcher, sind also Sitzstangen nebst Kotbrett im Scharraum vorgesehen, werden sie bei selbstverständlicher täglicher Reinigung kaum, also etwa 2 m : 1,70 m.

Zur Frischluft gehört die Lüftungsmöglichkeit, die so beschaffen sei, daß unmittelbarer Wind und Niederschläge ferngehalten werden. Am geeignetsten ist eine schmale, waagerechte Klappe, die, oben mit Scharnieren befestigt, unten nach außen zu öffnen ist. Damit von den Seiten keine Luft eindringt, sind hier dreieckige Schutzbretter vorgebaut, die über die Klappe greifen. Ist diese verglast, was aber nicht erforderlich ist, rechnet sie bei der Bestimmung der Fenstergröße mit. Zugluft muß vermieden werden; daher sollen alle Oeffnungen des Stalles stets an einer Wand liegen, das Schlupfloch also an der Hauptfensterseite. Sofern die Tür und etwaige Nebenfenster gut abdichtet sind, kann dann von der Hauptfensterseite und dem Schlupfloch her die Zugluft entstehen.

Als Fensterfläche rechnet man 1/10 bis 1/15 der Bodenfläche. Am besten ist die Lage nach Südsüdost. Die höchste Lichtwirkung ergibt sich, wenn ein Fenster an einer Längswand angebracht wird. Es muß herausnehmbar sein, es wächst ins Erdboden, am besten Lehm, bedarf einer Sicherung, indem rund um den Stall eines Drahtgeflecht 60 cm tief in die Erde gelassen wird. Im Schlafraum der Hühner muß im Winter genügend Wärme vorhanden sein. Das erreicht man am besten dadurch, daß das Dach des Schlafraums von innen unterschalt wird. Wird das Schlafabteil fest eingebaut, so müssen etwaige Drahtgeflechte im Winter durch Vorhänge aus Rupfen abgedichtet werden.



Ein praktischer Hühnerstall. Das große Fenster ist auswechselbar, im Sommer kommt an seine Stelle ein Rahmen mit Drahtgeflecht.

Die Anforderungen, die an den Bau eines Normalstalles gestellt werden, machen zur Beschaffung des Baumaterials keine Schwierigkeiten. Beim Bau eines Hühnerstalls aus Holz muß vor allem darauf geachtet werden, daß die Wände und das Dach dicht sind. Die Verwendung eines Pultdachs ist wegen seiner einfachen Konstruktion empfehlenswert, das Pappdach wegen seines geringen Neigungswinkels. Als billiges Baumaterial verdient in Zukunft der Lehm mehr Beachtung, und zwar in erster Linie wegen seiner Verwendung beim Stampfbau.

Karl Nitsch

Blattläuse im Obstgarten

schon vorbeugend bekämpfen

Im Scharraum sind die Legenester an der Stirnwand angebracht. Am Tage werden die Sitzstangen rechts über dem Kotbrett hochgeklappt. „Landw. Bilderdienst M (2)

Die Schädlichkeit dieses kleinen Insektes wird gewöhnlich unterschätzt. In sog. Blattlausjahren können Blattläuse erheblich zur Minderung des Obsterntes beitragen. Sie entziehen mit ihrem Saugschnabel den Pflanzen die Säfte; befallene Knospen und Blüten werden angenagt und verkrüppelt und die Fruchtbildung wird verhindert; junge Triebe und Blätter verkümmern und verkräuseln, welken und sterben ab. Ein stark von Blattläusen befallener Obstbaum sieht bald nach dem ersten Grün verwahrlost aus, und man ist geneigt, den Gartenbesitzer an dieser „Verlaufung" schuldig zu sprechen.

Von den meisten Blattläusen werden außerhalb Pflanzenteilen, sog. Gonidien, ausgeschieden, wodurch der Schaden noch vergrößert wird. Auf dem klebrigen Ueberzug, der dabei entsteht, siedeln sich bei feuchter Witterung Rußtaupilze an, die mit ihrem schwarzen Belag das Sonnenlicht abhalten und die Stärkebildung des Blattgrüns verhindern. Als weiteres Uebel tritt hinzu, daß Ameisen sich von dem „Honigtau" ernähren; sie hegen und pflegen förmlich die Blattläuse, indem sie diese verschleppen und dadurch weiter verbreiten.

Die wichtigsten Schädlinge der Blattlausarten sind an Obstbäumen: mehlige und grüne Apfellaus, mehlige Birnenlaus, schwarze Süßkirschenlaus, schwarze Sauerkirschenlaus, schwarzgefleckte und grüne Pflaumenlaus, kleine und große Pflaumenlaus; am Weinstock: Reblaus; an Beerensträuchern: grüne Beerenlaus, Himbeerlaus, Blasenlaus der roten Johannisbeere, Kolbenlaus der schwarzen Johannisbeere.

Die Bekämpfung der Blattlaus ist am wirksamsten, wenn sie bereits im Eizustand, also vorbeugend, erfolgt, weil dadurch die bei erdrückender Hitze stattfindende Massenvermehrung zumindest stark eingeschränkt werden kann. Zu diesem Zweck werden die Obstbäume im Vorfrühjahr — vor dem Schwellen der Knospen — mit Obstbaumkarbolineum oder anderen normierten Baumspritzmitteln triefend naß gespritzt. Kernobst mit 5—8prozentigen Lösungen, Steinobst höchstens 3prozentig, Pfirsich und Aprikosen 2- bis 3prozentig. Diese sog. Winterspritzung ist gleichzeitig gegen verschiedene andere Schädlinge wirksam. Wer sie versäumt, muß bei späteren Auftreten der Blattlausscharen den Kampf aufnehmen, der zu dieser Zeit mit Nikotinseifenbrühe, Quassiaseifenbrühe oder anderen normierten Spritzmitteln oder mit Nikotinräuchermitteln geführt wird.

Fritz Engelbart

Unser praktischer Wink

Sommerblüher wollen bald ans Licht

Wenn im Februar schon mildes Wetter herrscht, dann kann man auch daran denken, die Sommerblüher aus dem Winterquartier zu holen, die dort meist zu dunkel stehen und bei wärmerer Witterung auch schon zu treiben anfangen. Da ihnen zum Gedeihen das notwendige Licht fehlt, bildet sich kein Blattgrün, die Schößlinge entwickeln sich zu Wassertrieben. Um das zu verhindern, werden alle Sommerblüher um diese Zeit möglichst nahe ans Fenster gebracht. Vorher werden die alten Triebe auf 3 bis 5 Augen zurückgeschnitten. Am Fenster bleiben sie dann kurze Zeit stehen, bis sie durch Bildung neuer Triebe Wuchs zeigen. Dann ist der Augenblick des Verpflanzens gekommen. Abgestorbene Wurzeln müssen beim Verpflanzen mit einem scharfen Messer zurückgeschnitten werden, der alte Topfballen wird abgeschüttelt.

Zum Verpflanzen nimmt man sandige Komposterde. Für Pelargonien (Geranien) mischt man noch etwas milden Lehm hinzu. Das Verpflanzen muß in der Regel in kleinere Töpfe geschehen als die Pflanzen leider hatten, da die Wurzeln in zu großen Gefäßen leicht zu naß stehen. Auf das Abzugsloch des Blumentopfes werden mehrere Topfscherben gelegt. Dann ist darauf zu achten, daß die neue Erde behutsam zwischen die Wurzeln verteilt wird. Unmittelbar nach dem Verpflanzen soll man die Pflanzen nicht gießen, man wartet gern noch einen Tag.

Kartoffellegemaschinen oder Vielfachgeräte?

Die Vielfachgeräte für die Kartoffelbestellung und -pflege haben infolge ihrer großen Vorzüge in den letzten Jahren steigende Verbreitung gefunden. Neuerdings wird mitunter die Frage gestellt, ob Kartoffellegemaschinen im Interesse der Ersparnis von Handarbeit noch zweckmäßiger sind. Technisch ist das Problem der Legemaschine schon seit langen Jahren gelöst, es bestehen allerdings noch verschiedene Nachteile, wie größere Anzahl von Fehlstellen, fehlende Steuerfähigkeit mit ungeraden Reihen, wodurch die spätere Bearbeitung erschwert wird. Im ersten Augenblick scheint die Legemaschine trotzdem den Vorzug zu verdienen, da sie nur einmal über den Acker fährt, wo das Vielfachgerät zweimal, nämlich zum Lochen und zum Bestellen, gefahren werden muß. Hinzu kommt dann beim Vielfachgerät noch die Handarbeit für das Legen selbst. Bei genauer Nachprüfung der Wirtschaftlichkeit stellt man jedoch fest, wie Prof. Dr. Denzer in Heft 5 der „Mitteilungen für die Landwirtschaft" ausführt, daß die Legemaschine an Zeit und Bedienung nicht weniger, sondern eher mehr als das mit ihr vergleichbare Vielfachgerät erfordert. Auch die Ersparnis an Handarbeit für das Legen ist nicht so bedeutend, wenn neuzeitliche Methoden Verwendung finden, wie das Legen mit der Vorrimer Legetrommel oder dem Pommritzer Legekorb. Wenn man berücksichtigt, daß die Pflegearbeiten hinter der Legemaschine mit einreihigen Hack- und Häufelpflügen durchgeführt werden müssen, so steht einer Handarbeitsersparnis von 2 Tagen je ha beim Legen ein Mehrbedarf von 2,2 Tagen je ha bei den Pflegearbeiten gegenüber. Die Kartoffellegemaschine für Gespannzug ist infolgedessen für bäuerliche Betriebe nicht zu empfehlen.

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 Asiatisches Gewässer, 3 indischer Zauberkünstler, 6 Mute, 7 Handwerker; 9 Stadt an der Eitch, 10 persönliche Ausdrucksweise, 13 Empfindungsleiter, 15 Name eines Negerstammes in Togo, 16 Herrschaftsbezirk, 18 Stadt in der Türkei, 19 Nebenfluß der Mosel; b) von oben nach unten: 1 Fachblatt, 2 männliches Haustier, 3 Kopfbedeckung, 4 griechischer Gott, 5 hörtechnische Einrichtung, 8 Schweizer Kanton, 11 Gestalt aus der Artussage, 12 A...gehöriger eines europäischen Staates, 14 Blutgefäß, 17 Ausschank, 18 Spielkarte.

Silbenkapselrätsel.

Tschardas, Eheglück, Hoboist, Dietrich, Liefrant, Hahedant, Diemen, Liebfrauenmilch, Egoist, Judas, Glückstifter, Chaos, Missionar.

Den vorstehenden 14 Wörtern entnehme man je eine Silbe, Aneinandergefügt ergeben diese ein Zitat und den Namen des Dichters.

Silbenrätsel:

Aus den 20 Silben:

a — che — dam — bret — eck — ei — er — ha — kai — ket — la — mund — nau — of — — rai — sega — sta — stoi — tol — ve

sind 10 zweisilbige Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Verwandter, 2. Stadt in Hessen-Nassau, 3. Wiesenart, 4. männlicher Personenname, 5. russischer Dichter, 6. Stadt in Böhmen, 7. mathematische Figur, 8. Flußname, 9. Diener, 10. Lotteranzug. Wurden die Wörter richtig gebildet, ergeben Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Leonardo da Vinci.

Rätsel.

Wie eine Mutter ist sie mir,
Ich dank' ihr jede gute Gabe,
Die ich zum Leben nötig habe.
Für mich auch trägt sie Schmuck und Zier.
Die schönsten Kleider legt sie an,
Daß ich mich an ihr freuen kann.
Und schlaf' ich ein nach Menschenlos,
Sie bettet mich in ihrem Schoß.
Ich aber, ich, wie lohn' ich's ihr?
Mit Füßen tret' ich sie dafür.

Die rätselhaften Mittlauterreihen.

Wandbohrgangsfon,
Gnadmfend
ndmiddmrmn;
Tdonngmrbrmn
ndvrgsbwnnsgschön.

mnlGbl.

In vorstehendem Fünfzeiler fehlen die Selbstlaute. Man füge diese ein.

Gleichklang.

Man tut's mit dem Munde,
Man tut's mit den Händen,
Um jemand zu schaden
Und um Lob ihm zu spenden.

Tätigkeitsrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	
	2	6	11	8	2						verurteilt.
	3	2	11	11	6	7					speit Feuer.
	4	2	3	11	6						beißt.
	5	6	8	6	7						dichtet.
	6	8	4	6	7						fliegt.
	7	6	5	6	3						rauscht.
	8	4	2								erfrischt.
	9	10	8	3	2						kocht.
	10	2	3	4							führt Krieg.
	11	8	2	7	2						schreibt.
											schmückt.

Scherzbilderrätsel.

Ergänzungsrätsel.

(Auf Zeile 2 reimt ein bekanntes Zitat.)

Ein Käfer flog in Tertia,
Wo schnell ein Kind' ihn kriegte;
Mit Caesar sprach der Knabe da;
. . . . . !"

Synonym.

An Stelle eines jeden der nachstehenden Wörter soll ein Synonymes, sinnverwandtes Wort gesetzt werden. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann, aneinandergereiht, ein Sportgerät.

1. ehrlich, 2. eigensinnig, 3. keck, 4. hurtig, 5. kindisch, 6. hager, 7 reizend, 8. dauerhaft, 9. träge, 10. beharrlich, 11. brauchbar, 12. gewichtig, 13. aufgeblasen, 14. schüttig.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: von links nach rechte: 1. Sudrun, 4. Sau, 5. Oper, 8. Hefod, 9. Ketord, 12. Elle, 13. Uhr, 14. Keller; von oben nach unten: 1. Gaze, 2. Rokoko, 3. Neu, 4. Schule, 6. Reeder, 7. Wiesel, 10. Rudr, 11. Att.

Wie hoch ist er wirklich? Die wissenschaftlichen Angaben über die Höhe des Eiffelturmes nennen genau 300 Meter Höhe; sie sind richtig. Wenn Lehmann an jenem Nachmittag die Angaben bezweifelte, dann hatte er auch recht denn durch die Sonnenbestrahlung dehnen sich diese gewaltigen Eisenmassen aus. Die Ausdehnung ist so erheblich, daß die Höhe nicht mehr 300 sondern ungefähr 300,50 Meter beträgt.

Homonym: Absatz.

Zitatenversteckrätsel: Des Menschen Engel ist die Zeit.

Buchstabenrätsel: ai — ai (Faultier), at — Ate (Schicksalsgöttin), bt — Bete (Rote Rübe), ey — Eye (Ort in Hannover), nt — Knte (Vertiefung), wb — Webe (Gewebtes Stück).

Kürzungsrätsel: di, ei, eg, le, ck, hi, ni, es, ef, me, at, nn, nb. — Der Schneemann.

Scharade: Wildjang.

Bilderrätsel: Drei Dinge den Meister machen sollen: Wissen, Können und Wollen.

Kartenkunststück: Treff: Bube, Dame, Zehn — Pik: Zehn, Bube, Dame — Herz: Dame, Zehn, Bube

Verwandlungsrätsel: Folter.

„Ick brauche vorläufig nicht mehr in die Schule, Helmut, ick habe Diphtherie! Wenn du mir 20 Pfennig gibst, steck' ick dir an."
(Zeichnung: Hannesen — M.)

Unnötige Vorsicht

„Hat die Wohnung noch einen hinteren Ausgang?" fragte der Herr, der das Zimmer mieten wollte.

„Nein! — Und der ist auch nicht nötig!" sagt die Vermieterin. „Bei mir muß die Miete im voraus bezahlt werden!"

*

Erika will von der Wahrsagerin wissen, ob sie einen Mann findet oder nicht.

„Ein Mann wird Ihren Weg kreuzen", wird ihr geweissagt, „ein schwarzer, herrlicher Mann."

„Kreuzen?" meint Erika erregt, „kreuzen nutzt nichts, anhalten muß er!"
(Die Woche.)

*

„Karl", weint die junge Frau, „willst du nicht das Trinken um meinetwillen aufgeben?"

„Aber, Liebling, wer sagt dir denn, ich tränke um deinetwillen?!"

Ueberflüssig

„Mutti, wir haben heute Schule gespielt!"
„So? Und hast du dich auch gut betragen?"
„Braucht ich nicht, Mutti, ich war Lehrer!"

*

„Ein junges Mädchen geht vorbei; der eine junge Mann bemerkt zum anderen: „Reizendes Mädchen." Der andere: „Kunststück — mit siebzehn Jahren ist selbst eine alte Großmutter hübsch."

*

Rechtsanwalt: „Ich muß Sie leider wieder entlassen!"

Angestellter: „Aber warum denn, Herr Rechtsanwalt?"

Rechtsanwalt: „Sie sind mir zu langsam. Bis Sie einen Zahlungsbefehl fertig haben, ist die Forderung schon verjährt!"

*

Gertrud war mit ihrer Schwester in der Oper.

„Wie habt ihr euch denn unterhalten?"
„Zu Beginn ausgezeichnet."
„Na, und später?"
„Später haben es sich die Nachbarn verbeten." (Allgemeiner Wegweiser.)

*

Im Café ging ein neueintretender Herr sofort an einen Tisch, an dem eine einzelne Dame saß. — „Gestatten Sie", fragte er höflich, „daß ich mich zu Ihnen setze?"

„Ich bedauere sehr", antwortete die junge Dame, „der Platz ist reserviert — und ich auch!" (Ulkenposten.)

Der Gast: „Wieviel Faß Bier verkaufen Sie in der Woche?"
Der Wirt: „So an zwanzig!"
Der Gast: „Soll ich Ihnen einen Tip geben, wie Sie fünfundzwanzig verkaufen?"
Der Wirt: „Aber gern, wie denn?"
Der Gast: „Füllen Sie Ihre Gläser richtig!"
(„Tit Bits", London.)

Zwischen Mitternacht und Morgen

In düsterer Nacht kommt ein handfester Zecher nach Hause und sucht, ohne Licht zu machen, sein Bett. Plötzlich horcht er still. Er hat ein Geräusch vernommen und fragt schließlich: „In wer unter dem Bett?"

„Niemand!" antwortet ihm darob eine Baßstimme.

„Sonderbar", murmelt der Zecher, „und ich glaubte schon, jemand gehört zu haben."
(Berlingske Tidende.)

*

Eine Schar bezechter Männer steht in lauter Auseinandersetzung vor dem Haus. Frau Müller öffnet ihr Schlafzimmerfenster.

„Ach", schallt es hinauf, „wären Sie vielleicht so freundlich, herunterzukommen und Ihren Mann herauszusuchen? Die übrigen wollen auch schon gern nach Hause."
(Die Woche.)

Im Wartezimmer

Der Arzt öffnet die Tür des Sprechzimmers und ruft in den Raum: „Wer am längsten gewartet hat — bitte!"

„Das bin ich", antwortet da ein Schneider und zieht eine Rechnung aus der Tasche.
(Wara Nösen.)

*

„Herr Doktor, wenn ich den Oberkörper beuge, so tief, daß er mit den Beinen einen rechten Winkel bildet, mich dann seitwärts drehe, die Hüften zurücknehme, die Beine krümme und mich schließlich langsam wieder aufrichte, dann habe ich immer starke Schmerzen im Kreuz!"

„Warum machen Sie denn überhaupt diese verrückten Bewegungen?"

„Ich bin leider dazu gezwungen, wenn ich in mein Auto hinein will." (Eßtrabladet.)

*

Es regnet in Strömen. Herr Schöckchen sieht vor sich einen Herrn, den er für seinen Freund hält. Er läuft auf ihn zu, stößt ihn freundlich in den Rücken und sagt: „Na, Freundchen, nun gib mir mal schnell den Schirm her!"

Verblüfft schaut der fremde Mann ihn an, gibt ihm den Schirm und stottert verlegen: „Verzeihen Sie, ich wußte gar nicht, daß er Ihnen gehört!" (Rene J. J.)

„Stellen Sie doch, bitte, Nachbar, Ihren Lautsprecher leiser ein."
„Warum wünschen Sie das?"
„Weil ich meinen eigenen nicht mehr hören kann."
(Söndagsnisse Strix.)

Sie liebten sich grenzenlos, aber zum Schluß schieden sie doch als Feinde. Nach vielen Jahren trifft er seine frühere Braut auf einer Gesellschaft wieder. „Bist du es, Inge?" rief er freudig aus.

Sie aber verzog keine Miene und antwortete ruhig: „Waren Sie es oder Ihr Bruder, der mir früher einmal den Hof machte?"

„Davon weiß ich nichts", erwiderte er erschrocken, „das dürfte wohl mein Vater gewesen sein." (Dansk Familie Blad.)

*

Knicker fällt ins Wasser. Ein junger Mann rettet ihn. Knicker drückt ihm zehn Pfennig in die Hand und sagt: „Hier, junger Freund, damit Sie sich nicht umsonst bemüht haben!"

„Vielen Dank", sagt dieser erbost, „aber ich kann nicht herausgeben!"
(Allgemeiner Wegweiser.)

*

„Haben Sie vielleicht ein Kochbuch, Frau Nachbarin?"

„Sogar ein ganz vorzügliches, gleich mit Ratschlägen bei Verdauungsstörungen."
(Fliegende Blätter.)

*

Zwei Freundinnen treffen sich.

„Kannst du dir vorstellen", seufzte Paulinchen, was das heißt, verliebt zu sein, in nächster Nähe des Mannes zu sitzen, den du anbetest, und du fühlst, wie dein Innerstes zittert?"

„Genau so, Paulinchen, genau so ist es, wenn mich Peter auf seinem Motorrad mitnimmt."

Mißglücktes Kompliment

Ein Gast einer angesehenen Familie bekam seinen Platz neben der Gastgeberin. Als Hauptmahlzeit gab es eine gebratene Gans. Die Gans wurde direkt vor dem Gast auf den Tisch gestellt. Darob wollte der Gast der Frau des Hauses ein Kompliment machen. „Ich fühle mich geehrt", so hub er an, „daß ich bei der Gans sitzen darf!" Eisiges Schweigen folgte. Um seine Dummheit wieder gutzumachen, entschuldigte sich der Gast: „Ich meine natürlich die gebratene!" — und machte damit das Uebel nur schlimmer.
(Eßtrabladet.)

Karl hatte sich gerade ein großes Glas Bockbier einschenken lassen, als sein Freund Willi erschien.

„Karl", sprach Willi, „einen Groschen wette ich mit dir, daß ich dein Glas Bockbier vor deinen Augen austrinke, ohne daß du etwas davon siehst!"

Karl war neugierig, die Wette wurde abgeschlossen — Willi setzte an und trank das Glas Bockbier auf einen Zug aus.

„Ich habe es genau gesehen!" rief Karl.

„Dann hast du gewonnen!" gab Willi zu und legte seinen Groschen hin.
(Berliner Illustr. Zeitung.)

Lustiges Leben

Paul und Pauline waren gestern aus gewesen. Am nächsten Mittag zürnte Pauline: „Du mußt es gestern toll getrieben haben, Paul!"

„Ich? Wieso?"

„Die Nachbarin hat erzählt, du hättest nachts singend ein großes Faß im Garten herumgerollt."

„Das habe ich auch."

„Wo war ich denn zu dieser Zeit?"

„In dem Faß, Pauline!"
(Lustige Blätter.)

*

Dies ereignete sich in der höheren Töchterschule zu Hanau: Isabella kam zu spät in die Schule.

Der Professor sah sie forschend an:

„Warum haben Sie sich verspätet, Isabella?"

„Eine Wespe hat mich gestochen."

„Wohin?"

„Das — das kann ich nicht sagen."

„Gut, setzen Sie sich!"

Isabella errötete: „Setzen kann ich mich erst recht nicht." (Fliegende Blätter.)

*

Kurtchen kommt zum Arzt gerannt:

„Herr Doktor, bitte, kommen Sie doch schnell zu uns, die Wohnungstür ist zugeschlagen, und wir bekommen sie nicht auf!"

„Da kann ich doch nicht helfen, mein Junge, du mußt doch den Schlosser holen!"

„Ja, aber Papas Finger ist doch dazwischen!"

*

Gast: „Es ist wirklich schade, Herr Wirt, daß ich nicht schon in der vorigen Woche bei Ihnen gegessen habe."

Wirt: „Sehr schmeichelhaft, mein Herr, unsere Küche bietet stets nur das Beste vom Besten!"

Gast: „Ja, ich glaube, vor einer Woche muß dieses Beefsteak noch einigermaßen frisch gewesen sein."

Kindermund

Peter machte Leuten, die er kürzlich kennengelernte, einen Besuch. Die ganze Wohnung wurde ihm gezeigt.

„Sie haben aber wirklich wunderbare Möbel, das muß ich sagen", staunte Peter.

Da sagte das kleine Söhnchen des Hauses: „Ja, Onkel, sie sind so schön, daß es dem Möbelmann schon leid tut, sie verkauft zu haben. Immerzu ruft er deswegen an!"

Klein-Else hat recht

Der Fuchs hat ein paar Hühner gestohlen.

„Siehst du, Kind", meint die Mutter, „der Fuchs hat die Hühnchen gestohlen und gefressen, weil sie nicht lieb waren."

„Und wenn sie lieb gewesen wären", meint Klein-Else, „dann hätten wir sie gegessen."
(Jugend.)

*

„Weißt du, wie man jemand nennt, der Tag und Nacht in den Gastwirtschaften und in den Cafés verbringt?"

„Freilich weiß ich das. — das ist doch ein Kellner!"

Gut aufgehoben

„Heute abend werden wir uns aber großartig amüsieren. Schatz, ich habe drei Kinoplätze besorgt!"

„Wieso denn drei?"

„Na ja, für deinen Vater, für deine Mutter und für deinen kleinen Bruder!"
(Lustige Blätter.)

Welch Glück

Hausangestellte: „Gnädige Frau — sind Sie abergläubisch?"

Hausfrau: „Natürlich nicht; das sind doch Dummheiten!"

Hausangestellte: „Gott sei Dank!" Ich habe nämlich soeben den großen Spiegel zerbrochen!"

*

„Weißt du schon, was du deinem Mann zum Geburtstag schenken willst?"

„Ja, einen Wellensittich."

„Den hat er sich also gewünscht?"

„Das nicht, aber ich möchte gar so gern einen Wellensittich haben."

*

Schauspieler: „Wenn ich von hier oben ins Wasser springe, wie soll ich dann wieder herauskommen?"

Regisseur: „Macht nichts! Sie kommen ja in dem Film sowieso nicht mehr vor."

*

Mozart mußte einmal der Steuerbehörde sein festes Einkommen angeben. Er trug in den Bogen die 800 Gulden Gehalt ein, die er als Kammerkompositeur des Kaisers bezog und schrieb unter die Rubrik „Besondere Bemerkungen":

„Zuviel für das, was ich leiste, zuwenig für das, was ich leisten könnte!" (Jugend.)

„Da sah ich doch neulich einen Zauberer, der verwandelte ein Markstück in einen Blumenstrauß!"
„Das ist doch gar nichts, — ich kann sogar ein Fünfmarkstück in Bier und Schnaps verwandeln."
(Zeichnung: Hannesen — M.)

„Der Müller hat 90 Pfund abgenommen!"
„Entfettungskur gemacht?"
„Nee, Blinddarmoperation!"
„Donnerwetter, wisst so'n Ding viel!"

*

Die kleine Else: „Mama, um wieviel Uhr bin ich geboren?"

Mama: „Um zwei Uhr nachmittags, mein Kind."

Die kleine Else: „Ach, ich denke, da hältst du immer Mittagsruhe?!"

Falsch verstanden

„Ich höre, dein Onkel ist so krank, daß ihr auf alles vorbereitet sein müßt."

„Nein, nicht auf alles. Wir erben nur die Hälfte."

*

Kundin: „Sie haben mir ja meinen ganzen Babikopf zerschnitten, junger Mann."

Barbierlehrling: „Entschuldigen Sie, ich kann's noch nicht ordentlich, ich lerne erst."

*

Onkel: „Als ich noch ein junger Mann war, da konnten die Mädchen noch erröten."

Nichte: „Da möchte ich aber gern wissen, was du ihnen erzählt hast."

*

Bader (zum alten Bauer, dem er den letzten Zahn zieht): „Warum freuen Sie sich denn so?"

„Weil Sie mir diesmal bestimmt nicht den verkehrten Zahn ausreißen können."

„Du, jestern war ick in Dalldorf. Da jab's so viel zu saufen, wie man wollte."
„Quatsch nich, so viel jibt's ja jar nicht!"
(Zeichnung: Edler — M.)

Kieler Matrosen- Rinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Aller, Körpergröße (Scheitl b. Fußsohle) Knabe o. Mädch. u. Beruf angeb. Marine-Offiziersuche, Jachtklubjerseys, farb. Kammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Reitäme, Kleider, Fertigstellung, Anzüge, blau und karriert, Mäntel, Damenmäntel, Reitäme, Kleider, Körper- u. Konfektionsgröße unbedingt erforderl. Bemust Angeb. u. Preisliste gratis 3—monatl. Ratenzahlung Bekleidungshaus B. Preller, Kiel 84.

Raucher Grau! Einfache Abgewöhnung. Prämiert mit gold. Medaille. Aufklärung kostenlos. Fl. m. Nummers. 5.5 M. Spezial-Haaröl tonisiert graue Haare od. fördert nach Nähr. bei Ch. Schwartz Darmstadt D 107 Herbe.

Schütze Ohr! Wärme im Ohr bei Zugluft, Wind, Kälte. Die schmerzstillenden Ohrpfropfe sind eine Wohltat, auch bei Ohrenleiden! In Apoth. /Drog. 30 u. 90 Pfg. AKUSTIKA

Eisenbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag K Herne i. W. Mühlenstr. 7

3 Mark monatlich 3. monatlich 12 Raten. Anzahlg. 10.– Anerkannt gut — billig 95 Modelle. Katalog mit Farbmustern frei. Hans W. Müller Ohligs 413

Heiratsgesuche finden im 7. Tag weiteste Verbreitung

Nur nicht hungern, das könnte Ihnen schaden. Essen Sie sich ruhig satt — aber bleiben Sie schlank, elastisch und gesund durch den so beliebten, wohlschmeckenden Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräuterlee auch als Dria-Tabletten-Dria-Dragees.

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötiger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 4. Vj. 38: 43481. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.